HÖLDERLIN JAHRBUCH 1955/56

HÖLDERLIN-JAHRBUCH

Begründet von

Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn

Herausgegeben vom

Vorstand der Hölderlin-Gesellschaft

Neunter Band 1955/56

J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Schriftleitung: Wolfgang Binder und Alfred Kelletat, Tübingen, Hölderlinhaus

Mit 4 Abbildungen

©

J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1957
Alle Rechte vorbehalten
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen
Printed in Germany
Gesetzt und gedruckt bei H. Laupp jr in Tübingen
Einband: Heinr. Koch, Großbuchbinderei, Tübingen

DIE HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

hat bei ihrer Jahresversammlung am 9. Juni 1956 in Tübingen beschlossen,
ihren Gründer und Präsidenten in den Jahren 1945 bis 1955,
den ordentlichen Professor der Deutschen Literaturwissenschaft
an der Universität Tübingen,

Dr. PAUL KLUCKHOHN,

zum

EHRENPRÄSIDENTEN

zu ernennen.

Meinem verehrten Vorgänger an dieser Stelle für die hohen Verdienste zu danken, die er sich um Gründung, Wachstum und Bestand unserer Gesellschaft erworben hat, ist mir eine freudige Pflicht.

Es bleibt in der Geschichte der Gesellschaft unvergessen, daß Paul Kluckhohn schon in den dreißiger Jahren gemeinsam mit Theodor Haering den Plan einer literarischen Gesellschaft erwogen hat, die das Erbe Hölderlins pflegen, seine wissenschaftliche Erforschung unterstützen, seine Wirkung fördern und sein Bild im Streit der Meinungen rein erhalten sollte. Am 7. Juni 1943, dem hundertsten Todestag Hölderlins, konnte nach mühsamen Vorarbeiten die Hölderlin-Gesellschaft gegründet werden, die einen überraschenden Widerhall fand. Paul Kluckhohns erstes Geschenk an sie war die Hölderlin-Gedenkschrift von 1943, die Aufsätze der bekanntesten Forscher vereinigte. Dem Versuch der damaligen Machthaber, die junge Gesellschaft in ein politisches Propagandawerkzeug umzufälschen, widerstand er entschieden und klug. Auch in schwierigen Lagen ist es ihm gelungen, ihre Arbeit von derartigen Tendenzen frei zu halten.

Zusammenbruch und Währungswirren hielten ihn nicht ab, die Gesellschaft neu zu gründen und wieder aufzubauen. Er schuf zusammen mit Friedrich Beißner das Hölderlin-Jahrbuch, dessen wissenschaftlicher Rang und dessen aufgeschlossene Objektivität ihr immer neue Freunde zugeführt haben. In diesen Bänden ist der vielleicht wesentliche Ertrag der Hölderlin-Forschung eines Jahrzehnts geborgen. Dazu traten seit 1950 die Jahresversammlungen und Vortrags-Veranstaltungen, die die Gesellschaft in weiten Kreisen bekannt machten. Vielfältige und erfolgreiche Bemühungen galten dem innern Ausbau und der materiellen Sicherung der Arbeit. So hat er bei seinem Ausscheiden seinem Nachfolger ein in sich gefestigtes und zukunftsvolles Werk übergeben.

Die Mitglieder der Gesellschaft fühlen sich Paul Kluckhohn zu tiefem Dank verpflichtet. Er hat, getragen von der Ehrfurcht vor dem Geist und dem Wort des Dichters, diese in Rede und Schrift und in der Stille seines Wirkens vielen Menschen unserer Zeit vermittelt. Wir hoffen, sein Werk in seinem Sinne fortzuführen, und wünschen ihm noch viele glückliche Jahre geistigen Schaffens.

THEODOR PFIZER.



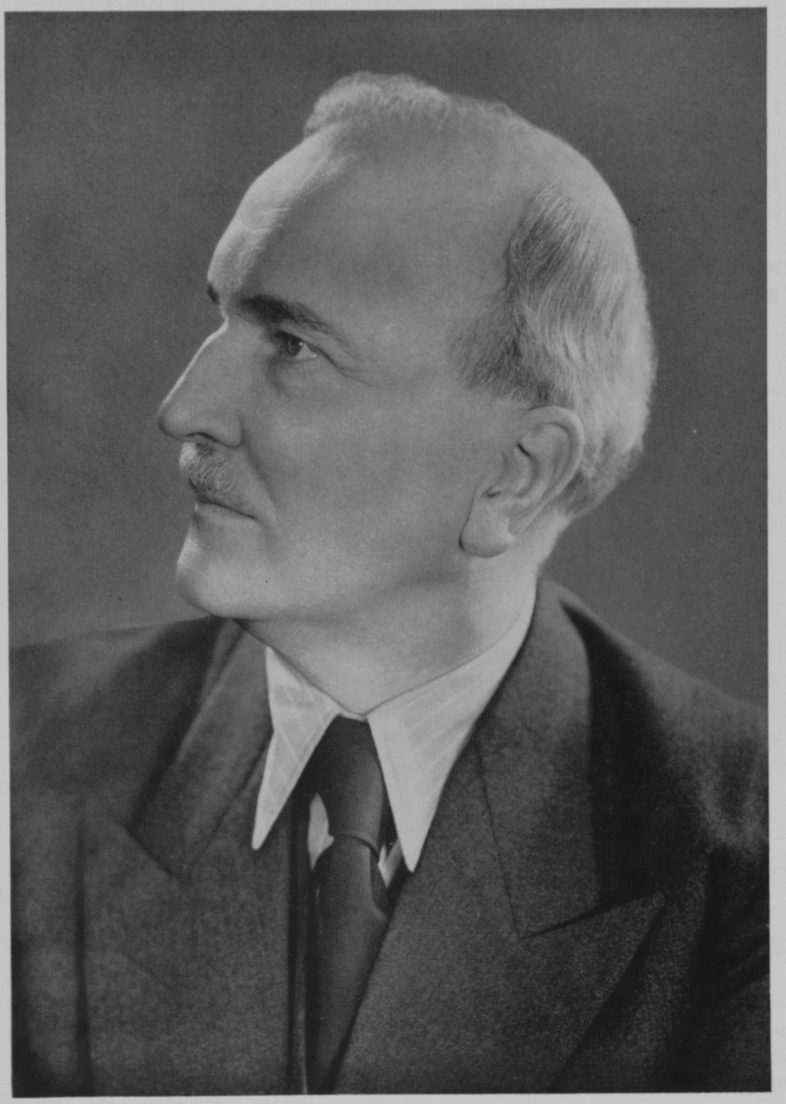
Meinem verehrten Vorgänger an dieser Stelle für die hohen Verdienste zu danken, die er sich um Gründung, Wachstum und Bestand unserer Gesellschaft erworben hat, ist mir eine freudige Pflicht.

Es bleibt in der Geschichte der Gesellschaft unvergessen, daß Paul Kluckhohn schon in den dreißiger Jahren gemeinsam mit Theodor Haering den Plan einer literarischen Gesellschaft erwogen hat, die das Erbe Hölderlins pflegen, seine wissenschaftliche Erforschung unterstützen, seine Wirkung fördern und sein Bild im Streit der Meinungen rein erhalten sollte. Am 7. Juni 1943, dem hundertsten Todestag Hölderlins, konnte nach mühsamen Vorarbeiten die Hölderlin-Gesellschaft gegründet werden, die einen überraschenden Widerhall fand. Paul Kluckhohns erstes Geschenk an sie war die Hölderlin-Gedenkschrift von 1943, die Aufsätze der bekanntesten Forscher vereinigte. Dem Versuch der damaligen Machthaber, die junge Gesellschaft in ein politisches Propagandawerkzeug umzufälschen, widerstand er entschieden und klug. Auch in schwierigen Lagen ist es ihm gelungen, ihre Arbeit von derartigen Tendenzen frei zu halten.

Zusammenbruch und Währungswirren hielten ihn nicht ab, die Gesellschaft neu zu gründen und wieder aufzubauen. Er schuf zusammen mit Friedrich Beißner das Hölderlin-Jahrbuch, dessen wissenschaftlicher Rang und dessen aufgeschlossene Objektivität ihr immer neue Freunde zugeführt haben. In diesen Bänden ist der vielleicht wesentliche Ertrag der Hölderlin-Forschung eines Jahrzehnts geborgen. Dazu traten seit 1950 die Jahresversammlungen und Vortrags-Veranstaltungen, die die Gesellschaft in weiten Kreisen bekannt machten. Vielfältige und erfolgreiche Bemühungen galten dem innern Ausbau und der materiellen Sicherung der Arbeit. So hat er bei seinem Ausscheiden seinem Nachfolger ein in sich gefestigtes und zukunftsvolles Werk übergeben.

Die Mitglieder der Gesellschaft fühlen sich Paul Kluckhohn zu tiefem Dank verpflichtet. Er hat, getragen von der Ehrfurcht vor dem Geist und dem Wort des Dichters, diese in Rede und Schrift und in der Stille seines Wirkens vielen Menschen unserer Zeit vermittelt. Wir hoffen, sein Werk in seinem Sinne fortzuführen, und wünschen ihm noch viele glückliche Jahre geistigen Schaffens.

THEODOR PFIZER.



INHALT

FRIEDENSFEIER

Hölderlins Friedensfeier. Von Paul Böckmann 1
Hölderlins Friedensfeier. Von Meta Corssen 32
Friedensfeier. Von Else Buddeberg 49
Das Leitbild in Hölderlins Friedensfeier. Von Lothar Kempter 88
Die Entstehung von Hölderlins Friedensfeier. Von Walter Bröcker 94
Diskussion über die 'Friedensfeier' bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 9. Juni 1956 in Tübingen 99
Bibliographie zur Friedensfeier 105

NEUE FUNDE

Diotima und ihr Haus. Briefe von Susette und Jacob Friedrich Gontard, Dokumente über sie und ihre Familie nebst einem Fragment des 'Hyperion'. Mitgeteilt und besprochen von Adolf Beck. 1. Hälfte. Mit 2 Tafeln .. 110

ABHANDLUNGEN

Hölderlins Weg zu den Göttern. Von Wolfgang Schadewaldt 174
Sprache und Wirklichkeit in Hölderlins Dichtung. Von Wolfgang Binder 183
Probleme der Hölderlin-Vertonung. Von Karl Michael Komma. Mit zahlreichen Notenbeispielen 201
»Wem sonst als Dir?« Eine Mitteilung von Richard Alewyn 219

ÜBERSETZUNGEN UND ZEUGNISSE GEGENWÄRTIGER WIRKUNG

Hölderlin. Von Ivo Beucker (Tafel) .. .. gegenüber 220
Fünf Oden Hölderlins. Ins Griechische übersetzt von Wilhelm Kuchenmüller 221
Drei Oden Hölderlins. Ins Lateinische übersetzt von Ludwig Englert .. 224
Fête de la paix de Friedrich Hölderlin. Übersetzt von Jean Bollack 226
An Hölderlin. Von Franz Baermann Steiner 232
Notizen über Hölderlin. Von Franz Baermann Steiner 235
Das Hölderlinbild Franz Baermann Steiners. Von H. G. Adler 238
Drei tschechische Hölderlin-Gedichte. Übertragen und erläutert von Otto F. Babler 241

REZENSIONEN

Allemann, Hölderlin und Heidegger (Hof) 246
Fäh, Klopstock und Hölderlin (Kelletat) 249
Frey, Dichtung, Denken und Sprache bei Hölderlin (Binder) 252
Hof, Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt (Heselhaus) 256

BIBLIOGRAPHIE UND BERICHT

Hölderlin-Bibliographie 1951–1955. Von Maria Kohler 262
Bericht über die Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 9. und 10. Juni 1956 in Tübingen 314

HÖLDERLINS FRIEDENSFEIER

VON

PAUL BÖCKMANN

In Hegels Ästhetik finden sich einige Sätze über das Verhältnis von Poesie und Prosa und die daraus erwachsenden Schwierigkeiten für den Ausleger poetischer Werke*. Sie können vielleicht helfen, um die seit der Auffindung der 'Friedensfeier' entstandene Situation der Hölderlinforschung zu klären. Hegel weist auf das Mißverhältnis zwischen der bildlichen oder uneigentlichen Vorstellungsweise der Dichtung und der begrifflichen Bestimmtheit und Verständlichkeit der Prosa hin, um die Aufgabe der Kommentatoren zu erläutern. Er sagt: „Im Allgemeinen können wir als Gesetz für die prosaische Vorstellung einerseits die Richtigkeit, andererseits die deutliche Bestimmtheit und klare Verständlichkeit aufstellen, während das Metaphorische und Bildliche überhaupt relativ immer undeutlich und unrichtig ist. Denn in dem eigentlichen Ausdrucke, wie die Poesie ihn in ihrer Bildlichkeit gibt, ist die einfache Sache aus ihrer unmittelbaren Verständlichkeit in die reale Erscheinung herübergeführt, aus der sie soll erkannt werden; in dem uneigentlichen aber wird eine von der Bedeutung sogar abliegende, nur verwandte Erscheinung zur Veranschaulichung benutzt, so daß nun die prosaischen Kommentatoren der Poeten viel zu tun haben, ehe es ihnen gelingt, durch ihre verständigen Analysen Bild und Bedeutung zu trennen, aus der lebendigen Gestalt den abstrakten Inhalt herauszuziehen und dadurch dem prosaischen Bewußtsein das Verständnis poetischer Vorstellungsweisen eröffnen zu können."[1] In Hölderlins Dichten spielt der „uneigentliche Ausdruck" eine große Rolle, um so mehr, als es ihm um den „höheren, mehr als mechanischen Zusammenhang" des Menschen mit seiner Welt geht[2], um jene „religiösen Verhältnisse", die so wohl von „intellectualen, moralischen, rechtlichen Verhältnissen" wie von „physischen, mechanischen, historischen Verhältnissen" unterschieden sind. Er sagt deshalb in dem Fragment über die Religion, daß diese religiösen Verhältnisse in ihrer Vorstellung weder intellektuell noch historisch, sondern „mythisch"

* Dieser Aufsatz gibt den Festvortrag wieder, der am 9. Juni 1956 in Tübingen bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft gehalten wurde. Für den Druck wurden Anmerkungen hinzugefügt, um die vorgetragene Deutung durch genauere Erläuterung fraglicher Textstellen zu begründen und zur Klärung der entstandenen Kontroversen beizutragen. Da die Form des Vortrags erhalten bleiben sollte, wurden die Anmerkungen in einem Anhang zusammengefaßt.

1 Hölderlin-Jahrbuch 1955/56

sind, sowohl was ihren Stoff, als was ihren Vortrag betrifft[3]. Die eigentliche „Hauptparthie" des Gedichts sei immer nur der „Gott der Mythe". Es kann nicht verwundern, daß ein Dichten, das sich so entschieden über den Bereich des Begriffs wie des historischen Faktums erhebt, dem prosaischen Bewußtsein besondere Schwierigkeiten bereitet.

So haben wir es anderthalb Jahre nach dem ersten Druck der neu gefundenen Hymne nicht nur mit dem Gedicht zu tun, sondern zugleich auch mit der Tatsache, daß es ebenso vielfältige wie widerstreitende Auslegungen gefunden hat. Wir sind offenbar noch sehr weit von einem einhelligen Verständnis entfernt; bisweilen könnte es scheinen, als sei die 'Friedensfeier' wie ein rechter Zankapfel unter die Hölderlinfreunde geworfen worden. Vielleicht sollte man sich zunächst einmal darüber freuen, daß überhaupt ein Gedicht so leidenschaftliche Anteilnahme wecken konnte, daß sich so viele Menschen veranlaßt sehen, es sich zuzueignen und sich die erregende Kraft der Verse begrifflich klarzumachen. Die Dichtung erfüllt sich ja erst in ihrer menschlichen Wirkung, und so gehört es zu ihrem Verständnis, daß der Empfangende sie seiner Welt zuzuordnen sucht und doch zugleich auf das begegnende Wort hören muß. Man mag sich im Sinne Hegels fragen, ob eine Dichtung überhaupt auf einen begrifflich eindeutigen Gehalt als prosaische Aussage zurückgeführt werden kann oder ob sie sich nicht für viele Sinnbezüge offenhält und ihre Bedeutung und Fruchtbarkeit gerade dadurch bewährt, daß sie die verschiedensten Vorstellungsweisen belebt. Statt von einem bestimmten Sinn des Kunstwerks sollte man von einem Bedeutungsumkreis sprechen, in dem sich sein Sinn zeigt. Nicht alles, was dem Leser zu dem Gedicht einfällt, führt in diesen Bedeutungsumkreis hinein und vermag ihn zu erschließen. Wir müssen fragen, ob die geweckten Assoziationen im Sinnbereich des Werks liegen können oder wie sie sich seiner Thematik zuordnen. Dadurch könnte es möglich werden, die verschiedenen Aneignungsweisen für einander fruchtbar zu machen.

Ich will hier nicht in eine Diskussion der einzelnen Deutungsversuche eintreten, sondern nur die entstandene Situation kurz kennzeichnen, um dann einen eigenen Weg zu versuchen. Die Gegensätze erstrecken sich ja nicht nur auf die dem Gedicht wesentliche Thematik, sondern auch auf den Sinn der einzelnen Worte, Bilder und Verse. Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten der Auffassungen überschneiden sich mannigfach. Der Mythologe, der Geschichtsphilosoph, der Theologe, der Kulturpolitiker und nicht zuletzt der Philologe und Literarästhetiker treten von sehr verschiedenen Voraussetzungen aus an den Text heran und kommen zu so gegensätzlichen Thesen, daß zwischen ihnen um eine klärende Entscheidung gerungen werden muß. Beißner hatte in dem Kommentar zu seiner Textausgabe mit Recht betont, daß das Gedicht nicht als „versifizierte Weltanschauung" mißverstanden werden sollte, vielmehr die „Bereitschaft zu neuer Gottesbegegnung" ausspreche. Er meinte auf den „Genius unsers Volks" aus der Ode 'An die Deutschen' verweisen zu können, um den Sinn der 'Friedensfeier' zu erläutern, und wehrte zugleich eine nähere Beziehung der Hymne zu Christus entschieden ab, wie sie sich von dem früher schon bekannten Entwurf aus nahelegte[4]. Eine völlig andere Auffassung entwickelte Kerényi mit seiner Napoleonthese, die das Gedicht in eine ganz konkrete Beziehung zum politischen Geschehen brachte[5]. Sie wurde von Allemann aufgegriffen und weiterentwickelt, so daß nun das Gedicht in der „Versöhnung zwischen Christus und Napoleon" gipfeln sollte, als habe Hölderlin Christus zu Napoleon gerufen[6]. Wenn man einerseits bereit schien, diese Napoleonthese als „bewiesen" hinzunehmen, so mußte sie doch andererseits zu einer Kritik an Hölderlin weitertreiben, als sei er einem Dichterwahn erlegen (Heselhaus) oder als habe er den Zusammenhang mit der Wirklichkeit verloren (Rahn)[7]. Die Frage, wie weit das Gedicht von der „beginnenden Erkrankung" zeuge, schien sich anzubieten und die sprachlichen Schwierigkeiten am leichtesten zu erklären (Hof)[8]. So lag es nahe, nach Auswegen zu suchen, entweder durch Wiederaufnahme der Christusthese[9] oder durch ein genaueres Eingehen auf den Sinn der Friedensfeier selbst[10]. Man nannte die Hymne einen „Mythos der Weltgeschichte", der die „Epiphanie des Weltgeistes" feire (Bröcker), oder suchte sie auf ein „dreistufiges Geschichtsbild" zu beziehen, das der Gestalt der „Friedensgottheit" Bedeutung gibt (Hof)[11]. Man suchte den Herrn des ewigen Friedens im mythologischen Namen des Saturn wiederzuerkennen (Binder) oder ging den Beziehungen zur Christusgestalt nach (Buhr)[12]. Zu einer genaueren Klärung nötigt vor allem die Napoleonthese; sie ist zum eigentlichen Stein des Anstoßes geworden, weil sie an Sinn und Bedeutung der dichterischen Leistung Hölderlins vorbeizuführen droht und – wie mir scheint – die allgemeinere Anteilnahme an dem neu gefundenen Gedicht durch eine falsche Aktualisierung in die Irre leitet.

Ich muß kurz andeuten, warum sie m. E. ungesichert bleibt und den eigentlichen Zusammenhang des Gedichts verdeckt. Sie ruht nämlich auf schwachen Füßen. Kerényi nimmt eine ebenso einfache wie problematische Gleichung an: der in Vers 15 und 112 genannte „Fürst des Festes" soll als Bonaparte erkannt werden, weil er in Vers 19 als „Allbekannter" angeredet wird und es einen Bonaparte gewidmeten Gedichtentwurf Hölderlins mit der Überschrift 'Dem Allbekannten' gibt. Die Gleichung

setzt also voraus, daß bei Hölderlin das Wort „der Allbekannte" immer Bonaparte meinen muß und es seine Bedeutung nicht erst aus dem jeweiligen besonderen Sinnzusammenhang erhält[13]. Auch für Hölderlin gibt es aber viele „allbekannte" Erscheinungen, sowohl in Natur und Geschichte wie unter den Kräften des Geistes. In 'Dichterberuf' z. B. spricht er von dem „schlauen Geschlecht", das das „Tageslicht" und den „Donnerer" und des „Himmels Sterne" zu „kennen" wähnt, weil es sie mit Namen nennt. Auch hier wird ein Allbekanntes genannt, das doch in seinem eigentlichen Wesen als zugehörig zu den „Himmelskräften" verborgen bleibt; entsprechend wird in der 'Friedensfeier' der Frieden als das Allbekannte nach seinem himmlischen Wesen befragt. Wenn mit dem „Allbekannten" dagegen Napoleon gemeint sein sollte, so würde das bedeuten, daß wir den zentralen Gehalt des Gedichtes nicht aus ihm selbst entnehmen können, sondern nur aus einem von ihm völlig unabhängigen Entwurf, dessen Überschrift 'Dem Allbekannten' erst seit Beißners Ausgabe, 1951, üblich geworden ist, während Hellingrath noch die Lesart 'Dem Allgenannten' vorgezogen hatte. Die 'Friedensfeier' wäre als Gedicht mißglückt, wenn ihr Verständnis von einem unausgeführten Entwurf abhängig bliebe.

In den beiden Entwürfen Hölderlins, die sich auf Napoleon beziehen, weisen Überschrift oder Motivwahl eindeutig auf ihn hin; Hölderlin kann sich ihm zuwenden, weil er in ihm den „Geist der Helden" feiert; er singt „den Fremdling", weil es ihn bewegt, wie „der Genius reift"[14]. Es geht ihm also in der Gestalt Bonapartes um das Schicksal des Heroen, von dem auch die Rheinhymne singt, die so entschieden die Grenze zwischen Göttern und Heroen zieht:

> Es haben aber an eigner
> Unsterblichkeit die Götter genug und bedürfen
> Die Himmlischen eines Dings,
> So sinds Heroen und Menschen. (Vers 105 ff.)

Die 'Friedensfeier' dagegen singt nicht vom Schicksal der Heroen, sondern vom Erscheinen eines Gottes und sagt ausdrücklich, daß das begegnende Hohe nichts Sterbliches ist. Es hat deshalb die Gestalt Napoleons in ihr keinen Raum. Man müßte erst verständlich machen, wie der „Geist der Helden" mit dem „Erscheinen des Gottes" in Zusammenhang steht, wenn die Napoleonthese auch nur eine innere Wahrscheinlichkeit gewinnen sollte. In einem Brief vom 16. November 1799 schreibt Hölderlin, daß Bonaparte eine Art Diktator geworden sei; er scheint damit zugleich ein Urteil über ihn auszusprechen, so daß es nicht wunder nimmt, daß er ihn in seiner Dichtung nicht mehr erwähnt[15].

Man wird also die 'Friedensfeier' von dem Entwurf 'Dem Allbekannten' ganz getrennt halten und aus sich selbst verstehen müssen. Wenn der Sinn des Gedichtes zu so widerstreitenden Auslegungen geführt hat, so mag das zunächst nur darauf hindeuten, daß es als ein eigentümlich komplexes Gebilde eine besondere Aufmerksamkeit fordert und der lyrischen Sprache eine eigene Kühnheit gibt. Seine Bedeutung scheint mir darin zu bestehen, daß es die Macht des Friedens als eine religiöse Erfahrung versteht und deshalb die Sprache in eine Bewegung bringt, die ebenso ihren logischen Mitteilungscharakter wie ihren subjektiven Ausdruckscharakter in Frage stellt. Die christliche Überlieferung sieht sich auf ein weltimmanentes Daseinsverständnis zurückgewiesen und bleibt doch in ihrer seelenformenden Macht wirksam. Die Sprache gerät an die Grenze des Sagbaren und erprobt ihre äußersten Möglichkeiten, indem sie mit der Vielsinnigkeit der Worte und den syntaktisch-rhythmischen Fügungen ein eigenes Verweisungssystem herstellt, das Natur und Geist in eine dem neuzeitlichen Bewußtsein angemessene Beziehung zu bringen vermag. Die Ineinssetzung von Natur und Geist ist die Voraussetzung aller Aussagen und ihrer hieroglyphischen Hermetik. Die abstandhaltende Verrätselung der Sprache als eine äußerste Sprachmöglichkeit gehört zum Wesen dieses Gedichts, sofern es die Natur als geistiges Geschehen zu fassen weiß. Sein Verständnis hängt davon ab, daß man der eigentümlichen Verflechtung der drei Hauptthemen, der Natur, des Friedens und der Erscheinung Christi nachgeht.

Es soll hier nicht versucht werden, die Verse fortlaufend und vollständig zu erläutern; aber vielleicht lassen sich die Schwierigkeiten doch auflösen, die bisher die Napoleonthese als eine erwünschte Verlegenheitsauskunft erscheinen ließen. Man hat – wie mir scheint – den eigentlichen Einsatz des Gedichtes nicht genügend beachtet und darum auch das Verhältnis der ersten beiden Strophen zu dem schon von Hellingrath veröffentlichten Entwurf: 'Versöhnender, der du nimmergeglaubt' verkannt. Die in der ersten Strophe dieses Entwurfs enthaltenen Bestimmungen stehen nicht im Gegensatz zu den Aussagen der Endfassung, sondern bestätigen sie, so daß sich eindeutig ergibt, daß mit dem „Fürsten des Fests" der Friede selbst genannt wird, sofern in ihm eine Gestalt der Himmlischen, ein Gott, ein Unsterblicher begegnet und also der Friede als eine Macht des Geistes erkannt sein will.

Die 'Friedensfeier' beginnt mit dem Bild eines Festsaals mit Teppichen und Tischen; aber es bleibt trotzdem die Frage, ob und wie weit wir uns mit der Vorstellung eines zum Empfang der Gäste hergerichteten Saales begnügen sollen. Es geht offenbar nicht darum, daß die Menschen aus

Anlaß eines Friedensschlusses ein Fest begehen wollen und ihre Vorbereitungen getroffen haben, sondern um die festliche Verwandlung des Lebens durch die Ankunft des Friedens[16]. Die erste Strophe, die das Bild des Festsaales entwirft, besteht aus zwei Sätzen, die durch ein „Denn" verbunden sind, so daß der zweite Satz die Begründung für die Aussagen des ersten gibt. Wir können schematisierend ihren Sinn so erläutern: weil sich liebende Gäste hieher beschieden haben, ist der Saal der Töne voll, duftet die Freudenwolke um grüne Teppiche, stehen die Tische voller Früchte. Es ist nicht von „geliebten Gästen" die Rede, die vom Dichter oder wem immer eingeladen sind, sondern von „liebenden Gästen", die sich selbst zum Fest „beschieden" haben, die also durch ihre liebende Zuwendung erst dem Saal seine Festlichkeit geben. Die Art dieser Gäste wird nur durch die Art des Bildes erkennbar. Der erste Satz drängt ständig über die sachlich gegenständliche Mitteilung oder Beschreibung hinaus und wird zu einer weitausgreifenden Sprachgebärde mit vielen Beiworten, die den Vorstellungen ihren Beziehungsreichtum geben und sie doppelsinnig, gleichnishaft machen. Jedes Wort hat hier sein eigenes Gewicht, auch wenn es den Anschein haben könnte, als diente es nur einem rhetorischen Schmuck der Rede. Schon der Einsatz des Gedichts spricht mit Bedacht davon, daß der Saal der himmlischen Töne voll ist. Es sind die Töne der Himmlischen, von denen nur in paradoxen Wendungen gesprochen werden kann; die still sind und doch klingen, die ruhen und doch wandeln; als widerklingende Töne geben sie Antwort auf frühere Stimmen; als wandelnde Töne zeugen sie vom Wandel der Himmlischen.

Man wird bei diesen Versen an den Wortgebrauch Hölderlins in anderen Gedichten denken müssen, um den ihnen zugehörigen Vorstellungshorizont und ihre Beziehungsfülle genauer zu bestimmen. Der Einsatz zu dem Gedicht 'Am Quell der Donau' spricht von „Mutter Asia", die ein „unendlich Frohloken" erhob, „daß uns nach jener Stimme das Ohr noch jezt . . . tönet" und die nun ruht und wartet, ob ihr vielleicht „aus lebendiger Brust ein Wiederklang der Liebe" begegne[17]. Und in 'Germanien' heißt es:

> Es rauschen die Wasser am Fels
> Und Wetter im Wald und bei dem Nahmen derselben
> Tönt auf aus alter Zeit Vergangengöttliches wieder. (Vers 98 ff.)

Auch an den Vers im 'Gesang des Deutschen' ist zu erinnern: „Doch wie der Frühling wandelt der Genius / Von Land zu Land" (Vers 37 f.). Mit den „himmlischen, still wiederklingenden Tönen" klingt Vergangengöttliches wider, begegnet ein Widerklang auf die nachtönende Stimme Asiens als dem Ursprungsland der Botschaft vom Göttlichen. Die „ruhigwandelnden Töne" verweisen auf den Wandel des Genius von Land zu Land, wie auch im Gedicht 'Germanien' der Adler, der vom Indus kommt, zuletzt die Alpen überschwingt: „Göttersprüche regnen . . und es tönt im innersten Haine" (Vers 40 f.). So ist mit den ersten Worten des Gedichtes schon auf die Ankunft der liebenden Gäste als auf die Ankunft der Himmlischen verwiesen und sehr bedeutsam das Wort von den „himmlischen Tönen" an den Anfang gestellt[18].

Damit ist aber zugleich deutlich, daß das Bild vom Saal, den Teppichen und Tischen gleichnishaft-vielsinnig auf jene heimatliche Natur bezogen sein will, die durch die Gegenwart der Himmlischen erst die Vertrautheit des Hauses gewinnt. Das Gedicht gipfelt in der 9. Strophe folgerecht in der Erwartung, daß unser Geschlecht nicht eher sich schlafen legt, bis all die Unsterblichen da sind „in unserem Haußе" (Vers 117). Sofern in der Natur die Unsterblichen begegnen, wird sie zum Festsaal, finden sich die Menschen im Haus der Heimat; nur dieser Saal ist wahrhaft „altgebaut" und „seeliggewohnt". Entsprechend heißt es in 'Brod und Wein':

> Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle . . .
> Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,
> Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut! (Vers 55 ff.)

Wie dort Griechenland als „Haus der Himmlischen" zugleich als das vor alters gebaute gefeiert wird, so geschieht es im Eingang der 'Friedensfeier' mit der eigenen Heimat, freilich zurückhaltender und verdeckter, aber doch so, daß ohne Beachtung dieses tieferen Sinnbezugs das Gewicht der Verse ebenso verkannt würde wie ihre Bedeutung für die Gesamtkonzeption des Gedichtes. Hier bildet den „Boden" nicht das Meer, sondern das Land der grünen Teppiche, so wie im 'Wanderer' „das heilige Grün, der Zeuge des seeligen, tiefen / Lebens der Welt" das Herz des in die Heimat Zurückkehrenden erfrischt (Vers 41 f.). Die Berge als die Tische geben Nahrung und Trank, Brot und Wein, so daß die göttlichen Gaben ganz im häuslichen Bild der Früchte und Kelche gefaßt werden können. Wie gleichnishaft Hölderlin das scheinbar so gegenständlich-realistische Bild der Kelche gebrauchen kann, zeigen die Verse aus dem Archipelagus, die den Wiederaufbau Athens als Dank an die Himmlischen deuten:

> Brunnen steigen empor . . .
> Und umher an ihnen erglänzt, gleich festlichen Helden
> Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen . . . (Vers 188 ff.)

Auch hier steht das Bild des Kelchs für die Gabe des Tranks[19].

Die erste Strophe der 'Friedensfeier' spricht demnach von der liebenden Zuwendung der Himmlischen zu und in der heimatlichen Natur, von den sich selbst zum Fest der Göttereinkehr bescheidenden himmlischen Gästen. Sie weist im Sinn der 9. Strophe auf den Festtag, der der „Allversammelnde" heißt, weil an ihm die „heiligen Mächte", die „Himmlischen" gegenwärtig werden. Damit steht aber diese erste Strophe zugleich in engstem Zusammenhang mit dem ursprünglichen Entwurf von 'Versöhnender, der du nimmergeglaubt'. Was dort am Ende der ersten Strophe zusammenfassend ausgesagt wird, ist in der Schlußfassung des Gedichts im Bild des Saals als Darstellung entfaltet. Dort hieß es:

> ... wenn aber
> Ein Gott erscheint, auf Himmel und Erd und Meer
> Kömmt allerneuende Klarheit.

Jetzt wird im Bild des Saals vorgeführt, wie durch das Erscheinen des Gottes auf Himmel und Erd und Meer jene allerneuende Klarheit kommt, die die Natur in das festliche Haus der Götter und Menschen verwandelt.

Wenn in solcher Weise die erste Strophe von der die heimische Landschaft erfüllenden Klarheit aus auf die Ankunft der Himmlischen verweist, so scheint damit aber zugleich eine Um- und Ausdeutung der biblischen Vorstellungen von der Klarheit und Herrlichkeit Gottes wirksam zu werden. Es ist nicht nur an die „Klarheit des Herrn" zu denken, an die *δόξα κυρίου*, die die Engel bei den Hirten (Lukas 2, 9) umgibt, sondern mehr noch an die Herrlichkeit Gottes von der Ezechiel spricht, vor allem Kap. 43, 2–5 „Und siehe, die Herrlichkeit des Gottes Israel kam von Morgen und brauste, wie ein großes Wasser braust: und es ward sehr licht auf der Erde von seiner Herrlichkeit ... Und die Herrlichkeit des Herrn kam hinein zum Hause durchs Tor gegen Morgen ... und siehe die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus". Was sich bei Ezechiel auf eine Vision des neuen Tempels des Hauses Israel bezieht, wird von Hölderlin im Sinne der von göttlichen Mächten durchwalteten Natur verstanden. Das Bild des Hauses, wie es in 'Brod und Wein' auf Griechenland und nun auf den eigenen Lebensbereich bezogen wird, erhält eine besondere Bedeutung, weil es nach der Erscheinungsweise des Göttlichen im irdisch-menschlichen Bereich fragen läßt. Friedrich Christoph Oetinger hatte in seiner 'Theologia ex idea vitae deducta' von 1765 ausdrücklicher auf Ezechiel Bezug genommen und gesagt: „Die *δόξα* oder die Herrlichkeit Gottes ist das Kleid oder die Fülle der Gottheit" (S. 68). Er suchte festzustellen, daß zwar die Herrlichkeit Gottes von Gott unterschieden sei, daß aber gleichwohl Gott nicht sein kann ohne seine Herrlichkeit, noch

viel weniger von einem englischen oder menschlichen Verstande von Gott geredet oder Gott gedacht werden könne ohne seine Herrlichkeit. Er bezeichnet sie als die Fülle der Gottheit, aus welcher Gott ohne Zerteilung seiner selbst seiner Kreatur mitteilen kann, was er will[20]. Für Hölderlin geht es im Bild des Saales um die im irdischen Dasein sich bezeugende Macht des Göttlichen. Die 1. Strophe kann als dichterische Verwandlung der Aussagen des Ezechiel und damit auch als eine eigene Aneignung Oetingerscher Motive verstanden werden. Es handelt sich in der 'Friedensfeier' von Anfang an um die im Erscheinen des Gottes aufbrechende Klarheit, auf die dann das Ende der zweiten Strophe ausdrücklich verweist.

Der zweite Satz der ersten Strophe mit seinem „Denn" gibt die Begründung für diese Verklärung. Er bildet das Gegenstück zu jenen Versen aus der Patmoshymne, nach denen das christliche Weltalter damit beginnt, daß der Gott den Jüngern als den Freunden enteilt: „Ferneilend zurük blikte / Der Gott ..." (Vers 131). Jetzt geht es umgekehrt um die Einkehr der Himmlischen:

> Denn ferne kommend haben
> Hieher, zur Abendstunde,
> Sich liebende Gäste beschieden.

Abwendung und Ankunft der Götter entspricht dem Wechsel von Tag und Nacht in der mit sich selbst streitenden Einheit der Natur. So spricht schon das Archipelagus-Gedicht von der Erwartung, daß „uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder / Stilleweilend der Gott in goldnen Wolken erscheinet" (Vers 251 f.). Die „Abendstunde", in der die liebenden Gäste einkehren, ist nicht nur die Stunde des Ausgleichs, sondern vor allem die einer neuen Zuwendung der Himmlischen und insofern eine Weltstunde, die derjenigen entspricht, mit der das christliche Weltalter begann.

Damit wird nun auch die Bedeutung der zweiten Strophe in ihrer engen Beziehung zur ersten wie zum gesamten Gang des Gedichts deutlich. Das beginnende „Und" verknüpft sie mit dem begründenden „Denn" der vorangehenden und ordnet den „Fürsten des Fests" den „liebenden Gästen" zu. Die Verklärung und Verwandlung des Landes zum Saal ereignet sich nicht nur, weil ganz allgemein die Himmlischen einkehren, sondern weil unter ihnen er selbst zu sehen ist, den das Gedicht im besonderen schon durch seine Überschrift nennt und feiert: der Frieden. Das Fest besteht im Gegenwärtigwerden der „heiligen Mächte" (Vers 100) und wird erst durch das Erscheinen des Gottes in der neuen Wirklichkeit des Friedens möglich, so daß der Friede mit Recht der

Fürst dieses Festes heißen kann. In seinem Zeichen versammeln sich die Himmlischen in der von ihnen beherrschten Stunde des Ausgleichs und der Einkehr. Wie Stuttgart in der gleichnamigen Elegie als „Fürstin der Heimat" angeredet wird oder in 'Brod und Wein' die Tempel und Städte, Athen oder Olympia, die „Kronen des Festes" heißen, so bleibt auch in der 'Friedensfeier' die Hinwendung zum „Fürsten des Fests" auf die dem Gedicht zugehörigen Vorstellungen bezogen und läßt sich nicht durch eine dem Gedicht fremde Wirklichkeit erklären. Die Bezeichnung „Fürst des Fests" muß als eine mythische Formel verstanden werden, die auf die Ankunft des Heiligen in der irdischen Wirklichkeit des Friedens verweist, nicht aber als eine reale menschliche Figur entschlüsselt werden will.

Nur deshalb kann das Gedicht in Vers 19 auf den Wortlaut der ersten Verse des Entwurfs zurückführen und – wohl in Anlehnung an den Philipperbrief 2, 7 – davon sprechen, daß dieser Fürst „Freundesgestalt" annimmt und doch als „das Hohe" die Knie beugt[21]. Die Worte des Entwurfs sind nicht einfach überholt, als käme es Hölderlin in der Endfassung auf einen völlig veränderten Sinnzusammenhang an, sondern die verklärende Macht des erscheinenden Gottes bleibt bestimmend. Wenn die im Entwurf vorhandene Anrede an den „seeligen Frieden" als den „himmlischen Boten" wegfällt, so besagt das nicht, daß mit dem „Fürsten des Fests" ein anderer gemeint sein müsse, da ja dessen Zugehörigkeit zu den Himmlischen durch die erste Strophe schon festgelegt ist und die Gedichtüberschrift ihrerseits bezeugt, wem die Feier gelten soll. Wenn im Entwurf der nimmergeglaubte „Unsterbliche" als der „seelige Friede" angesprochen wird, so bleibt das die klarste Bestimmung auch für den „Fürsten des Fests". So sollte man festhalten, daß Hölderlin den Frieden in einer mythischen Formel als den „Fürsten des Fests" nennt; die umgekehrte Aussage, daß der „Fürst des Fests" der Friede ist, würde schon eine dem Gedicht unangemessene Verdinglichung vornehmen. Man wird nur weiter fragen müssen, in welchem Sinn der Frieden als ein erscheinender Gott verstanden werden kann und für den Gedichtaufbau wesentlich wird, bis er in Vers 125 fast schildernd genannt wird:

> Und vor der Thüre des Haußes
> Sizt Mutter und Kind,
> Und schauet den Frieden.

Auf das rechte Schauen des Friedens kommt es dem Gedicht an, und dazu gehört vor allem das Erkennen seines himmlischen Wesens, seiner Zugehörigkeit zu den „liebenden Gästen". Daß der Friede als „Fürst des

Fests" angeredet wird, ist im Zusammenhang des Hölderlinschen Dichtens nicht befremdlicher, als wenn im Archipelagus-Gedicht das Meer als „Vater" und „Gott" gefeiert wird. Auch da ist nicht außer dem Meer noch an eine andere Gestalt zu denken, sondern nur an die pneumatische Macht der natürlichen Wirklichkeit. Durch solches Nennen wird weder das Meer noch der Friede zu einer bloßen Allegorie, sondern zum Zeugen des geisterfüllten Lebens.

Wenn der Friede als eine im alltäglichen Leben begegnende Erfahrung und geschichtliche Wirklichkeit doch zugleich vom Walten der „heiligen Mächte" in der Natur zeugt, so besitzt er freilich eine schwer faßbare Doppelgestalt. Was über ihn ausgesagt wird, scheint eigentümlich verrätselt und hat den Auslegern um so mehr Mühe gemacht, je weniger sie auf die erste Strophe zurückblickten. Man hat die eigentümliche Inversion der Worte und Perioden verkannt, die die Anknüpfung an die vorausgehenden Verse sowohl verschleiert wie intensiviert. Wenn man die Verse als begriffliche Aussage ordnen wollte, besagen sie: es haben sich liebende Gäste hieher beschieden und unter ihnen denk ich ihn selbst, den Fürsten des Fests, zu sehen. Da aber mit den Gästen und dem Fürsten die Himmlischen gemeint sind, und die Art ihres Kommens und Wirkens ausgesagt werden soll, geraten die Begriffe mit sich selbst in Widerstreit und machen die Satzkonstruktion vielsinnig. Alle näheren Erläuterungen verweisen auf den „Fürsten des Fests" und nicht auf das lyrische Ich. Der Fürst erscheint „dämmernden Auges", „vom ernsten Tagwerk lächelnd" und nicht der Dichter; denn der Fürst kommt mit den Himmlischen zur Abendstunde (Vers 11), also als abendliche Erscheinung am Ende eines schicksalsvollen Weltentags, nachdem „von Morgen nach Abend" „das tausendjährige Wetter" verhallend hinunterbrauste (Vers 30 ff.) und das Göttergeschehen von Asien her seinen Weg nach Hesperien genommen hat. Er ist der abendlich blühende Geist, der die Stille bringt (Vers 35 f.) und deshalb wie müde und zum Schlafen bereit das Auge senkt und die Welt des Tages nur noch dämmernd sieht[22]. Sofern er als der Friede von der verklärenden Macht des Geistes zeugt, ist er sowohl der Allbekannte, von dem jeder weiß, wie zugleich das Hohe, vor dem alles Wissen versagt, weil es nichts Sterbliches ist und die Knie zur Verehrung beugt. Auch wenn er sein eigentliches Wesen verleugnet und seine geistige Macht „vergessen" und „leicht beschattet" ist, so gehört er doch zu den Himmlischen, erscheint in ihm ein Gott.

Erst damit wird verständlich, in welchem Sinn er sein Ausland gern verleugnet: es geht nicht um die Abstammung des Fürsten von einer fremden Nation, wie es die Napoleonthese will, sondern um die Doppel-

gestalt des Friedens, daß sich im Allbekannten das Hohe verbirgt. Man wird bei dem Wort „Ausland" bedenken müssen, daß dessen uns heute allein vertraute politisch-nationale Bedeutung erst um 1800 geläufig geworden ist und vorher seine eigentliche Grundbedeutung noch üblicher war: das Ausland meinte das Außengebiet, als das zu einem Bauernhof gehörige Land außerhalb der Gemarkung. Bei Adelung wird 1774 Ausland erläutert als „ein auswärtiges oder außer einem gewissen Bezirke, außer gewissen Verbindungen liegendes Land". In Fischers Schwäbischem Wörterbuch, 1904, wird die Nebenbedeutung verzeichnet: „außerhalb der Hofmark gelegenes Grundstück"; und nach dem Schweizerischen Idiotikon bezeichnet „Ussland" das zu einem Bauernhause, Hofe, Grundstück gehörende, umliegende Land. Insofern kann das Wort wohl dazu dienen, das Verhältnis der irdischen zur himmlischen Macht des Friedens zu erläutern. Nur weil es in einem der Grundbedeutung näheren Sinne gebraucht wird, erhält das Possessivpronomen „dein Ausland" als Bezeichnung für einen dem Frieden zugehörigen, aber verleugneten Bereich einen guten Sinn[23]. Es bietet keine Veranlassung, an eine bestimmte politische Gestalt zu denken, sowenig wie die Wendung: „als vom langen Heldenzuge müd"; denn dieser Fürst ist nicht müde, weil er einen Kriegszug hinter sich hätte; sondern weil vor seinem „dämmernden Auge" das „tausendjährige Wetter" vorüberzog, das nun „von Friedenslauten übertönt" wird, kann der Vergleich mit einem vom Heldenzug Ermüdeten auftauchen. Dieser Heldenzug deutet auf das Göttergeschehen zurück, das nun seine Stunde des abendlichen Ausgleichs findet[24]. So heißt im Entwurf zu dem Gedicht 'Am Quell der Donau' Mutter Asia die „Tausendjährige, himmlischer Feuer voll", weil ihre Propheten „die Helden, die Gewaltigen, des Geistes gewiß, zuerst es vermochten ganz allein zu reden zu Gott"[25]. Dieser „Fürst des Festes" ist „als vom langen Heldenzuge müd", sofern er gegenüber den vielfältigen widerstreitenden Erscheinungsformen des Göttlichen „der Liebe Gesez, das schönausgleichende" zur Geltung bringt und als „der stille Gott der Zeit" (Vers 89 f.) die Himmlischen zusammenführt. Nur weil im Frieden eine Macht des Geistes erfahren wird, erscheint in ihm die Klarheit des Gottes. Es besteht also keine Veranlassung, in der zweiten Strophe neben dem Frieden als dem Fürsten des Festes noch eine andere Erscheinung als Gott anzusetzen[26]. Die feiernde Anrede an ein Du meint in Hölderlins Versen jene göttlichen Mächte, die sich im irdischen Dasein selbst bezeugen, und so kann hier der Friede als der Gott genannt werden, der den Festtag der Götternähe heraufführt und insofern mit Recht der Fürst des Festes heißt. Hier bleibt kein Raum, um irgendeine

Beziehung zu Napoleon herzustellen, sondern die schon für den ersten Entwurf bestimmende Hinwendung zum Frieden als einer pneumatischen Macht gibt dem Gedicht sein Thema.

Die dritte Strophe erläutert vollends den Horizont, in dem dieses Thema verstanden sein will. Wenn die erste Strophe die verklärende Erscheinung der Himmlischen in der heimatlichen Natur feiert, wenn die zweite Strophe den Frieden als den Gott nennt, durch den die festliche Einkehr der Unsterblichen möglich wird, so sagt nun die dritte Strophe, inwiefern mit diesem Frieden nicht nur ein bestimmtes geschichtliches Faktum als Ergebnis politischer Auseinandersetzungen gemeint ist, sondern ein weit ausgreifendes Geschehen. Dieser im Frieden erscheinende Gott ist nicht „von heute" und „nicht unverkündet". Der „Allbekannte" unterscheidet sich gerade dadurch von allen „Sterblichen", daß er als der Verkündete auf eine Verheißung und Erwartung bezogen bleibt und auf die „Tage der Unschuld" eines goldenen Zeitalters, eines paradiesischen Zustands zurückdeutet. Als die der Natur zugehörige Macht des Friedens erregt der Gott ein Staunen, weil er trotz der unter sich streitenden Erscheinungen, trotz Flut und Flamme, die Stille bringt und den Streit schlichtet.

Wieder droht hier der Hölderlinsche Sprachgebrauch das Verständnis in die Irre zu führen. Denn in dem Satz: „Und einer erstaunt umsonst nicht" ist das Verb transitiv im Sinn von „stupefacere" gebraucht und also gesagt, daß einer – nämlich er, der Gott – der das Zeitengewitter, Flut und Flamme nicht gescheut hat, Staunen erregt, wenn er die Stille bringt, obgleich doch nirgends Herrschaft zu sehen ist. Entsprechend heißt in 'Brod und Wein' Vers 17 die Nacht „die Erstaunende" oder wie eine Lesart sagt: „angestaunet von uns" (B. Bd. II, S. 594)[27]. Hölderlin hat auch sonst gern von diesem Staunen gesprochen, so in 'Germanien': „Und endlich ward ein Staunen weit im Himmel" (Vers 55) und 'Am Quell der Donau': „Da faßt ein Staunen die Seele / Der Getroffenen all. . ." (Vers 19, bzw. 43). Immer meint dieses Staunen die Betroffenheit vor der Gegenwart des Göttlichen, das sich „jetzt" durch den Frieden bezeugt. Dieses Staunen ist um so begründeter, als durch die Gegenwart des Friedens, des Gottes, sich ein tausendjähriges Geschehen, das „Wetter" des „Donnerers" als das „längst vorbereitende" Werk bezeugt und nun zur Ruhe, „zu schlafen" kommt. Die Macht des Friedens steht in einem inneren Bezug zum Werk der Zeit und des Schicksals und gibt sich an ihm zu erkennen. So wird das Bild vom Donnerer, vom Wetter, zum Zeichen des in der Entzweiung die Vereinigung suchenden Lebens. Der Friede weist über alles zeitliche Geschehen auf die „Tage der Un-

schuld" zurück, die „auch heute das Fest" bringen und den Dichter mit seinen Freunden mahnen, es würdig zu begehen[28]. Damit ist bestätigt, daß die das irdische Dasein verwandelnde Ankunft der Himmlischen, die in der Gegenwart des Friedens sich ankündigt, ein Ergebnis des widerstreitenden Lebensgeschehens ist und von jener Überzeitlichkeit zeugt, die dem Fest erst seine Bedeutung gibt.

Es kam uns darauf an, in der ersten Triade die das Gedicht bestimmende Grundthematik herauszuarbeiten und dadurch die Bedeutung der Überschrift des Ganzen: 'Friedensfeier' einzugrenzen. Es geht nicht um die Feier des Friedens als politisches Ereignis, sondern als einer neu erfahrenen Macht des Göttlichen, die das Dasein festlich verklärt. Schon vor dem Abschluß des Friedens von Lunéville im Februar 1801 hatte Hölderlin zu Weihnachten 1800 von dem Frieden, „der jezt im Werden ist", geschrieben: „er wird vieles bringen, was viele hoffen; aber er wird auch bringen, was wenige ahnden". In solchem Sinn gibt das Gedicht zu erkennen, inwiefern dem Frieden eine nur von wenigen geahnte religiöse Bedeutung zukommt, die den Grundsatz: „A Deo principium" bestätigt, durch den sich Hölderlin mit seinem Bruder verbunden wußte. Um dieser Themenstellung willen haben die konkreten politischen Bezüge in dem Gedicht kein Recht mehr, so daß eine Deutung von Napoleon her seinem Wesen zutiefst widerspricht und als Mißverständnis bezeichnet werden muß. Die enge Beziehung zwischen der Endfassung und dem Entwurf sichert seinen religiösen Gehalt noch besonders. Unter dem Eindruck des Friedensschlusses schrieb Hölderlin an seine Schwester: „Freilich muß alles gefeiert werden, was gut und heilig ist." Wir können nur fragen, wie Hölderlin die Feier eines Heiligen gelingt und in welcher Weise sie von seinem Naturglauben aus möglich wird. Denn allerdings wird nun von dem ausgeführten Gedicht her erst ganz übersehbar, daß er nicht bereit ist, auf die Bahnen des traditionellen Kirchenglaubens zurückzukehren und statt dessen sich auf eigene Weise der Christusgestalt nähert. Er vermeidet jede Gleichsetzung Christi mit dem Frieden, um beide doch zugleich in eine enge Nachbarschaft zu bringen. Aus dieser Wechselbeziehung ergibt sich der weitere Gang des Gedichts, den wir nur noch zusammenfassend kennzeichnen, ohne auf die Schwierigkeiten im einzelnen einzugehen.

Die zweite Triade beginnt mit dem Wunsch des Dichters, noch manchen zum Fest zu laden und führt damit auf Christus hin, „den Jüngling", der unter syrischer Palme den Menschen zugetan und wie alles Himmlische schnell vergänglich war. Hier also erst ist der Dichter der Einladende, während in der ersten Triade die Himmlischen als liebende

Gäste sich selbst zum Fest bescheiden. Damit ist schon deutlich, daß Christus gegenüber den bisher genannten himmlischen Mächten eine besondere Stellung zukommt, aber auch wie sehr ihm die Liebe des Dichters gilt. Allerdings geht es nun nicht um eine selbstgenügsame Entfaltung seines Wesens, sondern nur darum, ihn zu der gegenwärtigen Erscheinung des Göttlichen so in Beziehung zu setzen, daß auch er „gegenwärtig" wird. Wenn der Friede als „abendlicher Geist" nach einem „tausendjährigen Wetter" mächtig wird, so muß auch in der Erscheinung Christi dieses schicksalsvolle Göttergeschehen wirksam gefunden werden; an ihm bezeugt sich, wie ein Gott „die Wohnungen der Menschen" anrührt (Vers 53) und wir das „Göttliche" empfingen (Vers 64). Christus wird auf das eine in sich streitende Leben zurückbezogen und kann deshalb ein Sohn vom „Alllebendigen" heißen (Vers 73). In eigentümlicher Umkehr der Christologie erkennen wir nicht durch Christus den Vater, sondern durch den im Frieden gegenwärtigen „Geist der Welt" den Sohn (Vers 74 ff.). Die „Stille" der Feiertage ermöglicht es erst, das „gottgegebne Geschenk", das uns durch Christus zukam, tiefprüfend zu fassen (Vers 60). Christus gilt nicht als der eine Erlöser, sondern als der „Ruhigmächtige" (Vers 73), der uns durch die göttliche Macht des Friedens vertraut wird.

Wenn man noch genauer fragen möchte, in welcher Weise die Beziehung zu Christus hergestellt wird und wie die biblische Überlieferung zur Geltung kommt, wird man sich nicht mit einzelnen inhaltlichen Motiven begnügen können, sondern wird ihre sprachliche Erscheinungsform beachten müssen. Die vierte Strophe, in der zuerst Christus angeredet wird, bezieht sich auf Johannes Kap. 4, wenn auch nur mit andeutenden Worten, die eigentümlich verwandelt wirken. Bei Johannes heißt es in berichtendem Ton, daß Jesus durch Samaria reiste und bei der Stadt Sichar an Jacobs Brunnen kam und ein Weib aufforderte, „gib mir zu trinken". Im Gedicht wird nun Christus als derjenige angeredet

> Der freundlichernst den Menschen zugethan,
> Dort unter syrischer Palme,
> Wo nahe lag die Stadt, am Brunnen gerne war. (Vers 41 ff.).

Jede genauere Bestimmung ist vermieden, und nur das Wort von der syrischen Palme deutet entschiedener auf Christus hin, der ja auch in 'Brod und Wein', „des Höchsten Sohn der Syrier" heißt. Aber warum wird dann überhaupt auf diese besondere Situation mit dem Samaritischen Weib angespielt und nicht auf irgendeine andere? Darüber gibt zunächst eine Lesart aus den Entwürfen Auskunft, wenn es dort heißt:

„du selber hast es gesagt, daß in Wahrheit wir auf Höhen und geistig auch anbeten werden in Tempeln". Das entspricht Johannes 4, 21: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesen Bergen noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten . . . Gott ist Geist und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Damit ist deutlich, daß Hölderlin auf das Johanneskapitel zurückgriff, weil in ihm jener Satz enthalten war, der jede Vergegenständlichung Gottes abwehrte und ihn als den im Wort gegenwärtigen Geist verstand.

Wenn dann in der weiteren Ausarbeitung des Gedichts der Satz aus Johannes überhaupt fallengelassen wurde und nur die Erinnerung an den Brunnen bestehen blieb, so wird man sich fragen dürfen, ob die bei Johannes ausgesprochene Mahnung nicht doch wirksam blieb und nun nur noch in der Art des eigenen, dichterischen Sprechens zur Geltung kam. Die Bitte um Wasser ist bei Johannes schon ganz ins Geistige gewendet und läßt ein sprachliches Verhalten hervortreten, das nur noch durch die Vielsinnigkeit der Worte den geistigen Gehalt des Glaubens zu fassen vermag. Christus erscheint in den Worten des Johannes geradezu als derjenige, der den Boden des gewohnten Sprechens wegzieht, um mit den alltäglichen Worten auf Gott hinzudeuten. Die Sprache wird eigentümlich doppelbodig, so daß die Botschaft Christi nur dadurch faßbar wird, daß sie die Sprache verwandelt und vielsinnig macht. Bei Johannes 4, 10 sagt Jesus zu dem Weib: „Wenn du erkenntest die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken! du bätest ihn und er gäbe dir lebendiges Wasser." Das Wort „Wasser" erhält damit einen doppelten Sinn: es weist nicht mehr auf das tatsächliche Wasser des Brunnens, sondern meint das Wasser des Lebens, das aus dem ewigen Wasser kommt. Jesus schöpft nicht mit dem Krug, sondern mit dem Wort und überwindet mit ihm die Grenzen der dinglichen Welt. Das Anbeten im Geist und in der Wahrheit bezeugt sich im Verwandeln der Sprache. Schon im Hyperionroman wird deshalb vom Wasser in jenem geistigen Sinn gesprochen, wenn es heißt: „Ein freundlich Wort . . . ist wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in seinem kristallenen Tropfen" (Hell. Bd. II, S. 96).[29]

Wenn Hölderlin von dem Johanneskapitel nur noch das Bild festhält, daß der Angeredete, der Jüngling, „am Brunnen gerne war", so meint er damit den Brunnen in jenem doppelten Sinn, daß aus ihm das irdische Wasser wie das ewige quillt. Der Brunnen gehört zu dem unendlich einigen Leben, in dem die Eigenmacht des Menschen ihr Recht verliert und sich „heilige Mächte" zeigen.

Viel mehr, denn menschlicher Weise
Sind jene mit uns, die fremden Kräfte, vertrauet. (Vers 67 f.)

Ähnlich hieß es schon in 'Mein Eigentum': „denn es wuchs durch / Hände der Menschen allein die Frucht nicht" (Vers 11 f.). Die Doppelsinnigkeit des Wortes öffnet die dem Menschen zugehörige Welt, so daß die „Unerzeugten, Ew'gen" kennbar werden (Vers 97 f.). Entsprechend erinnern die Verse:

Das Kornfeld rauschte rings, still athmete die Kühlung
Vom Schatten des geweiheten Gebirges, (Vers 44 f.),

an die Worte Christi: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte" und an jenes andere: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten." Die Bilder aus dem Johanneskapitel kommen nur so weit zur Geltung, als sie diese Verwandlung des Sichtbaren in ein geistiges Geschehen rechtfertigen. Wohl kann der Brunnen mit der Palme, der Stadt, dem Gebirge und dem Kornfeld genannt werden, aber nur, um auf das Geschehen hinzudeuten, in dem die Macht der Himmlischen erscheint. Die Beziehung zum Johanneskapitel macht also deutlich, daß nicht nur eine geistige Gemeinsamkeit zwischen dem Gott des Friedens und Christus besteht, sondern daß von den Himmlischen nur in der von Christus geübten Weise gesprochen werden kann. Die Vielsinnigkeit des dankenden Wortes bei Hölderlin gründet selbst noch in der der christlichen Botschaft zugehörigen Sprache[30].

Hölderlin geht es nicht einfach um eine mystische Sprache der religiösen Innerlichkeit, sondern um ein dankendes Wort, das sich zum Anruf steigert und deshalb die Doppelsinnigkeiten der Sprache zur Grundlage seiner Sangart macht. In den Anmerkungen zur Antigone sagt er, daß die „geheimarbeitende Seele" sich mit Gegenständen vergleicht, „die kein Bewußtsein haben, aber in ihrem Schiksal des Bewußtseins Form annehmen" (Hell. Bd. V, S. 255). Die Doppelbodigkeit der Sprache ergibt sich aus der ständigen Durchdringung und Vertauschung des faktischen und des geistigen Geschehens. Nur so gelingt es Hölderlin, jene „Freigeisterei" abzuwehren, die nichts anerkennt als die begriffliche Bezeichnung des Faktischen und sich dadurch „dem Unbekannten außerhalb des menschlichen Bewußtseins und Handelns Liegenden" entgegensetzt, wie es im Grund zum Empedokles heißt (Hell. Bd. III, S. 329 f.). Das Gedicht will so sprechen, daß es „die freigeisterische Kühnheit, das Nichtdenken des Unbekannten" überwindet und die „religiösen Verhältnisse" poetisch faßbar macht, damit der Mensch „seinen durchgängigen

Zusammenhang mit dem Elemente, in dem er sich regt, auch durchgängiger empfindet" (Hell. Bd. III, S. 260). So kann die 'Friedensfeier' die christliche Überlieferung auf die Macht des Friedens als eine gegenwärtige Erfahrung des Göttlichen zurückbeziehen und dadurch von neuem rechtfertigen.

Die dritte Triade setzt deshalb mit einer allgemeinen Betrachtung über das Verhältnis des Gottes zur Zeit ein, und sucht die Vielfalt des Göttergeschehens als das eine mit sich selbst übereinstimmende Göttliche des Vaters zu deuten. Nur durch Trennung erfährt sich die Einheit; „längst war der Geist der Welt zum Herrn der Zeit zu groß", so daß auch der Gott „Tagewerk" erwählt, gleich Sterblichen (Vers 79 ff.) und sich in der Begrenzung des „Zeitbilds" zu erkennen gibt (Vers 94 ff.). Gerade darum aber kann der Frieden eine begründende und erschließende Bedeutung gewinnen und als „der stille Gott der Zeit" „der Liebe Gesez" zur Geltung bringen (Vers 89). Das „schönausgleichende" Gesetz der Liebe vereint das Widerstrebende, „daß eine Sprache sei" (Vers 84). – In Hölderlins Anmerkungen zur Ödipus-Übersetzung wird das „grenzenlose Scheiden", durch das sich das „grenzenlose Eineswerden" reinigt, als „der immer widerstreitende Dialog" verstanden: „Alles ist Rede gegen Rede, die sich gegenseitig aufhebt" (Hell. Bd. V, S. 181). Entsprechend heißt es im Gedicht, daß der Mensch „von Morgen an" – also im Zeitenwandel des Göttergeschehens – viel erfahren hat: „seit ein Gespräch wir sind" (Vers 92). Der Mensch führt hier nicht ein Gespräch, sondern ist es, weil die in sich selbst streitende Natur in ihm waltet und er über die Stunde des Ausgleichs, wo das Gespräch zur einen Sprache, zum Gesang wird, nicht von sich aus verfügen kann (Vers 93). Erst dann, wenn die Himmlischen in der abendlichen Stille das Fest bringen und sich als „liebende Gäste" einfinden, wird das Gespräch zum Gesang; erst dann sind sie „gastfreundlich untereinander in Chören gegenwärtig" (Vers 106). „Bald sind wir aber Gesang" ist deshalb die durch den Frieden als Macht der ausgleichenden Liebe erregte Erwartung[31].

Das in sich selbst unterschiedene Leben, in dem doch zugleich die vereinigende Kraft des Geistes wirkt, bildet die Voraussetzung auch für die Bedeutung und Eigenart Christi, auf den in der das Gedicht krönenden zwölften Strophe zurückgelenkt wird. Denn nun kann sowohl die Verbundenheit mit ihm wie die ihm zugehörige besondere Erscheinungsform des Göttlichen ausgesprochen werden. Im 'Grund zum Empedokles' wurde die besondere Situation des Agrigentiners durch den Gegensatz von Opfer und Gesang erläutert, wenn es von ihm hieß: „Das

Schicksal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in denen er erwuchs, forderten nicht Gesang, wo das Reine in einer idealischen Darstellung ... noch leicht wieder aufgefaßt wird; das Schicksal seiner Zeit erforderte ein Opfer ... wo die Extreme sich in Einem wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen" (Hell. Bd. III, S. 326 f.). Dieser Kennzeichnung entspricht in unserem Gedicht das Verhältnis des Friedens als des idealischen Fürsten des Fests zu Christus, den ein „tödtlich Verhängnis" umschattete (Vers 50). Christus vollzieht wie Empedokles das Opfer an sich selbst und bezeugt also jene Einheit des Widerstreitenden, die im Frieden unmittelbar faßbar wird, nur im Untergang. Christus geht als der Eine unter, um gerade dadurch die überwindende Liebe zu bezeugen, die ihn zum „Geliebtesten" und „Unvergeßlichen" macht. Insofern entsprechen der Opfertod Christi und die Ankunft des Göttlichen im Frieden einer verschiedenen Zeitsituation, obgleich beide Male die idealische Einheit des Göttlichen hervortritt, das eine Mal als Opfer, „im Wunder offenbar", das andere Mal „bei Gesang" (Vers 105). Christus kann als zugehörig zum Göttergeschehen nun zum „Gastmahl", zum „Abend der Zeit" und zum „Fürsten des Festes" gerufen werden, um in der „heiligen Zahl" der Seligen „gegenwärtig" zu sein, ohne darum mit dem Frieden identisch zu werden (Vers 109 ff.)[32]. In den früheren Entwürfen erklang der Ruf nach dem Gegenwärtigwerden Christi als ein für das Gedicht zentrales Motiv in verschiedenen Abwandlungen, ohne daß dessen Funktion schon festgelegt schien. Die Erwartung: „Darum, o Göttlicher! sei gegenwärtig" hatte noch keine feste Stelle im Gang des Gedichts erhalten. Im vollendeten Gedicht ist Christus nicht selbst der Fürst des Fests; aber indem er zu ihm gerufen wird, wird er am „allversammelnden Festtag", an dem die „Unerzeugten, Ewgen" den Menschen kennbar werden (Vers 97), in den Chören der „Himmlischen" „gegenwärtig" (Vers 106). So bleibt seine tiefere Gemeinsamkeit mit dem Frieden gewahrt; der zu ihm gerufene Christus bezeugt durch ihn seine göttliche Macht.

Die vierte Triade kann dann ausdrücklich den Frieden nennen und ihn als „goldne Frucht" der Zeiten, als eine „Gestalt der Himmlischen" ehren, die die „Mutter Natur" aus sich entlassen hat (Vers 136 ff.). Die sinnliche Vorstellung von Mutter und Kind vor der Tür des Hauses vereint sich nun leicht und gelöst mit der zusammenfassenden Betrachtung über das „heilige Schicksal", das noch über den Göttern als den Kindern der Natur (Vers 144) waltet. Damit läßt der Aufbau des Gedichts erkennen, in welch eigener Weise es dem in der Überschrift gegebenen Thema der Friedensfeier entspricht und nur deren religiösen Sinn zur

Sprache bringt[33]. Es gewinnt seine Großartigkeit und Geschlossenheit nicht nur dadurch, daß sich der Mensch der Natur als einem geistdurchwalteten Geschehen der höheren Mächte, der Götter zuordnet, sondern daß er den Frieden als eine geistige Wirklichkeit erfährt, die der christlichen Überlieferung neue Bedeutung gibt. Es bezeugt in besonders umfassender Weise, wie sehr Hölderlins Erwartung darauf gerichtet war, in der erfahrbaren Wirklichkeit der Natur und Geschichte dem Walten des Göttlichen zu begegnen und dadurch auch der Christusgestalt wieder nahe zu kommen. Es ist eins der tiefsinnigsten und sprachmächtigsten Gedichte in deutscher Sprache, weil die Vielsinnigkeit seiner Worte nur immer auf das Geheimnis des Lebendigen verweist.

ANMERKUNGEN

[1] Vgl. G. W. F. Hegel, Sämtliche Werke, hrg. v. H. Glockner, Band 14, S. 280, 1928.

[2] Vgl. Hell. Bd. 3, S. 259. Ich zitiere die Gedichte nach der Ausgabe von Beißner, Sämtliche Werke, Bd. 1, 1943; Bd. 2, 1951 (abgekürzt B.); die übrigen Werke nach der Ausgabe von Hellingrath (abgekürzt Hell.).

[3] Ebd. S. 265 f.

[4] Vgl. Hölderlin, Friedensfeier, hrg. v. Fr. Beißner, 1954, S. 23, S. 42 und S. 39 (zitiert als B. Fr.). Beißner meint S. 30, „daß in den drei Fassungen oder Ansätzen des Entwurfs das Interesse an Christus mehr und mehr zurückgeht" und diese Entwicklung in dem vollendeten Gedicht noch weiter geschritten sei. Wie man die Bedeutung Christi für das Gedicht auch einschätzen mag, es bleibt methodisch bedenklich, den Versen des Entwurfs einen völlig anderen Sinnbezug zu geben als den gleichlautenden der Endfassung. Wenn die Verse 108 ff. sich im Entwurf B. Bd. 2, S. 699, Vers 16 ff. eindeutig auf Christus beziehen, wie auch B. Fr. S. 35 betont, ist damit ihre Bedeutung vorgezeichnet. Man sollte Endfassung und Entwurf nicht auseinanderreißen.

[5] Vgl. Karl Kerényi, Der Dichter und sein Heros, Die Tat, Zürich 27. Nov. 1954; jetzt in Karl Kerényi, Geistiger Weg Europas, 1955, S. 100 ff. Da heißt es: „Der Jüngling Buonaparte wird als Fürst des Festes zum Gastmahl geladen" (im Wiederabdruck S. 104 geändert). Für K. ist Hölderlin „ein Grieche", der das Göttliche im Heros verkörpert sieht. Hölderlin brauche „außer dieser göttlichen Epiphanie ohne Ich" auch die leiblich-persönliche, die Verkörperung: „Und Hölderlin war Grieche genug auch darin, daß er dazu den Heros der Welt wählte" (S. 105). Diese Stilisierung widerspricht der geistigen Situation Hölderlins und der ausdrücklichen Mahnung seiner Verse, Götter und Heroen zu scheiden. „Wenn einer wie sie sein will", so ist er „der Schwärmer" (Der Rhein, Vers 105 ff.). Und in den Lesarten zu Wie wenn am Feiertage ... findet sich die Bemerkung: „Die Sphäre, die höher ist, als die des Menschen, diese ist der Gott." Für H. ist es undenkbar, in Napoleon als dem Heros die Epiphanie des Göttlichen zu feiern.

[6] Vgl. Beda Allemann, 1. Friedensfeier, Neue Zürcher Zeitung, 24. Dez. 1954; 2. Beiträge zum Gespräch über H.s Friedensfeier, ebd. 12. März 1955; 3. Hölderlins

Friedensfeier, Pfullingen, 1955 (zitiert als A I, A II, A III). Die These Kerényis wird voll bejaht: „Der Fürst des Festes ist Napoleon." Daraus wird dann die Folgerung gezogen, daß es in dem Gedicht um die Versöhnung von Christus und Napoleon gehe: „Die dritte Trias aber, die Kerntrias des Gesangs, singt die Versöhnung zwischen Christus und Napoleon". „Hölderlin hat Christus also zu Napoleon gerufen, um die heilige Zahl der Himmlischen voll zu machen" (A I). Da das Gedicht selbst nichts von Napoleon sagt, kann diese Deutung nur durch hypothetische Konstruktionen ihr Ziel erreichen: sie muß annehmen, daß die Friedensfeier „gerade an zentralen Stellen verschlüsselt" ist; das heißt, „daß sie nur dem mit der dichterischen Welt des späten Hölderlin vertrauten Leser ihr Eigentliches und Wesentliches offenbart" (A I). Der Begriff der Verschlüsselung ist nun freilich zweideutig: entweder besagt er, daß man nur den richtigen Schlüssel besitzen muß, um den eigentlich gemeinten Sinn des Gedichts aufschließen zu können; oder es ist damit gemeint, daß die dichterische Darstellung notwendig alles Faktische verschlüsselt, weil sie den ihr wesentlichen Sinn gar nicht anders faßlich machen kann; dann würde aber jede Aufschlüsselung das eigentlich Auszusagende zerstören. Allemanns Erläuterung führt aus dieser Zweideutigkeit nicht heraus, wenn er sagt: „Solche Verschlüsselung hat nichts zu tun mit der bewußten Geheimniskrämerei eines Mysterienkultes ... Sie entspringt der von Hölderlin klar eingesehenen künstlerischen Notwendigkeit, vor dem Wesentlichsten auszubiegen, ... die Begegnung des Menschen mit den Göttern nicht unmittelbar anzugehen, weil in ihr dem Dichter die Sprache versagen müßte" (A III, S. 58 f.). Es handelt sich nicht darum, ob H. „bewußte Geheimniskrämerei" getrieben hat oder einer „künstlerischen Notwendigkeit" gefolgt ist, sondern ob der Interpret hinter die Darstellung greifen kann und über eine Sprache der Entschlüsselung verfügt, die dem Dichter versagt ist. Wenn das Gedicht durch einen von außen herangeholten Schlüssel aufgeschlossen werden kann, statt von sich aus seinen Sinn zu bezeugen, dann hat es jedenfalls seine „künstlerische Notwendigkeit" verloren. Dagegen hilft auch nicht die nachträglich versuchte Unterscheidung zwischen der „historischen" und der „idealisierten" Gestalt; in A III wird möglichst nicht mehr von Napoleon sondern von Buonaparte gesprochen; denn es sei Hölderlin nicht um die historische Gestalt des Generals und ersten Konsuls gegangen, sondern „Buonaparte mußte ihm in hervorragender Weise als ein Diener des Schicksals erscheinen, der einen weltgeschichtlichen Auftrag erfüllt" (A III, S. 77 f.). Im Gedicht heißt es aber, daß im „Fürsten des Fests" nicht ein „Diener des Schicksals" sondern ein „Gott" erscheint; es weist also auf eine Macht, die als Geheimes, als Hohes, Unsterbliches nur im dichterischen Wort faßlich wird.

[7] Bei Fritz Rahn, Der Streit um Hölderlins „Friedensfeier", Stuttgarter Zeitung 22. Jan. 1955 heißt es: „Man hat nachgewiesen, daß es sich bei dieser Gestalt (dem „Fürsten des Fests") um niemand anderen als um Napoleon Bonaparte handeln könne." – Rudolf und Charlotte Pannwitz, Der stille Gott der Zeit, Merkur, 9. Jg., Heft 8, 1955, sagen etwas vorsichtiger: „Kerényi hat als erster gesehen, daß Napoleon gemeint ist. Obwohl Pigenot und Lachmann bei Christus verharren, ist kein Zweifel mehr. Nur bleibt offen, welche Stellen sich auf den Fürsten des Festes beziehen und wie weit seine Bedeutung reicht" (S. 773). – Clemens Heselhaus, Christus- oder Napoleon-Hymne?, Frankfurter Allgemeine Zeitung 4. Juni 1955, scheint zweifelnd: „Wenn unter dem Fürsten des Fests Napoleon zu verstehen ist, und dagegen lassen sich vorläufig keine ernsthaften Bedenken ins Feld führen, dann ist es jedenfalls ein Hölderlinisch umgedeuteter Napoleon." Er empfindet die Mißlichkeiten: die Um-

schreibungen für den „Fürsten des Fests" seien so allgemein gehalten, „daß man unmöglich ohne weiteres darunter Napoleon verstehen kann". Er spricht von Zügen eines von Hölderlin „idealisierten, verwandelten Napoleon", der „vielleicht sein Dichterwahn war". – Rahn hilft sich, indem er alle inneren Schwierigkeiten der Napoleonthese dem Dichter zum Vorwurf macht: die Wirkung auf die Leser zu ermessen, „war er in dem Zustand, da er den Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu verlieren drohte, nicht mehr fähig" (Stuttgarter Zeitung 30. 12. 55).

[8] Walter Hof, Zu Hölderlins „Friedensfeier", Wirkendes Wort, 6. Jg. 1955/56, wendet sich gegen die Napoleon-Deutung: „Die Gegenargumente scheinen mir so gewichtig, daß die Hypothese unhaltbar wird" (S. 89); aber auch er macht die Erkrankung Hölderlins für die Verständnisschwierigkeiten verantwortlich: „Die Hymne hätte wohl kaum ... so heftige Meinungsverschiedenheiten unter den Interpreten hervorgerufen, wenn es sich dabei nicht um eine 'späte', d. h. schon die Zeichen der beginnenden Erkrankung tragende Fassung handelte." Der Stil zeige „eine Überlagerung 'früherer' durch 'späte' Elemente" (S. 83 f.).

[9] Vgl. die Stellungnahmen von Ludwig von Pigenot und Eduard Lachmann, Neue Zürcher Zeitung, 12. März 1955. Ferner Eduard Lachmann, Der Bote des Vaters, Christ und Welt, 19. Jan. 1956.

[10] Mit klärender Entschiedenheit heißt es bei Wolfgang Binder, Hölderlins Friedensfeier, DVjs. Jg. 30, 1956, S. 306 f.: „Aus der Logik des Textes und Bildes ergibt sich ... daß der Fürst des Festes die gefeierte Person und daß sein Wesen aus dem des Festes zu deuten ist. Das Fest heißt Friedensfeier. Der Fürst dieses Festes ist der Frieden, und da er ein Gott ist, der Gott des Friedens." Die Mißverständnisse der Interpreten ergeben sich für Binder dadurch, daß sie im Frieden nur das geschichtliche Ereignis sehen und den Friedensgott für eine Personifikation dieses Friedens, eine bloße Allegorie halten. Er fragt deshalb nach dem Sinn des Wortes Frieden bei Hölderlin und findet mit ihm „die höchste Form des Seins" bezeichnet. Damit scheint ein entscheidender Verständnisansatz gewonnen.

[11] Vgl. W. Bröcker, Die Auferstehung der mythischen Welt in der Dichtung Hölderlins, Studium Generale, Jg. 8, 1955, S. 324, und ders. Neue Hölderlinliteratur, Philosophische Rundschau, Jg. 3, 1955, S. 1 – W. Hof, a.a.O. S. 84 ff., bes. S. 86.

[12] W. Binder zieht das Gedicht Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter zur Erklärung der Friedensfeier heran, weil es für Hölderlins Geschichtsmetaphysik am aufschlußreichsten sei. Er meint, den „Fürsten des Fests" durch Saturn erklären zu können. „Der Gott des Friedens ist als Repräsentant des ewigen Seins der Herr der alten und der neuen goldnen Zeit. Er trägt den mythologischen Namen Saturn, solange Hölderlin noch zwischen beiden zu stehen glaubt ... In dem Augenblick, da er Zeuge des sich geschichtlich ereignenden Friedens wird, kann der entlehnte Name fallen." Vgl. S. 308 ff., bes. S. 310. Gewiß gehört das Gedicht Natur und Kunst in den Bedeutungsumkreis auch der Friedensfeier: die mit sich selbst streitende Natur macht nur durch die Trennung die vereinigende Kraft des Friedens als Erscheinungsweise des Göttlichen erfahrbar. Aber darum bleibt doch fraglich, ob bei dem „Fürsten des Fests" in einem bestimmteren Sinn an Saturn zu denken ist; es wird hier doch vor allem der Friede selbst als eine im Zeitgeschehen erfahrene Wirklichkeit des Geistes mit mythischen Formeln angeredet. So genügt es, für die männliche Form der Anrede auf das männliche Geschlecht des Friedens im Deutschen zu verweisen, ohne daß eine männliche Gestalt der Mythologie oder Geschichte herangezogen werden müßte. Den „Gott der Mythe" erläutert Hölderlin nicht als eine anthropomorphe

Gestalt, sondern als die „intellectuell-historische" Vorstellung religiöser Verhältnisse: die Wirklichkeit des Friedens ist zugleich historisch faktisch und intellektuell pneumatisch und besitzt damit eine Doppelgestalt, wie sie auch für die mythische Feier der Naturelemente wesentlich ist:

> Du aber, über den Wolken,
> Vater des Vaterlands! mächtiger Aether! und du
> Erd' und Licht! ihr einigen drei, die walten und lieben,
> Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.
>
> (Der Wanderer, Vers 97–100)

Daß der Friede als „Fürst des Fests" angeredet wird, ist nicht befremdlicher, als die Anrede an Äther, Erd' und Licht als Götter. Wenn Else Buddeberg, Streitgespräch um Hölderlin, Westfälische Zeitung, Bielefeld, 23. Juni 1956, die Beziehung zwischen dem Frieden und dem Fürsten des Fests in Frage stellt, so verkennt sie die Form der mythischen Anrede, die das Hölderlinsche Gedicht prägt. Sie sagt: „Den Frieden als Fürst des Fests anerkennen zu wollen, geht darum nicht an, weil bei Hölderlin der Friede kein Gott ist und er andererseits auch keinen Gott des Friedens kennt." – Erde und Licht „sind" aber auch keine Götter, sondern werden als Götter angerufen, sofern der Mensch zu ihnen in einem religiösen Verhältnis steht. Wenn der Friede als Fürst des Fests genannt wird, so wäre dabei an Jesaja 9, 5 zu denken, an jene von der Kirche auf Christus bezogene Verkündung des Friedebringers: „Denn uns ist ein Kind geboren ...; und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst; auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende." Hölderlin kann den „Friedefürsten" nicht einfach mit Christus gleichsetzen, da er den mythischen Namen erst von der Natur und den ihr zugehörigen Mächten her rechtfertigt. Auch das Jesaja-Wort muß deshalb in den Horizont des Naturglaubens zurückgenommen werden und den Frieden als die der Natur zugehörige Macht feiern. – Auf die Nähe zum Philipperbrief verweist Heinrich Buhr, Der Fürst des Fests, Ztschr. f. Theologie und Kirche, Jg. 52, 1955, S. 378. Die Anklänge an Phil. 4 „Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu" tauchen schon im Hyperion auf: „Ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken ... Wir freuen uns nur, um inniger einig zu sein, göttlicher-friedlich mit allem, mit uns" (Hell. II 275 f.). „So gab ich mehr und mehr der seeligen Natur mich hin und fast zu endlos ... O einen Augenblik in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der alles versuchenden Menschen!" (Hell. II, S. 289). In der Anlehnung an die christlichen Vorstellungen vollzieht sich deren Umsetzung und Einbeziehung in den Naturglauben Hölderlins. Buhr verweist für die Anlehnung an Phil. 4 auf die erste Hyperionvorrede (Hell. II S. 545 f.): „Jenen ewigen Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt zu endigen, den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft, den wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen, zu Einem unendlichen Ganzen, das ist das Ziel all' unseres Strebens." Aber Buhrs Erläuterung wird einseitig, weil sie die Bedeutung des Naturglaubens, des „ἓν και παν der Welt" beiseite zu schieben sucht und nicht beachtet, daß Hölderlin von Christus nur sprechen kann, indem er ihn auf das Göttergeschehen in der Natur zurückbezieht und auch ihn als eine dem in sich unterschiedenen Leben zugehörige Macht des Geistes begreift.

[13] Kerényi sagt: „Der hymnische Versuch (an Buonaparte) „Dem Allbekannten" nahm die Anrede der „Friedensfeier" vorweg." Allemann III, S. 83 vergleicht die Anrede „Du Allbekannter" mit der entsprechenden Stelle in 'Versöhnender der du nimmergeglaubt', wo sie „Unsterblicher" heiße und meint: „Die Änderung auf dem Weg vom Entwurf zur Reinschrift ist ein starkes Indiz dafür, daß die ganze Stelle nun in der Tat auf Buonaparte gerichtet ist ..." Man kann diese Änderung m. E. auch anders verstehen. Denn in Versöhnender heißt die eigentliche Anrede „seeliger Friede"; auf sie konnte aus noch zu erörternden Gründen verzichtet werden, als die Überschrift „Friedensfeier" schon von sich aus zu erkennen gab, wem die Feier galt. Es konnte nun ausdrücklicher auf das Paradox hingewiesen werden, daß im Frieden als dem Allbekannten das Hohe begegnet; die Anrede „Unsterblicher" konnte um so mehr wegfallen, als ja der Vers „Sterbliches bist du nicht" das gleiche sagt. – Binder a.a.O. S. 304 vermerkt mit Recht, „daß die Wortgleichheit bei Hölderlins Vorliebe für Zusammensetzungen mit 'All-' nichts zu bedeuten braucht".

[14] Vgl. Beißners Ausgabe Bd. 1, S. 239 und 552 f., „Buonaparte"; Bd. 2, S. 201 und 831 ff., „Dem Allbekannten"; Hellingraths Ausgabe Bd. III, S. 18 und 491 f., und Bd. IV S. 242 f. und S. 383 f., „Dem Allgenannten".

[15] Auf diese Bemerkung über den „Diktator" im Brief an die Mutter verweist Ludwig von Pigenot, Neue Zürcher Zeitung, 12. März 1955; für F. Beißner, Der Streit um Hölderlins Friedensfeier, Sinn und Form, 7. Jg. 1955 (zitiert als B. S. u. F.) ist dieser Brief Beleg für Hölderlins Enttäuschung über das „persönliche Machtstreben des Feldherrn" (S. 641 f.).

[16] Beißner Fr. S. 24 f. hatte sich begnügt, auf den poetischen Charakter der 1. Strophe hinzuweisen, daß sie nicht bloß etwas über Musik mitteile, sondern selber Musik werde. In seinem Aufsatz in Sinn und Form betont er ausdrücklich, daß man hier nicht ein Landschaftsbild sehen dürfe, ja er erläutert die „grünen Teppiche" gegenständlich als Wandteppiche (S. 628 f.). – Allemann I dagegen verweist auf die Verse aus Brod und Wein, in welchen „die Landschaft als Raum der Götterversammlung gesehen ist". So ginge es auch in der Friedensfeier um einen „Landschaftssaal gewaltigen Ausmaßes, der das Friedensfest der Götter beherbergen soll". Nach A III S. 32 hebt der Gesang an „mit der dichterischen Nennung des Ortes der abendlichen Friedensfeier" oder S. 73 f. mit „der Landschaftsschilderung im Bild des altgebauten, seliggewohnten Saales". Er verweist auf „symbolische Bezüge" zu den „klassischen Elementen". – W. Binder möchte sich mit einer „immanenten Symbolik" des Bildes vom Saal begnügen: die Dinge in diesem Saal deuten „auf den wiedergewonnenen ewigen Zustand am Abend der Zeit", mit Leitworten teils biblisch-pietistischen, teils antiken Ursprungs (S. 301). Allemann sieht aber m. E. richtig, daß das Gedicht mit einer Hinwendung zur Natur beginnt und auch schließt, daß die erste Strophe von einer „Naturschilderung ausgeht" und die letzte „in eine unmittelbare Nennung der Mutter Natur und ihrer Schicksale ausmündet" (A III, S. 35). Nur bleibt fraglich, ob das Wort von der Landschaftsschilderung den Sachverhalt trifft, da es vielmehr um die Verklärung der Landschaft durch die Ankunft der Himmlischen und insofern um die Verwandlung der Natur in einen festlichen Saal geht. Wenn Beißner (B. S. u. F., S. 629) zu bedenken gibt, daß ein solcher Saal als eine wirkliche Halle, in der die Wiederkunft der Götter gefeiert werden soll, auch im Archipelagus (Vers 265 f.) auftaucht, so kann gerade dieser Hinweis den gemeinten Sinn erläutern helfen. Denn die himmlische Halle der Freude, die „auf dem Hügel der Stadt glänzt", ist doch im Archipelagus in Parallele gestellt zu dem nach der Zerstörung Athens

wieder erbauten „Olympion", also dem Tempel der Götter. Im Entwurf zu 'Versöhnender der du nimmergeglaubt' hatte Hölderlin aber die Worte Christi aus Joh. 4 eigentümlich ausgedeutet und dem Bild des Tempels einen eigenen Sinn gegeben. In bezug auf Christus heißt es: „du selber hast es gesagt, daß in Wahrheit wir auf Höhen und geistig auch anbeten werden in Tempeln ... Abgelegt nun ist die Hülle. Bald wird auch noch anderes klar sein." Damit kann der griechische Tempel nicht mehr als solcher der Saal, die „Halle der Freude" sein, sondern nur noch als Hülle des Eigentlichen, als Verklärung des Landes und der Vereinigung von Geist und Natur Bedeutung behalten. Der Eingang der Friedensfeier läßt also schon erkennen, daß entsprechend dem Johanneswort Gott Geist ist und deshalb Berge und Tempel aufeinander bezogen werden können.

[17] Vgl. B. Bd. II, S. 691 und Hell. Bd. IV, S. 337. Es versteht sich, daß mit den „wiederklingenden" Tönen der Widerklang der nachhallenden und entgegenklingenden, der antwortenden Töne gemeint ist; man wird also fragen dürfen, welcher Ton nachhallt oder antwortet.

[18] Vgl. auch andere Wortprägungen, die den Sinn der Eingangsverse erläutern. Im Archipelagus Vers 25 heißen die „Himmlischen" „sie, die Kräfte der Höhe, die Stillen" ... die „Ahndung fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menschen / Aus der Fülle der Macht". – In Die Wanderung Vers 72 ff. erscheint Griechenland als das in der Gegenwart der Himmlischen ertönende Land: „doch von / Parnassos Quell bis zu des Tmolos / Goldglänzenden Bächen erklang / Ein ewiges Lied; so rauschten / Damals die Wälder und all / Die Saitenspiele zusamt / Von himmlischer Milde gerühret". – Im Empedokles (Hell. Bd. III, S. 147) findet sich der Anruf: „o Ihr Genien der wandelnden Natur". In Brod und Wein Vers 62 wird in der Zeit der Götterferne gefragt: „wo tönet das große Geschick?"

[19] Auch das Bild vom „gelüfteten" Saal ist auf das Walten der Himmlischen zu beziehen und stellt ein Gegenbild zu dem des Entwurfs dar. In Versöhnender hieß es: „Warum breitetet, / Ihr mir schon über die Augen eine Nacht, / Daß ich die Erde nicht sah, und mühsam / Euch atmen mußt, ihr himmlischen Lüfte?" (Vers 24 ff.). Im Gegensatz dazu ist nun die in den heimischen Saal verwandelte Erde den „himmlischen Lüften" geöffnet und insofern „gelüftet". Damit wird aber zugleich deutlicher, wie sehr die Endfassung der Friedensfeier auf den Entwurf bezogen bleibt, nur daß sie von der Erwartung einer neuen Gegenwart der Himmlischen spricht, wo der Entwurf noch über die Entfremdung von den Naturmächten durch die kirchliche Lehre klagt. – In der Rheinhymne heißt es von dem „der die Berge gebaut / Und den Pfad der Ströme gezeichnet", daß „er lächelnd auch / Der Menschen geschäftiges Leben / Das othemarme, wie Segel / Mit seinen Lüften gelenkt hat" (Vers 170 ff.). Dort wird auch das Alpengebirg „die göttlichgebaute, die Burg der Himmlischen" genannt; entsprechend ist in der Friedensfeier die heimische Landschaft zum altgebauten Saal der Himmlischen geworden. – Auch bei den „goldbekränzten Kelchen" wird man den Beziehungsreichtum der Hölderlinschen Sprache bedenken müssen; was so gegenständlich klingt, wird doch erst dadurch bedeutsam, daß es auf den festlichen Glanz verweist, den die Ankunft der Himmlischen verbreitet. Wo Hölderlin vom Gold spricht, geht es immer um die Klarheit des sich bezeugenden Göttlichen. So heißt es im Archipelagus Vers 35 von der Wirkung der „allverklärenden Sonne: „Dann die Lebenden all' im goldenen Traume beginnen, / Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet". In Germanien Vers 24 bleibt nach der Abwendung der Götter nur „ein goldner Rauch, die Sage" von ihnen wirksam, bis das Gold „über-

flüssiger denn lautere Quellen" geworden ist und wieder „ein Wahres" erscheint (Vers 90 ff.). In solchem Sinn kann Patmos sagen, daß Asia „im goldnen Rauche aufblüht" (Vers 27).

[20] Vgl. Die Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet, verfaßt von Fr. Chr Oetinger, übersetzt von Julius Hamberger, Stuttgart 1852, Seite 68. – Clemens Heselhaus, Hölderlins Idea vitae, Hölderlin-Jahrbuch 1952 bestätigt die Nähe Hölderlins zu den Gedanken Oetingers und erwähnt auch den Begriff der „Herrlichkeit" als einen der Oetingerschen Fundamentalbegriffe; S. 48 f. meint er: „Die Entsprechungen, nicht nur im Begriff des Lebens, sondern gerade auch im Begriff der Herrlichkeit sind überraschend". – In welchem Sinn bei Hölderlin der Begriff der Klarheit, der dem der Herrlichkeit entspricht, auftaucht und zum Kennzeichen der festlichen Zeit wird, läßt das Gedicht Der Prinzessin Auguste von Homburg erkennen:

Doch Andres beut dir, Größeres, hoher Geist!
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen
Aus langem Zweifel reine Gestalten auf. (Vers 9 ff.)

Weil das Fest bei Hölderlin von der Gegenwart der Himmlischen zeugt und am Ende des Zeitengewitters geradezu ihre Ankunft meint, entspricht die Klarheit zugleich der festlichen Freude und Offenheit. So heißt es An die Deutschen:

Und rings unter des Vaterlands
Goldnem Himmel die freie
Klare, geistige Freude glänzt. (Vers 38 ff.)

[21] H. Buhr, a.a.O. S. 379 meint, daß Hölderlin in der zweiten Strophe „den ältesten Christushymnus von Phil. 2 in versteckter Weise zitiert", daß Hölderlin aber statt Knechtsgestalt Freundesgestalt sagt. Damit würde freilich wieder die Umwendung der christologischen Vorstellungen auf die Erfahrungswirklichkeit des Naturlebens wirksam werden.

[22] Durchweg hat man sich an die Auskunft Beißners gehalten, daß „der Dichter dämmernden Auges" den Fürsten des Fests schon anwesend glaubt (B. Fr. S. 25 f.; ebenso B. S. u. F. S. 629). Allemann möchte den „präzisen Sinn" erläutern und meint vom Dichter: „in seinem Auge dämmert es erst, noch ist er von Sehnsucht befangen, die den Blick für die reine Gegenwart trübt, und kann deshalb den Fürsten des Fests noch nicht mit jener Klarheit schauen, die sich erst verbreiten wird, wenn der Höchste selbst hervortritt . . . Dennoch vermag der Dichter . . . auch im Dämmern schon den Fürsten und Feldherrn zu sehen, wie er sich freundlich naht" (A III, S. 75 f.). Mir scheint das eine etwas romanhafte Ausmalung ohne eigentliche Beziehung zum Text. – W. Binder stellt die Frage, ob nicht „dämmernden Auges" und „vom ernsten Tagwerk lächelnd" zusammengehören und sich gegenseitig erläutern, wird aber durch die Beziehung auf den Dichter irregeleitet, zumal er „das Werk . . . von Morgen nach Abend" (Vers 29) nicht als Erläuterung des „Tagwerks" auffaßt. So sagt er: „Über ein Tagewerk des Fürsten erfahren wir sonst nichts . . . wohl aber hat der Dichter ein Tagewerk hinter sich, wenn er den Saal hat zurichten helfen . . . Sein Auge dämmert nach der Arbeit des Tages" (a.a.O. S. 303). – Daß der Saal nicht vom Dichter zugerichtet wird, sondern das „Denn" der ersten Strophe auf die Wirkung der Himmlischen verweist, hoffen wir geklärt zu haben. Daraus ergibt sich die Folgerung, daß das „Und" der zweiten Strophe nicht übersehen werden darf – wie es die Erläuterungen, die auf den Dichter verweisen, tun –, daß vielmehr „dämmernden Auges" wie auch „vom ernsten Tagwerk lächelnd" auf den einen der „liebenden Gäste" bezogen sein will, der zur „Abendstunde" sich als „Fürst des Fests" zeigt. Hier ist über den Dichter nichts gesagt, als daß er „ihn" zu sehen denkt, dem das Gedicht gilt und der das Fest bringt, eben den Frieden. Die Beziehung des „dämmernden Auges" auf den „Fürsten des Fests" ist gesichert erstens durch das „Und", zweitens durch das vorangehende Bild der „Abendstunde", drittens durch die Beziehung zum „ernsten Tagwerk". So wird man auch Vers 18 „dein Auge senkst" als eine Erläuterung zu Vers 13 „dämmernden Auges" verstehen dürfen und nicht anzunehmen brauchen, daß von zwei verschiedenen Augen gesprochen wird. Freilich weicht die grammatische Verknüpfung von der gewohnten Wortstellung ab; aber diese Freiheit hat Hölderlin ausdrücklich der dichterischen Sprache zugestanden, wenn er vermerkt: „Man hat Inversionen der Worte in der Periode. Größer und wirksamer muß aber dann auch die Inversion der Perioden selbst sein. Die logische Stellung der Perioden . . . ist dem Dichter gewiß nur höchst selten brauchbar" (Hell. Bd. III, S. 241). In unserem Falle ergibt sich die Inversion durch den Übergang von der ersten zur zweiten Strophe, die mit dem „Und" den vorangehenden Satz festhält, um ihm zugleich durch die Einführung des lyrischen Ichs eine neue Wendung zu geben, die erst die Anredeform des folgenden Satzes: „Doch wenn du schon . . ." ermöglicht.

[23] Die von Beißner vorgetragene Erläuterung, in welcher Weise der Fürst des Fests sein „Ausland gern verleugnet" scheint mir nicht überzeugend. Er fragt: „Bedeutet das seine fremde Herkunft oder aber sein in langer Abwesenheit angenommenes ausländisches Gehabe?" (B. Fr. S. 26). Diese Alternative von Herkunft oder Gehabe scheint mir den Gebrauch des Possessivpronomens nicht verständlich zu machen, der sich nur rechtfertigt, wenn zwischen zwei dem Fürsten des Fests zugehörigen Bereichen, seinem Binnenland und seinem Außenland, die erst zusammen sein Wesen bestimmen, unterschieden wird. „Dein Ausland" kann weder fremde Herkunft noch ausländisches Gehabe bedeuten, sondern nur einen zugehörigen Besitzstand, der auch „verleugnet" werden kann. Der Friede gehört sowohl dem irdischen wie dem göttlichen Bereich an und kann insofern den einen Teil verleugnen. Man wird an Hölderlins Aufsatz über die Religion erinnern dürfen, wo von den religiösen Verhältnissen gesagt wird, daß sie in Rücksicht des Stoffes weder bloß Ideen noch auch bloße Begebenheiten enthalten, sondern „beedes in Einem" und daß sie insofern auf den „Gott der Mythe" verweisen (Hell. Bd. III, S. 266). Beißners Auflösung der Schwierigkeiten scheint Hölderlins mythische Feier einer das Dasein durchwaltenden Macht des Geistes zu einer pädagogischen Maxime der humanistischen Bildungslehre zu verengen, wenn er sagt: „Der Umgang mit den Griechen ist keine fruchtlose Nachahmung, sondern notwendig, unentbehrlich auf dem Wege zu eigener Bildung und Frömmigkeit . . . Der Genius unsers Volks ist auf seinem Heldenzuge lange im Ausland gewesen, bis er das fremde äußere Gehabe gern verleugnet" (B. Fr. S. 40). Auch die Parallele zu Schillers Bildungsideen scheint mir an dem Eigenen Hölderlins vorbeizuführen (vgl. B. S. u. F. S. 643). Daß im 18. Jahrhundert das Ausland als ein idealischer Bereich verstanden werden kann, mag ein Satz aus Jean Pauls Titan (im 83. Zykel) belegen, der den Blick auf eine arkadische Landschaft schildert: „So stand es, als beide abends eine halboffne Waldhöhe erstiegen, von der sie ein wunderbares Glorienland unter sich sahen, so freundlich und ausländisch, als sei es übrig-

geblieben aus einer Zeit, da noch die ganze Erde warm war und ein immergrünes Morgenland." – Die Erläuterung von Kerényi bleibt mir unverständlich, wenn er sagt, der Jüngling Buonaparte „verleugnet nun gern sein Ausland, wo er bis jetzt allein heimisch war". Er könnte doch höchstens seine Heimat verleugnen und im Ausland heimisch werden, wenn er in Deutschland (oder wo?) kein Fremdling mehr sein soll. Allemann nimmt denn auch diese Umdeutung des Textes vor, wenn er ihn dahin erläutert, daß Buonaparte seine korsische Heimat verleugnet (A III, S. 81).

[24] Auch Vers 17 ist durchweg zu eindeutig verstanden worden; er sagt nicht, daß der Fürst des Fests vom langen Heldenzuge müde ist, sondern daß er sein Auge senkt, als wäre es (oder auch er) vom langen Heldenzuge müde. Es handelt sich also um einen Irrealis, der unbeachtet bleibt, wenn man das „Als" wegläßt. Da der „Heldenzug" durch das „ernste Tagwerk" und dieses wieder durch das „Werk von Morgen nach Abend", das „tausendjährige Wetter" erläutert wird, entfällt jede Möglichkeit, eine Beziehung zu einem konkreten politischen Ereignis herzustellen. Die kriegerischen Ereignisse der eigenen Zeit sind nur noch soweit wichtig, als sie Zeichen des lang andauernden Zeitengewitters sind.

[25] Vgl. B. Bd. II S. 690 f. und Hell. Bd. IV S. 337 f.

[26] Mit Recht betont Beißner, daß in den Versen 21–24 mit dem Unsterblichen und dem Gott beide Male der Fürst des Fests gemeint ist, und daß das „noch auch" nur die Erscheinung des Gottes über alle Einsichten des Weisen erhebt (B. S. u. F. S. 639). Man wird beachten müssen, daß in Vers 16–21 sich die Anrede an das „Hohe", das „nicht Sterbliches" ist und also als Macht des Geistes verehrt sein will, bestimmend durchsetzt und damit die Klarheit des Gottes schon hervortritt, bevor sie ausdrücklich genannt wird. Man darf den Vers nicht entstellen, als sagte er, daß „auch noch" ein Gott erschien, nachdem vorher ein anderer gekommen war. So meint es Kerényi und mit ihm Allemann, der sagt, daß mit dem „noch auch" ein Gott neben und über dem Fürsten des Fests erscheint (A III S. 85). Bei R. u. Ch. Pannwitz heißt es sehr eindeutig, daß erst Napoleon als ein nicht sterblicher antiker Halbgott kam: „aber nun erscheint auch noch ein Gott selbst" (S. 774 f.). Daraus wird dann eine neue Mythologie vom „stillen Gott der Zeit" entwickelt. Die Änderung der Verse gegenüber der ersten Fassung in Versöhnender will keine Sinnänderung herbeiführen, sondern der Umgestaltung Rechnung tragen, daß die Klarheit auf „Himmel und Erd und Meer" in der ersten Strophe im Bild des Landschaftssaales schon vorweggenommen wurde.

[27] Der Sinn dieses Staunens (Vers 27) ist durchweg mißverstanden worden, weil die transitive Form des Verbs verkannt wurde. Beißner vermeidet eine nähere Erläuterung, wenn er sagt: „Das Erstaunen dessen, der im unruhigen Denken und lärmenden Tun der zurückliegenden Zeit befangen war und darin aufging, ist jetzt . . . nicht unbegründet" (B. Fr. S. 27). Aber wer ist dieser „Einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet"? – Bei Allemann soll es Napoleon sein: „Napoleon, als der letzte Fürst des abziehenden Weltgewitters und als der Erste unter den neuen Helden . . . ist mit Fug der Fürst auch des Festes, selber erstaunt, da es stille worden und alle Herrschaftsrechte und der Streit um sie hinfällig geworden sind" (A I u. A III S. 33). Bei Pannwitz (a. a. O. S. 775) heißt es entsprechend: „Napoleon erstaunt nicht umsonst, d. h. mit allem Grund, daß es jetzt stille geworden ist." – Binder fragt wieder: „Wer aber ist der Eine, der Flut und Flamme nicht gescheut hat und jetzt erstaunt, daß es still geworden ist?" Er verweist auf den Dichter: „Der Satz bedeutet also: Wer die Schicksale der Zeit und damit das Schicksal der Zeitlichkeit offenen Auges auf sich

genommen hat, erstaunt mit Recht, wenn es nun weicht. 'Einer' meint nicht einen bestimmten, sondern jeden, der dies getan hat . . . Selbstverständlich kann der Dichter sich in erster Linie zu diesen zählen" (a.a.O S. 13). Alle diese gezwungenen Deutungen fallen hin, wenn man nicht mehr fragt, wer erstaunt, sondern wer erstaunen macht: jener Eine, dem das Gedicht gilt und der im Frieden als Gott erscheint und die Klarheit bringt, weckt Staunen.

[28] Vers 34 f. verweist offenbar auf das goldene Zeitalter, dem der Friede zugehört und weshalb er „nicht von heute", „nicht unverkündet" ist (Vers 25). „Ihr Tage der Unschuld, Ihr bringt auch heute das Fest" meint doch, daß das Fest des Friedens jenen Mächten zu danken ist, die in den Tagen der Unschuld herrschten. Beißner scheint den Sinn umzukehren, wenn er sagt: „Die Tage der Unschuld hat der Friede heraufgeführt" (B. Fr. S. 28).

[29] Gisela Wagner, Hölderlin und die Vorsokratiker, 1937, S. 4, sagt im Hinblick auf Hölderlin: „Das was am ausschließlichsten Geist sowohl wie Leben ist, sind die Elemente", und verweist dafür auf den Vers aus den Entwürfen zur Madonnenhymne: „und voll geistigen Wassers / Umher das Land" (Hell. IV, S. 253 u. B. II, S. 214 u. S. 848). Erich Hock, Zwei späte Hölderlin-Stellen, Hölderlin-Jb. 1947, S. 85, macht wahrscheinlich, daß diese Verse zu Hölderlins Aufenthalt in Bad Driburg in Westfalen im Sommer 1796 in Beziehung stehen und sich auf die dortigen Heilquellen beziehen. Demnach konnte die heilende Kraft des Wassers von Hölderlin als ein Zeichen des engen Zusammenhangs von Mensch und Element verstanden werden und die doppelsinnige Verwendung des Wortes rechtfertigen.

[30] Man darf in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß auch Hegel in seinen theologischen Jugendschriften gelegentlich auf das Sprachproblem Bezug nimmt, wieder in enger Anlehnung an das Johannesevangelium, weil er hier die Anschauung Gottes als Geist ausgesprochen findet. In der Abhandlung über den Geist des Christentums und sein Schicksal, die seit dem Herbst 1798 bis zum Sommer 1799 in Frankfurt entstand, heißt es: „Weil das Göttliche reines Leben ist, so muß notwendig, wenn von ihm und was von ihm gesprochen wird, nichts Entgegengesetztes in sich enthalten; und alle Ausdrücke der Reflexion über Verhältnisse des Objektiven oder über Tätigkeit wegen objektiver Behandlung desselben müssen vermieden werden; denn die Wirkung des Göttlichen ist nur eine Vereinigung der Geister; nur der Geist faßt und schließt den Geist in sich ein . . . Über Göttliches kann darum nur in Begeisterung gesprochen werden" (vgl. Hegels theologische Jugendschriften, hgg. von H. Nohl, 1907, S. 304). Damit ist die sachlich mitteilende, erörternde Sprache der Reflexion zurückgewiesen; sie ist nicht fähig, das göttliche Leben auszudrücken. (Vgl. W. Dilthey, Ges. Schriften Bd. IV, S. 102, 1921) Wenn trotzdem Johannes sich einer „Wirklichkeitssprache" bedient, scheint damit eine neue Entgegensetzung des Gedankens gegen die Wirklichkeit zu drohen, sofern sie nicht ins „Mystische" gewendet wird: „Unter den Evangelisten spricht Johannes am meisten von dem Göttlichen und der Verbindung Jesu mit ihm; aber die an geistigen Beziehungen so arme jüdische Bildung nötigte ihn, für das Geistigste sich objektiver Verbindungen, einer Wirklichkeitssprache zu bedienen . . . Das Himmelreich, in das Himmelreich hineingehen, ich bin die Türe, ich bin die rechte Speise, wer mein Fleisch ißt usw., in solche Verbindungen der dürren Wirklichkeit ist das Geistige hineingezwängt" (Hegel a.a.O. S. 305). Damit richtet sich Hegel auf das gleiche sprachliche Phänomen, das Hölderlin von dem Bild des Brunnens aus zur Geltung bringt. Nur scheint Hölderlin in weitgehenderem Maße als Hegel in dem sprachlichen Verhalten des Johannes

die erschließende Kraft des doppelsinnigen, poetischen Wortes anzuerkennen. Er gibt seinem Dichten dadurch die eigene „Sangart" und wehrt die „konventionelle" Sprache ab. Insofern geht er einen anderen Weg als Hegel, der freilich anerkennt, daß die Verbindung von Gott und Welt als „lebendiger Zusammenhang" genommen sein will und daß deshalb „von den Verhältnissen der Bezogenen nur mystisch gesprochen werden kann".

[31] Vers 91–93 sagen deutlich genug, daß wir Gespräch und bald Gesang „sind". Beißner vereinfacht, wenn er daraus macht: „das Gespräch über die Götter hört auf, da der Gesang zu den Göttern sich erhebt" (B. Fr. S. 33). Das mag plausibler klingen; aber warum sagt es Hölderlin so anders? Doch wohl, weil das Göttergeschehen das dem Menschen Unbekannte bleibt, das ihn mitnimmt. Binder betont deshalb: „In den Worten Stille – Sprache – Gesang bezeichnet Hölderlin den Dreischritt seines Geschichtsbildes." Es sei von den „Existenzformen Gespräch und Gesang die Rede"; wir „existieren im zeitlichen Gegenüber des Sprechens und Hörens". Wenn Binder allerdings in Vers 84 das „auch" statt des „eine" betonen möchte, so kann ich ihm nicht folgen. Die „eine Sprache", die bleibt, wenn die Stille kehrt, ist doch die des Gesangs (DVjs. S. 319 ff.).

[32] In den Versen 108–112 hatte Beißner den angeredeten Geliebtesten, Unvergeßlichen mit dem Fürsten des Fests gleichgesetzt, als meinten die Verse, daß er zum Fürsten ausgerufen würde: „Dies Geliebteste ist der Fürst des Festes, den der Dichter . . . in persönlicher Anrede nun zum andern Male nennt" (B. Fr. S. 34). Er sucht diese Auffassung in seinem zweiten Beitrag erneut zu verteidigen und beruft sich dabei auf „die Nerven zum Auffangen dichterischer Energien", die man hat oder nicht hat (B. S. u. F. S. 644–648). Demgegenüber hatte Rahn (Stuttgarter Zeitung 22. 1. 1955) darauf hingewiesen, daß die Wendung: „rief ich dich zum Fürsten des Festes" nicht im Sinne von te principem sondern von te ad principem gemeint sei. Zur gleichen Feststellung kam Allemann: „Daß die beiden ersten 'zum' die Bedeutung von 'ad' haben, wird niemand bestreiten. Soll nun das dritte 'zum' eine ganz andere grammatische Funktion besitzen als die beiden vorausgegangenen?" (A II; entspr. A III S. 95). Dem schließt sich auch Binder an (DVjs. S. 322 f.). Man hat den Eindruck, daß Beißner von seiner Deutung aus nicht zugeben kann, daß das Gedicht auf Christus zurücklenkt und daß er deshalb die grammatisch unbezweifelbare Unterscheidung zwischen dem Geliebtesten und dem Fürsten des Fests entgegen dem Wortsinn nicht anerkennt. Man wird demgegenüber betonen müssen, daß die dreifache Steigerung der Satzfügung den Jüngling als den Unvergeßlichen heraushebt, indem sie ihn zum Gastmahl, zum Abend der Zeit und zum Fürsten des Festes ruft. Die drei Bestimmungen erläutern sich gegenseitig: Es ist die Einkehr der Himmlischen, der „liebenden Gäste" (1. Str.) gemeint, die am Abend der Zeit nach dem „tausendjährigen Wetter" sich alle versammeln, im Zeichen des Friedens als des Fürsten des Festes. Zu dieser Gegenwart der „heiligen Mächte" rief das Gedicht seit der vierten Strophe auch Christus als den Geliebtesten. So lenkt auch hier das Gedicht wieder in die Bahnen des Entwurfs ein, wo Christus als der Jüngling in die Gegenwart der Himmlischen gerufen wird: „Darum sei gegenwärtig, Jüngling!" (B. Bd. II S. 699; Hell. Bd. IV S. 144).

[33] Zur Kennzeichnung des Aufbaus hat man auf die so offenkundige Gliederung in Triaden verwiesen. Beißner benutzt zu ihrer Kennzeichnung das Hölderlinsche Schema vom Wechsel der Töne: „Deutlich wechseln in den vier Triaden der Friedensfeier der naive, der idealische, der heroische und wieder der naive Ton" (B. Fr. S. 24).

Das ist gewiß richtig, wenn es auch schwierig bleibt, genauer anzugeben, was Hölderlin mit diesen Bezeichnungen gemeint hat und wie er ihr Zusammenwirken verstand. Vor allem der Begriff des Naiven droht zur Verkennung der entsprechenden Partien zu führen, als handle es sich dabei nur um den Ton des naiv Benennenden. In den Anmerkungen zur Antigone kennzeichnet Hölderlin die Folge der Töne auf andere Weise und macht dadurch ihren Sinn deutlicher. Er sagt dort: „Die Regel, das kalkulable Gesetz ist eine der verschiedenen Successionen, in denen sich Vorstellung und Empfindung und Raisonnement nach poetischer Logik entwickelt" (Hell. Bd. V S. 253). So richtet sich der „Rhythmus" des Gedichts nach dem Zusammenwirken der „verschiedenen Vermögen des Menschen", offenbar so, daß in den einzelnen Triaden eins dieser Vermögen dominiert, ohne die anderen auszuschließen. Von da aus wäre der Aufbau der Friedensfeier zu überdenken.

HÖLDERLINS FRIEDENSFEIER

VON
META CORSSEN

Diese uns vor kurzem erst zugänglich gewordene Hymne (Hölderlin-Jahrbuch 1954, S. 1 ff., herausgegeben und erläutert von Friedrich Beißner in der Bibliotheca Bodmeriana IV) war bisher nur in ihren bereits umfangreichen und mehrfach umgearbeiteten Vorstufen bekannt, aus denen deutlich zu erkennen war, daß die Dichtung noch keine endgültige Form gefunden hatte. Um den Gehalt der vollendeten Fassung verstehen und voll ausschöpfen zu können, ist es notwendig, das Werden des Gedichtes von Anfang an zu verfolgen, was durch die handschriftliche Überlieferung ermöglicht wird. Die Fragmente stehen auf zwei Doppelblättern, und es ist anzunehmen, daß das erste Doppelblatt die Hymne in ihrer ersten Konzeption enthält, während das zweite die weitere Aus- und Umarbeitung bringt, inmitten deren die Arbeit abgebrochen wird. Ein Jahr später wahrscheinlich ist dann die neue Form entstanden, in den Grundzügen die gleiche, aber in erheblichem Umfang erneuert und erweitert.

In ihrer ersten poetischen Formung lautet die Hymne:

Versöhnender der du nimmergeglaubt
Nun da bist, Freundesgestalt mir
Annimmst Unsterblicher, aber wohl
Erkenn ich das Hohe
Das mir die Knie beugt,
Und fast wie ein Blinder muß ich
Dich, himmlischer (Bote) fragen wozu du mir,
Woher du seiest, seeliger Friede!
Diß Eine weiß ich, sterbliches bist du nichts,
Denn manches mag ein Weiser oder
Der treuanblikenden Freunde einer erhellen, wenn aber
Ein Gott erscheint, auf Himmel und Erd und Meer
Kömt allerneuende Klarheit.

Einst freueten wir uns auch,
Zur Morgenstunde wo stille die Werkstatt war
Am Feiertag, und die Blumen in der Stille,
Wohl blühten schöner auch sie und helle quillten lebendige Brunnen.
Fern rauschte der Gemeinde schauerlicher Gesang,
Wo heiligem Wein gleich, die geheimeren Sprüche
Gealtert aber gewaltiger einst, aus Gottes
Gewittern im Sommer gewachsen,

Die Sorgen doch mir stillten
Und die Zweifel aber nimmer wußt ich, wie mir geschah,
Denn kaum geboren, warum breitetet
Ihr mir schon über die Augen eine Nacht,
Daß ich die Erde nicht sah und mühsam
Euch athmen mußt, ihr himmlischen Lüfte.

Zuvorbestimmt wars. Und es lächelt Gott,
Wenn unaufhaltsam aber von seinen Bergen gehemmt
Ihm zürnend in den ehernen Ufern brausen die Ströme,
Tief wo kein Tag die begrabenen nennt.
Und o, daß immer allerhaltender, du auch mich
So haltest, und leichtentfliehende Seele mir sparest,
Drum hab ich heute das Fest, und abendlich in der Stille
Blüht rings der Geist und wär auch silbergrau mir die Loke,
Doch würd ich rathen, daß wir sorgten ihr Freunde
Für Gastmahl und Gesang, und Kränze genug und Töne
Bei solcher Zeit unsterblichen Jünglingen gleich.

Und manchen möcht ich laden -- aber o du, -- im goldnen bekannt,
[freundlich ernst] -- am Brunnen,
Es leuchtet zugethan den Menschen freundlich ernst
unter den syrischen Palmen, und die liebe⟨n Freund'⟩ umhüllten
dich das treue Gewölk, --

Sei gegenwärtig Jüngling, jezt erst, denn noch ehe du ausgeredet
Rief es herab, und schnell verhüllt war jenes Freudige, das
Du reichtest, und weit umschattend breitete sich über dir
Und furchtbar ein Verhängniß,
So ist schnellvergänglich alles Himmlische, aber umsonst nicht.
Des Maases allzeit kundig rührt mit schonender Hand
Die Wohnungen der Menschen
Ein Gott an, einen Augenblik nur
Und sie wissen es nicht, doch lange
Gedenken sie deß, und fragen, wer es gewesen.
Wenn aber eine Zeit vorbei ist, kennen sie es.

Und menschlicher Wohlthat folget der Dank,
Auf göttliche Gaabe aber jahrlang
Die Mühn erst und das Irrsaal,
Daß milder auf die folgende Zeit
Der hohe Stral
Durch heilige Wildniß scheine.
Darum, o Göttlicher! sei gegenwärtig,
Und schöner, wie sonst, o sei
Versöhnender nun versöhnt daß wir des Abends
Mit den Freunden dich nennen, und singen
Von den Hohen, und neben dir noch andere sein.

Denn versiegt fast, all in Opferflammen
War ausgeathmet das heilige Feuer
Da schikte schnellentzündend der Vater
Das liebendste, was er hatte, herab
Damit entbrennend,
Und wenn fortzehrend von Geschlecht zu Geschlecht,
Die Menschen wären des Seegens zu voll,
Daß jeder sich genügt und übermüthig vergäße des Himmels,
Dann sprach er soll ein neues beginnen,
Und siehe! was du verschwiegest,
Der Zeiten Vollendung hat es gebracht.
Wohl wußtest du es, aber nicht zu leben, zu sterben warst du gesandt,
Und immer größer, denn sein Feld, wie der Götter Gott
Er selbst, muß einer der anderen auch seyn.

Wenn aber die Stunde schlägt
Wie der Meister tritt er, aus der Werkstatt,
Und ander Gewand nicht, denn
Ein festliches ziehet er an
Zum Zeichen, daß noch anderes auch
Im Werk ihm übrig gewesen.
Geringer und größer erscheint er.
Und so auch du
Und gönnest uns, den Söhnen der liebenden Erde,
Daß wir, so viel herangewachsen
Der Feste sind, sie alle feiern und nicht
Die Götter zählen, Einer ist immer für alle.
Mir gleich dem Sonnenlichte! göttlicher sei
Am Abend deiner Tage gegrüßet.
Und mögen bleiben wir nun.

Die Dichtung wurzelt in dem befreienden und beglückenden Erlebnis des Friedensschlusses von Lunéville im Jahre 1801, in dem neuen Aufblühen der Menschheitshoffnungen des Dichters. So ruft er den Frieden als himmlischen Boten an, ja als Gott, dessen Erscheinen „auf Himmel und Erd und Meer ... allerneuende Klarheit" bringt. „Versöhnender" redet er ihn an – bedeutete doch dieser Friede für Hölderlin den Beginn eines Zeitalters, da „der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte" (Propyläen-Ausgabe, Bd. V, S. 296) – und in diesem Bilde des Versöhners erscheint ihm – ohne daß das geradezu gesagt wird – zugleich Christus, als Versöhner, wie es schon Empedokles gewesen war, der ja in griechischer Verhüllung deutliche Züge einer Christusgestalt aufwies. Mit seinem noch von fern aufdämmernden Bilde steigen in dem Dichter Kindheitserinnerungen auf – wir mögen daran denken, daß in Hölderlins Dichtung zum erstenmal in dem Glückwunschgedicht an die Großmutter die Gestalt Christi sich aus Kindheitserinnerungen erhebt – : Erinnerungen an die Zeit, da er mit Freude die Botschaft von ihm vernahm, da die „geheimeren Sprüche", gealtert, doch immer noch gewaltig, schauererregend im Gesang der Gemeinde zu ihm drangen und ihm Sorgen und Zweifel stillten. Gleichzeitig aber erwacht in der Erinnerung die schmerzliche Frage, warum die Lehrer seiner Jugend ihm so früh schon „über die Augen eine Nacht" breiteten,

Daß ich die Erde nicht sah und mühsam
Euch athmen mußt, ihr himmlischen Lüfte

die Frage, warum er den Weg zu seinen Göttern im Gegensatz zu dem Glauben seiner Kindheit suchen mußte. In dem Bilde des von dem lächelnden Gott gehemmten Stromes – wie es in der Rheinhymne ausgestaltet wurde – tastet er nach einer Antwort: das Sehnen „ins All zurück" würde ihn zerstört haben, hätte ihn nicht der „Allerhaltende" damals in schmerzenden Fesseln gehalten. Und so wendet er sich auch jetzt, im Gefühl des überwältigenden Glücks, an ihn, daß er ihm die schnell sich verlierende Seele bewahre. „Drum hab ich heute das Fest" – diese Worte knüpfen an die erste Strophe an (in der Handschrift sind die Verse 14–33, die die Jugenderinnerungen enthalten, eingeklammert). Das Fest, zu dem er nun, während ringsumher der Geist erblüht, aufruft, zum Gastmahl, wie es Unsterbliche feiern, ist das Fest zu Ehren des göttlichen Friedens. Und unter „manchen", die er laden möchte, steht an erster Stelle Christus; skizzenhaft, mit Zügen aus dem Johannesevangelium die Landschaft, den Umkreis der Jünger, die Liebe als Kern seines Wesens andeutend, ist seine Erscheinung festgehalten, und dann wird er geradezu angerufen: „sei gegenwärtig Jüngling, jezt erst ..." Jetzt erst kann er den Menschen ganz gegenwärtig sein, denn als er zuerst auf die Erde kam, konnte er seine Rede nicht vollenden, wurde seine frohe Botschaft schnell verhüllt durch ein furchtbares Verhängnis. Es konnte nicht anders sein, erklärt der Dichter: alles Himmlische kann nur kurze Zeit unter Menschen weilen, weil sie seine Gegenwart nicht lange ertragen; es war – wir kennen diesen Gedanken aus mehreren späten Dichtungen Hölderlins – die schonende Hand Gottes, die ihn schnell hinwegnahm. Und die Menschen wissen es nicht, daß ein Gott ihre Wohnstätte berührt hat; sie danken ihm nicht wie dem menschlichen Wohltäter, denn erst nach langem Mühen und Irren erkennen sie die göttliche Gabe. Und auch dies ist Fügung göttlicher Weisheit: der Strahl der Offenbarung soll die Menschen nicht unmittelbar treffen, son-

dern durch „heilige Wildniß", die ein lange tastendes Suchen und Ahnen notwendig macht, milder auf sie scheinen.

Dann wird die Einladung wiederholt: „Darum, o Göttlicher" – weil du erst jetzt in deinem göttlichen Wesen erkannt bist – „sei gegenwärtig, Und schöner, wie sonst, o sei Versöhnender nun versöhnt . . ." Hier wird Christus mit dem gleichen Wort wie am Anfang der Friede angerufen und gleichzeitig seine versöhnende Sendung, die erst jetzt ganz erfüllt werden kann, in einem weiteren Sinn gefaßt: der Versöhnende selbst soll versöhnt sein. Die Frage: „warum breitetet Ihr mir . . . über die Augen eine Nacht . . ." wird wieder aufgenommen: kann nicht Christus mit den Göttern der Natur versöhnt werden? In dem Augenblick, da er in Hölderlins religiöse Welt eintritt, wird diese Frage brennend: wie stellt er sich zu den göttlichen Mächten, die der Dichter bisher verehrt hat? Hölderlin glaubt an die Möglichkeit ihrer Versöhnung; denn, so fährt er fort, als die Verehrung der Götter im Altertum erloschen war, da sandte der Vater ihn, „das heilige Feuer" neu zu entzünden. Und an ihn, „das liebendste, was er hatte", der sein Wesen am lebendigsten verkörperte, knüpfte der Vater die Verheißung: wenn wiederum die Menschen übermütig des Himmels vergäßen, sollte ein Neues beginnen. Jetzt ist die Zeit gekommen, die Verheißung erfüllt: „der Zeiten Vollendung" – *συντέλεια τῶν αἰώνων* (Hebräerbrief 9, 26) – „hat es gebracht". Es ist die „heilige Herrschaft der Liebe und Güte", es ist das, was Christus verschwieg, was er wohl wußte, aber noch nicht voll aussprechen konnte, „denn nicht zu leben, zu sterben" war er „gesandt . . ." Der Inhalt der prophetischen Erwartung Hölderlins also, das neue gotterfüllte Leben, das die Einkehr der Himmlischen bringt, wird hier eng mit der Person Christi verknüpft; es ist die Vollendung seiner damals unterbrochenen Sendung. Die Worte des von den Jüngern Scheidenden im Johannesevangelium klingen an: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten . . . denn von dem Meinen wird er es nehmen, und euch verkündigen" (16, 12 ff.). Das irdische Leben Jesu, das „Feld", auf dem er arbeitete, kann nicht sein ganzes göttliches Wesen umfassen; wie der höchste Gott größer ist als seine Schöpfung, so ist auch jeder der anderen größer als sein Werk.

Jetzt also schlägt die Stunde – die Stunde da Gott selbst und auch Christus nach vollendetem, jetzt erst vollendetem Tagewerk wie der Meister aus der Werkstatt hervortritt, in festlichem Gewand, „geringer und größer", nicht mehr unmittelbar wirkend, aber in einer Herrlichkeit, die erkennen läßt, daß sein Wirken auf Erden nicht sein ganzes Wesen erschöpfte. Es ist eine festliche Stunde, die Stunde des Friedensfestes, zu dem der Dichter am Anfang aufgerufen hatte, denn ist nicht Christus vor allem der Bringer des Friedens, der Mittler und Versöhner zwischen Gott und den Menschen? So muß das Fest des Friedens notwendig sein Fest, das Fest seiner Wiederkehr werden. Aber nicht nur seiner Wiederkehr, denn der Versöhner gönnt den Menschen, daß sie auch die Feste der andern Götter feiern, von denen jeder für alle stehen kann, so daß in jedes Gottes Fest alle andern mitgefeiert werden. Gleich der Sonne überstrahlt Christus sie alle und duldet sie doch neben sich. So wird er „göttlicher", deutlicher und umfassender als Gott sich offenbarend, gegrüßt, „am Abend deiner Tage" – schon am Anfang hieß es, daß der Geist abendlich in der Stille blüht – am Abend, wenn der Lärm des Kampfes schweigt, wenn die Mühsal des Tages vollbracht ist, in der Stunde der Reife, der Vollendung.

Dies also ist der erste Wurf der Hymne. Ihr wesentlicher Gehalt ist, daß Christus in die Götterwelt Hölderlins eingetreten ist – die Einladung an ihn, die schon im Vorentwurf enthalten ist, bildet ihr Kernstück – als der Friedensgott, als der Liebendste, daß er eingetreten ist mit einem Anspruch, der den Dichter fürchten läßt, er könne die andern Götter verdrängen; darum bittet er ihn, hoffnungsvoll vertrauend, er möge sie neben sich dulden.

Auf dem zweiten Doppelblatt beginnt nun die Ausarbeitung. Auf Seite 1 und 2 wird die zuerst nur skizzierte Erscheinung Christi in dreimaligem Ansatz ausgestaltet:

Geweihete Gebirge,
Und die lieben Freunde, das treue Gewölk,
Umhüllten dich, daß wie durch heilge Wildniß
Der reine Stral gemildert schien den Menschen,
(O sei jezt gegenwärtig)
Von dorther sei mir gegenwärtig Jüngling
Jezt erst, denn ehe noch
Du ausgeredet, rief es herab, und schnell
Verhüllt war jenes Freudige, das du reichtest.

Und die lieben Freunde, das treue Gewölk
Umschatteten dich auch, damit der reine kühne
Durch Wildniß mild der Stral von oben kam zu Menschen.
Ach! dunkler aber überschattete, mitten im Wort dich
Furchtbar entscheidend Ein tödtlich Verhängniß. So ist schnell
Vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht.
Denn schonend rührt des Maases allzeit kundig

Nur einen Augenblik, die Wohnungen der Menschen,
Ein Gott an unversehn, Geheim ist er, keiner weiß es wann.
Und drüber hin darf alles Freche gehn,
Und ferne von den Enden kommen darf zum heilgen Ort das Wilde
Und übet blindbetastend
Sinnlos den frischen Wahn, damit es find' ein Schiksaal.
Kein Dank folgt auf dem Fuße göttlicher Gaabe.
Denn schwer ist solche zu fassen
Und wäre der sie giebt
Nicht sparsam, längst hätte – – –

Und manchen möcht' ich laden, aber o du,
Der freundlich ernst den Menschen zugethan
Dort unter syrischer Palme
Wo nahe lag die Stadt am Brunnen gerne weiltest,
Das Kornfeld rauschte rings still athmete die Kühlung
Vom Dunkel des geweiheten Gebirgs,
Und die lieben Freunde, das treue Gewölk
Umschatteten dich auch, damit der reine, kühne o Jüngling!
Durch Wildniß mild der Stral von oben kam zu Menschen.
Ach! aber dunkler umschattete, mitten im Wort dich
Furchtbar entscheidend ein tödtlich Verhängniß. So ist schnell
Vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht.

Denn schonend rührt, des Maases allzeit kundig
Nur einen Augenblik die Wohnungen der Menschen
Ein Gott an, unversehn, und keiner weiß es, wer?
Und drüber hin darf alles Freche gehn,
Und kommen muß zum heilgen Ort das Wilde
Von Enden fern, und blindbetastend übt den Wahn
Am Göttlichen, und trift ein Schiksaal darin. Dank
Folgt nimmer auf dem Fuße solchem Geschenke.
Zu schwer ist jenes zu fassen,
Denn wäre der es giebt, nicht sparsam
Längst wäre vom Seegen des Heerds
Uns Gipfel und Boden entzündet.

Die Bilder aus dem 4. Kapitel des Johannesevangeliums zeichnen sich deutlicher ab: die Szene am Brunnen mit dem samaritischen Weibe, das wogende Kornfeld, von dem der Herr im Evangelium sagt, es sei weiß zur Ernte; und die Jünger, „das treue Gewölk", die ihn umgeben, haben hier noch eine andere Funktion: sie schon sind die „heilige Wildniß", die den reinen Strahl von oben mildert; schon während seines Lebens beginnt die Verhüllung der göttlichen Offenbarung. In der zusammengedrängten Vision, die die Geschichte der christlichen Jahrhunderte umfaßt, ist dann die Spannung zwischen Göttlichem und

Menschlichem verschärft: sie bedeutet nicht nur Leid und Irrsal, sondern das „Freche, Wilde" darf an das Heilige rühren, muß an ihm zerschellen – das Bild des heiligen Berges, den weder Mensch noch Tier anrühren darf, ohne zu sterben (Exodus 19, 12 f.), schimmert durch die Verse Hölderlins hindurch. All das ist tragisches Verhängnis; es hängt zusammen mit der Notwendigkeit des Schonens, der Sparsamkeit, mit der die göttliche Gabe verteilt, verhüllt werden muß, denn „zu schwer ist jenes zu fassen". Während Hegel in seiner Schrift über den Geist des Christentums die Geschichte der christlichen Religion als Entfernung von Jesus, als Verfälschung des echten christlichen Geistes dargestellt hatte, läßt Hölderlin sie als vorbereitende Milderung der Wahrheit erscheinen.

Aber es genügt dem Dichter nicht mehr, vom Verhüllen und Versagen des göttlichen Gebers zu sprechen, sondern er will – skizzenhaft beginnend auf der dritten Seite des ersten Doppelblattes – den Reichtum und die Schönheit seiner Gaben rühmen.

Bis Eigentum geworden ist und verdient
Und sein sie darf der Mensch dann auch
Die menschlich göttliche [Gaabe] nennen.
So gewann erst empfangend
Ein räthselhaft Geschenk,
Und ringend dann als er das Gefährliche des
Siegs, das trunkenübermüthige mit göttlichem Verstand
überwunden der Mensch, gewann er die Flamme und die Wooge
des Meeres und den Boden der Erd und ihren Wald und das heiße Gebirg,
und den finstern Teich gewann – – –
das unscheinbare aber das nächste gewann er zulezt, die liebste

Wenn der Mensch über die das Heilige betastende Hybris Herr geworden ist, enträtselt sich ihm das göttliche Geschenk und wird sein Eigentum; und zuletzt gewinnt er „das unscheinbare", „das nächste", vielleicht die Gabe der Liebe, die Gabe Christi.

Auf der dritten Seite des zweiten Doppelblattes wird der Entwurf ausgeführt:

Des Göttlichen aber empfiengen wir
Doch viel. Es ward die Flamm uns
In die Hände gegeben, und Boden und Meersfluth.
Denn nur auf menschliche Weise, nimmermehr
Sind jene mit uns, die fremden Kräfte vertraut
Und es lehret das Gestirn dich, das
Vor Augen dir ist, denn nimmer kannst du ihm gleichen
Dem Alllebendigen von dem
Viel Freuden sind und Gesänge.

Hier erinnert der Dichter daran, daß die Elemente, die uns in die Hände gegeben wurden, „fremde Kräfte" sind, die wir uns auf nur menschliche Art nicht zueignen können; das Gestirn, das uns vor Augen und doch unerreichbar ist, lehrt uns die Demut vor dem Alllebendigen, dem wir niemals gleichen können und den wir doch mit freudigem Gesang preisen.

Die Einladung ist durch diese Einschiebung aus ihrem Zusammenhang geraten und wird aufgeschoben; und an Stelle des Sinnens über die Sendung Christi, die damals begonnene und heute vollendete, tritt nun seine Erscheinung selbst, der Sohn des Allebendigen:

Ist einer ein Sohn, ein Ruhigmächtiger ist er,
Denn nun erkennen wir ihn,
Jezt da wir kennen den Vater,
Und Feiertage zu halten
[Der Herr der Zeit
Der Geist der Welt]
Der Hohe sich der Geist
Froh zu den Menschen geneigt hat.

Nicht zerstörend, nicht „reißend", sondern beruhigend, erhaltend ist die Macht, die dem Sohn innewohnt, dem Sohn, der jetzt, da wir den Vater kennen, auch uns bekannt ist; denn der Hohe hat sich zu den Menschen geneigt, um des Festes willen. Wiederum klingt eine Stelle aus dem Johannesevangelium vom Kennen des Vaters und des Sohnes an (14, 7). Nun ist das Fest des Friedens, das Fest Christi zum Feiertag des Vaters, des Höchsten geworden, der sich zu den Menschen herabbeugt. Und dann wird, anknüpfend an den Gedanken der ersten Stufe, daß das Wesen des Gottes weiter reicht als das Feld, auf dem er wirkt, von dem Werk des Gottes gesprochen:

Zur Herrschaft war der immer zu groß
Und geringer denn er, so weit es auch gereichet sein Feld.
(Denn sieh es ist der Abend der Zeit)
Es mag ein Gott auch, Sterblichen gleich
Erwählen ein Tagewerk und theilen alles das Schiksaal
Daß alle sich einander erfahren und wenn
Die Stille wiederkehret, eine Sprache unter den Lebenden
sei. Wie der Meister tritt er dann, aus der
Werkstatt, geringer und größer, und andres Gewand nicht denn ein festliches ziehet er an. Und alle die wandelnden Menschen
Denn siehe es ist der Abend der Zeit
Die Geseze aber, die unter Liebenden gelten
Die schönausgleichenden sie sind dann allgeltend

Von der Erde bis hoch in den Himmel.
Und der Vater thront nun nimmer oben allein.
Und andere sind noch bei ihm.
Viel hat erfahren der Mensch. Der Himmlischen viele genannt,
Seit ein Gespräch wir sind
Und hören können voneinander.

Ein Gott also kann menschliches Tagewerk wählen und sterbliches Schicksal teilen, wie es Christus getan hat. Das Werk des Mensch gewordenen Gottes aber ist, allen Lebenden eine Sprache zu geben, alle miteinander zu verbinden – wie es schon das Ziel des Empedokles gewesen war. Dies ist das Werk, das er vollbracht hat, als er „wie der Meister" aus der Werkstatt tritt und ein festliches Gewand anlegt – am „Abend der Zeit". Zum erstenmal tritt hier die schon auf der ersten Stufe geahnte eschatologische Wendung auf; und es wird nun das Bild dieser Abendstunde, das zuerst nur angedeutet war, ausgemalt. Nicht nur die Menschen sind miteinander verbunden, auch der Vater ist nicht mehr allein, andere sind bei ihm. Der Mensch hat im Lauf seiner Geschichte viele Götter verehrt, und seit wir voneinander hören können, wissen wir um diese Vielzahl. Jetzt aber soll keine Feindschaft mehr sein zwischen ihnen und den Menschen, die ihnen anhängen, sondern auf Erden und im Himmel sollen die Gesetze der Liebe gelten. Dazu, diese Versöhnung zu bewirken, wird nun Christus eingeladen:

Darum sei gegenwärtig Jüngling,
Da du selber gesagt, in Tempel – –
Ein Chor nun sind wir. Drum soll alles Himmlische was genannt war, eine Zahl geschlossen, heilig, ausgehen rein aus unserem Munde. Denn sieh! es ist der Abend der Zeit, die Stunde wo die Wanderer lenken zu der Ruhstatt. Es kehrt bald Ein Gott um den anderen ein, daß aber ihr geliebtestes auch, an dem sie alle hängen, nicht fehle, Und Eines all in dir sie all, sein, und alle Sterblichen seien, die wir kennen bis hieher.

Darum sei gegenwärtig, Jüngling. Keiner, wie du, gilt statt (der Menschen) der übrigen alle. Darum haben die (die du liebtest) denen du es gegeben, die Sprache (die Sprachen?) alle geredet, und du selber hast es gesagt, daß in Wahrheit wir auf Höhen und geistig auch anbeten werden, in Tempeln. Seelig warst du damals aber seeliger jezt, wenn wir des Abends mit den Freunden dich nennen und singen von den Hohen und rings um dich die Deinigen all sind. Abgelegt nun ist die Hülle. Bald wird auch noch anderes klar seyn, und wir fürchten es nicht.

In erneutem Ansatz wird nun der „Abend der Zeit" vergegenwärtigt: wir, die Menschen, sind ein Chor, in dem alle Stimmen vereint die Himmlischen preisen, denn es ist die Stunde, da sie, ein Gott um den

anderen, einkehren. Die Wiederkehr der alten Götter – die von Hölderlin stets erwartete – ist der Inhalt dieser Stunde; hier ist es deutlich gesagt. Aber sie trägt eine neue Note: eine Gestalt vor allen, ihr Geliebtestes, darf nicht fehlen. Das Liebendste ist – wie kann es anders sein – auch das Geliebteste, „an dem sie alle hängen", ja in dem sie alle Eines sind – wiederum ein helles Echo aus dem Johannesevangelium: „auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien . . ." (17, 21). Die Einladung an Christus wird wiederholt: „Dazu sei gegenwärtig, Jüngling, keiner, wie du, gilt statt der übrigen alle." Gegenüber der ersten Stufe ist der Sinn spürbar verändert: „Einer ist immer für alle", hieß es damals; jetzt ist Christus aus der Reihe der Himmlischen herausgetreten; er allein kann für alle, Götter und Menschen, stehen. Noch einmal deutet der Dichter auf die Wirkung dieses seines weltumfassenden und versöhnenden Wesens: „Darum haben die, die du liebtest, die Sprache – vielleicht auch, hinweisend auf das Pfingstgeschehen, ‚die Sprachen' – alle geredet", und auf die Erfüllung seines Wortes: „Daß in Wahrheit wir auf Höhen und geistig auch anbeten werden, in Tempeln" – die Worte des Evangeliums (Johannes 4, 21 und 24) werden im Sinne einer Vereinigung antiker und christlicher Gottesverehrung abgewandelt, doch ihr Kern, die Anbetung im Geist, wird festgehalten. Und am Ende wird der immer wieder durchbrechende Gedanke, daß sich jetzt erst die göttliche Fülle in Christus erschließt, daß er „schöner wie sonst" gegenwärtig ist, gegenüber der früheren Form der Einladung mit bezeichnender Veränderung entfaltet: „Seelig warst du damals aber seeliger jetzt, wenn wir des Abends mit den Freunden dich nennen und singen von den Hohen und rings um dich die Deinigen alle sind." Die andern, die „neben ihm" sein, selbständig neben ihm stehen sollten, werden die Seinigen, die ihn umgeben. Die letzten Worte deuten auf das, was hinter der letzten Hülle verborgen ist: Dunkles und Geheimnisvolles; aber wir brauchen es nicht zu fürchten, da es Christus ist, der diese Stunde beherrscht.

Der Grundgedanke der ersten Stufe, die Versöhnung der Himmlischen, ist in der Umarbeitung erhalten, aber sein Gehalt hat sich dem Dichter unter den Händen gewandelt. Zweimal hatte er die Bitte ausgesprochen, daß Christus die andern Götter neben sich dulden möge; er war ihrer Erfüllung nicht sicher – nun bietet sich ihm eine neue Lösung: die andern bleiben, aber Christus ist über sie hinausgewachsen, zum beherrschenden Mittelpunkt geworden.

So weit die Fragmente. Ihr Inhalt ist die Feier des Friedens von Lunéville, zu der Christus, der Liebendste, geladen wird, die Feier, die zum

Fest des herabsteigenden höchsten Gottes wird, zur Wiederkunft Christi, der nach dem vollbrachten Werk der Versöhnung aller Menschen im Festgewand hervortritt, und zugleich zur Einkehr der alten Götter, unter denen Christus der Geliebteste ist, den sie als die Seinigen umgeben, zum Fest der Vereinigung aller Götter und Menschen.

Aus all dem ist nun, nach einem Zeitabstand von wohl mindestens einem Jahr, die vollendete Hymne entstanden, die, um neue Inspirationen und Visionen erweitert, doch dem ursprünglichen Gehalt seine letzte Form gibt. Sie hat einen Namen bekommen, der ihren Inhalt ausspricht: Friedensfeier. Und ihre erste Strophe schon enthält, ganz neu gedichtet, die Vorbereitung des Festes. Was dort langsam heranreift, aus dem Eindruck des Friedensschlusses, der Erinnerung an das Erscheinen und das Werk Christi, aus der Erwartung der Einkehr der alten Götter und dem Erlebnis des Herabsteigens des „Hohen", ist hier von Anfang an beschlossen, und zwar – vom Frieden ist noch nicht die Rede – als das Fest der in der Stunde der Erfüllung sich in Eintracht versammelnden Götter. Welcher Art die Gäste sind, läßt der Raum des Festes erkennen, der hier neu in Erscheinung tritt: was ist der „altgebaute, seeliggewohnte Saal"? Es könnte der „heilige Saal" aus der Hymne ‚Am Quell der Donau' sein, der Festsaal des Klosters, in dem Hölderlin seine Jugend verlebte, mit der „herrlichgestimmten, der Orgel", von der der melodische Strom durch die Hallen rann. Wieder wie einst ist er „der himmlischen, still wiederklingenden, der ruhigwandelnden Töne voll"; zugleich aber ist er „gelüftet", die „himmlischen Lüfte", die der Knabe „mühsam athmen" mußte, sind in ihn eingeströmt und erfüllen ihn. Und wie der Saal dann weiter beschrieben wird: „um grüne Teppiche duftet Die Freudenwolk' und weithinglänzend stehn, Gereiftester Früchte voll und goldbekränzter Kelche, Wohlangeordnet, eine prächtige Reihe, Zur Seite da und dort aufsteigend über dem Geebneten Boden die Tische . . ." könnte er fast auch der „festliche Saal" aus ‚Brod und Wein' sein, der Festsaal der Götter: „der Boden ist Meer! und Tische die Berge . . ." Schließlich ist doch wohl der Raum als ein Platz im Freien zu denken, vielleicht auf einer Hochfläche, mit Bäumen voll singender Vögel und umgeben von ansteigenden Rasenflächen, auf denen die Tische stehen. Aber die Anklänge, die in der Schilderung mitschwingen, lassen ihn deutlich als einen Raum erscheinen, der geeignet ist, alle Götter, von Morgen und Abend, zu empfangen. Dann erst, in der zweiten Strophe, tritt die Gestalt auf, die auf der ersten Stufe am Eingang steht. Aber sie wird nicht mehr als „seeliger Friede" angeredet; es bleibt noch dunkel, wer es ist, der hier „Freundesgestalt"

angenommen hat. Nur daß er, wie auf der ersten Stufe, ein Unsterblicher, ein Gott ist, dessen Erscheinen Klarheit über die Welt verbreitet, wird gesagt; und dann wird er sogleich zum „Fürsten des Fests" erklärt – dies wieder ganz neu. Dem Dichter also muß, wenn er auch sagt, er wisse nur, daß er nichts Sterbliches sei, doch schon bewußt sein, weshalb er in ihm, sei es auch „dämmernden Auges", den Fürsten des Festes, den der allen liebenden Gästen voransteht, erkennt. Die Freundesgestalt, das „Hohe", vor dem er die Knie beugt, kann kein andrer sein, als der auf der ersten Stufe angeredete Gott des Friedens; und wenn schon damals in ihm Christus geahnt und er später mit ihm gleichgesetzt wurde, so ist hier, wie sich im Verlauf der Hymne herausstellt, die Gleichsetzung schon vollzogen, und das obgleich hier der Gott viel weniger als dort Christus gleicht, ja sogar ausgesprochen neue Züge trägt, die auf eine andere Gestalt zu deuten scheinen. Er kommt aus dem „Ausland", aus der Ferne – wie die andern Gäste – wir erinnern uns, daß bei Hölderlin alles Göttliche stets „fernher" kommt –, wenn er es auch verbirgt und Freundesgestalt annimmt, ja sogar als „Allbekannter" angesprochen wird; er kommt „lächelnd" vom ernsten Tagewerk, müd vom langen Heldenzuge – er hat das Friedenswerk nach langen Kämpfen vollbracht –, und fast scheint es, als spiegele sich in ihm das Antlitz Napoleons. Nicht daß er selbst Napoleon wäre, dann könnte er nicht zum Gott erklärt werden – aber wenn wir daran denken, welche Bedeutung Hölderlin dem „Helden" seiner Zeit für das Erwachen der neuen Welt zumaß – in der Ode an die Prinzessin Auguste, in dem Gedicht 'Dem Allbekannten' –, so scheint es nicht unmöglich, daß er, als er den Frieden von Lunéville als Beginn einer neuen Epoche feierte, seiner, der ja diesen Frieden geschlossen hatte, auf die Art hat gedenken wollen, daß er dem Friedensgott Züge von ihm verlieh. In der dritten Strophe wird es dann ganz deutlich, daß der Fürst des Festes die göttliche Gestalt des Friedens ist, eines Friedens, der längst vorbereitet, längst verkündet ist, vor dem ein tausendjähriges Wetter in die Tiefe braust und einschläft. Wer – wie der Dichter – ohne Flut noch Flamme zu scheuen, mit wachen Augen durch alle Schicksalsstürme dieser Zeit gegangen ist, sieht jetzt, da es still geworden ist, mit Erstaunen, daß nirgends mehr „Herrschaft", nirgends mehr Gewalt und Despotismus zu sehen ist, daß die „heilige Herrschaft der Liebe und Güte" angebrochen ist. Denn dieser Friede kommt „von Morgen nach Abend", wie in der Hymne 'Am Quell der Donau' „die Erwekerin, die menschenbildende Stimme" aus Asien zu uns gekommen ist. Und die „Tage der Unschuld", die er heraufführt, bringen das Fest, wie es auf

der ersten Stufe konzipiert worden war, das Fest, zu dem der abendlich blühende Geist die Freunde aufruft, „jezt ewigen Jünglingen ähnlich". Und nun wendet sich der Dichter in der folgenden vierten Strophe, wie auf der ersten Stufe, an Christus; er schildert sein kurzes Erscheinen auf der Erde und erklärt es aus der Notwendigkeit des Schonens, um dann die Geschenke des göttlichen Gebers zu preisen – er spricht die Einladung nicht aus, sondern läßt, wie auf der zweiten Stufe, schon am Ende der sechsten Strophe den Sohn des Allebendigen erscheinen, von uns erkannt, da wir den Vater kennen. Von dem Wirkungsfeld, dem Tagewerk des Gottes, redet die siebte Strophe, wie auf der zweiten Stufe. Neu aber ist, daß nun am Wirken des Geistes die Menschen, wohl die Dichter vor allem, sich beteiligen: „Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten, Was wohl das Beste sei." Und das Beste ist, daß, wenn der Meister sein Bild vollendet hat, „der stille Gott der Zeit" – der Gott des Friedens, in dem Christus erkennbar wird – das Gesetz der Liebe, der Versöhnung von hier an bis zum Himmel gilt. Daß der Dichter mitwirkt an dem Werk der Vollendung der Zeit, ist ein in Hölderlins später Dichtung auch sonst auftretender Gedanke; in der Ode 'Blödigkeit' ist es der Gesang, der „die Himmlischen selbst führet, der Einkehr zu". In der achten Strophe klingt derselbe Gedanke noch einmal an, als von den Menschen, die viel von den Himmlischen erfahren haben, gesagt wird: „bald sind wir aber Gesang" – bald werden, von uns geführt, die Himmlischen einkehren. Und in neuen Worten und neuer Klarheit wird nun das Wesen und der Gehalt des Friedensfestes gedeutet:

> ... das Zeitbild, das der große Geist entfaltet,
> Ein Zeichen liegts vor uns, daß zwischen ihm und andern
> Ein Bündnis zwischen ihm und andern Mächten ist.

Das Werk, das der Meister vollendet hat, ist das Bild dieser Zeit, der heute anbrechenden Friedensepoche, und es ist zugleich das Zeichen der Versöhnung zwischen Gott und den antiken Naturgöttern; die Gedanken der Vorstufen sind ineinandergeflochten. An diesem Zeichen, diesem Zeitbild sind alle ewigen Mächte erkennbar, wie an den Pflanzen die Mutter Erde und Licht und Luft – die heiligen drei Elemente Hölderlins –, das heißt alle Mächte haben an dem Werk des Friedens, an dem neuen Leben, das er bringt, mitgewirkt; aber das letzte, das eigentliche Zeugnis dafür, daß sie es noch sind, die wirken, daß die Menschen ihre Liebe noch spüren können, ist der Festtag, „Der Allversammelnde", wie die neunte Strophe mit stark akzentuierendem Einsatz beginnt. In ihr

ist der Gehalt des Prosaentwurfs (S. 41) kurz zusammengedrängt: einmal daß die Himmlischen erscheinen wie sonst nie im Lauf der Jahrhunderte, wo sie wohl einzeln „im Wunder offenbar" oder „ungesehn im Wetter" da waren, jetzt aber sind sie „bei Gesang" – geführt vom Gesang – „gastfreundlich untereinander, In Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl"; sie sind „in jeglicher Weise beisammen": das Vereinigt- und Versöhntsein aller Himmlischen wird stark unterstrichen – und zweitens, mit gleichem Nachdruck, daß ihr „Geliebtestes" nicht fehle. All das, was im Entwurf gesagt war, daß in Christus alle Eines sind, daß keiner wie er statt der übrigen alle gilt, daß sie die Seinigen sind, ist zusammengedrängt in der Einladung, die zwar jetzt nicht eigentlich ausgesprochen wird, sondern als schon in der vierten Strophe ergangen gleichsam mit starker Betonung wiederholt wird:

denn darum rief ich
Zum Gastmahl, das bereitet ist,
Dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit,
O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes . . .

Christus also wird zur Stunde der Erfüllung als Fürst des Festes gerufen – wer sonst könnte der Jüngling, der am Abend der Zeit auftritt, „an dem sie alle hängen", bei Hölderlin sein?[1] Heißt es doch auch von ihm in 'Patmos':

Wenn aber stirbt alsdenn
An dem am meisten
Die Schönheit hieng, daß an der Gestalt war
Ein Wunder und die Himmlischen gedeutet
Auf ihn . . .

[1] Es ist einzuräumen, daß in der zweiten Strophe die Gestalt Christi stark verhüllt ist; das hat dazu geführt, daß ein so ausgezeichneter Kenner des Hölderlinschen Werkes wie Friedrich Beißner in dem Fürsten des Festes eine andere Gestalt zu erblicken glaubte. Es ist aber schwer einzusehen, daß das, was auf den Vorstufen von Christus ausgesagt wurde, daß er das „Geliebteste" sei, in der vollendeten Form von einem andern – Beißner glaubt von dem Genius des deutschen Volkes – gelten solle. Es wäre der einzige Fall in Hölderlins Dichtung, daß ein Gedicht in der Umarbeitung seinen Sinn so völlig gewandelt, ja geradezu ins Gegenteil verkehrt hätte. Außerdem beweist die Stelle „darum rief ich zum Gastmahl, das bereitet ist, dich . . . o Jüngling, dich zum Fürsten des Festes" geradezu unzweifelhaft, daß nur Christus als Fürst des Festes gemeint ist; denn im ganzen Gedicht ist nur in der vierten, Christus gewidmeten Strophe von einer Einladung die Rede, wenn sie auch nicht, wie in den Vorstufen, geradezu ausgesprochen wird; daß dies Verschweigen aber nicht ein Unterdrücken bedeutet, wird wiederum dadurch bewiesen, daß der Dichter sich hier in der neunten Strophe auf diese Einladung bezieht.

Damit hat sich das Bild der Stellung Christi in der Götterwelt Hölderlins, in der Vision ihrer Einkehr, wie es sich auf den Vorstufen allmählich entwickelte, klar vollendet: er ist in den Mittelpunkt getreten und steht über allen; die Wiederkehr der griechischen Götter ist ohne Christus nicht mehr zu denken. Mit ihm aber wird sie zu seliger Gewißheit; der eschatologische Ton, der schon auf den Vorstufen vernehmbar war, schwillt zu sonst kaum gehörter Stärke an:

und eher legt
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,
Bis ihr Verheißenen all,
All ihr Unsterblichen, uns
Von eurem Himmel zu sagen,
Da seid in unserem Haußе.

Ähnlich wie in 'Germanien' steht hier die Ankunft der Verheißenen unmittelbar bevor, aber die Sicherheit des Erwartenden hat einen noch stärkeren Ausdruck gefunden, und es mag darin wohl die Verheißung aus dem Evangelium nachklingen: „Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses alles geschehe" (Matthäus 24, 34). In Bildern von zauberhafter Innigkeit wird dann die Erwartung geschildert, die nun nicht mehr im Geiste des Dichters beschlossen bleibt, sondern sich über die Welt ausbreitet: die Natur gibt Zeichen des Kommens der Himmlischen:

Leichtathmende Lüfte
Verkünden euch schon,
Euch kündet das rauchende Thal
Und der Boden, der vom Wetter noch dröhnet . . .

Und allen Menschen rötet Hoffnung die Wangen, in jedes Haus dringt sie ein:

Und vor der Thüre des Haußes
Sizt Mutter und Kind,
Und schauet den Frieden . . .

Ja, da dies Geschlecht sich nicht schlafen legen will, ohne den großen Tag gesehen zu haben, bleiben am Leben, die sonst schon ihren Weg beendet hätten:

Und wenige scheinen zu sterben
Es hält ein Ahnen die Seele,
Vom goldnen Lichte gesendet,
Hält ein Versprechen die Ältesten auf.

Die elfte Strophe stellt den Augenblick der Erfüllung selbst dar, den Augenblick, in dem von oben her das Leben wieder Sinn und „Würze" erhält, in dem die „Mühen", die Kämpfe und das lange Harren, ihr Ziel erreicht haben, den Augenblick der allseitigen Eintracht, in dem „alles gefällt", „Einfältiges aber am meisten"; denn es bedarf ja, wie wir aus der Ode 'Dichterberuf' wissen, vor allem der Einfalt, um die Nähe des Göttlichen zu ertragen. Und noch einmal wird es mit dem Jubel einer von langem Suchen und Fragen befreiten Seele ausgesprochen, daß „die langgesuchte, Die goldne Frucht" wirklich die Gestalt der Himmlischen ist. Ihr Kommen ist hier nicht – wie in 'Brod und Wein' – ein donnernder Einbruch, es wird dem Abfallen der lange gereiften Frucht verglichen, die freilich dem „uralten Stamm" erst „in schütternden" Stürmen entfiel und nun „vom heiligen Schiksaal selbst, Mit zärtlichen Waffen umschüzt" wird. Sehr eigenartig ist dann der Schluß. Von dem höchsten und lichtesten Augenblick aus wendet der Dichter den Blick zurück in die Zeit der Dunkelheit, da die Mutter Natur klagte wie eine Löwin, weil sie die Kinder verloren hatte, weil die Menschen, übermütig geworden, die heiligen Elemente nicht mehr erkannten und ehrten; denn der „Feind", eine der dämonischen Gewalten, wie sie Hölderlin in der Titanenhymne geschaut hatte, hatte sie der „Allzuliebenden" gestohlen; vor der Zeit hatte die „allkräftige" Natur ans Licht gezogen, was sie haßt, was „fühllos", „furchtsamgeschäfftig" im Abgrund ruht.

In ihrer vollendeten Form deutet die Hymne, indem sie Christus in die Mitte des neu anbrechenden Tages der alten Götter stellt, voraus sowohl auf die Hymne 'Der Einzige', in der er mit Dionysos und Herakles zu einem „Kleeblatt" zusammengefügt wird und in deren gedanklichem Ringen sich vor allem die eschatologische Bedeutung der Gestalt Christi herausschält, wie auf 'Patmos', wo, während im Entwurf noch der „fernhinzielende" Apollon, die allversöhnende Erde und „der unerschöpfliche alldurchdringende Gott", der Äther, das Bild der Himmlischen, die „zum Gesange" zusammenkommen, bestimmen, in der ausgeführten Dichtung Christus, „der frohlokende Sohn des Höchsten" allein die Stunde des Triumphs beherrscht.

FRIEDENSFEIER

VON

ELSE BUDDEBERG

Dieser großartige hymnische Gesang gibt in vollendeter dichterischer Form eine tief bewegende Zusammenschau wesentlicher Gedanken des späten Hölderlin zur Ermöglichung von Frieden, zu dem Heraufsteigen eines neuen Göttertages. So viele Auslegungen die Dichtung bisher auch erfahren hat – sie kommen in kaum einem Bilde, nicht einmal in der grammatisch-syntaktischen Zuordnung einzelner Verse zur Deckung. Ein entscheidender Blickpunkt zur Deutung scheint bisher offengeblieben: die enge Durchdringung von Hölderlins geschichtsmetaphysischer Grundanschauung mit seiner höchst eigenständigen Auffassung der Gestalt Christi[1]. Unter diese Hinsicht stellt die hier vorgelegte Arbeit jeden Vers. Der streng in sich geschlossene triadische Aufbau des Gedichts spiegelt die dialektische Struktur des Hölderlinschen Zeit- und Geschichtsverständnisses. Es ist nicht damit getan, diesen gelegentlich oder auch geflissentlich zu vermerken. Jedes Wort, jeder Begriff, jede aus dem Hölderlinschen Denken bekannte Kennzeichnung gewinnt nicht zuletzt von dem Ort innerhalb einer Trias, in dem sie vorkommt, ihren besonderen Aspekt; er ist kein leer-formales Prinzip. Darum ist er auch dafür nutzbar zu machen, um die Verbindung von Geschichtsmetaphysik und Christusgestalt durchzuführen. Hölderlins Thesen zur kategorischen und zur vaterländischen Umkehr werden herangezogen[2].

Strophe 1

Der Zeitmodus dieser Strophe ist Gegenwart im Sinne einfach beschreibender Zuständlichkeit. Die Anordnung eines wohl vorzubereiten-

[1] Auch nach dem Ablauf der diesjährigen Hölderlin-Tagung in Tübingen behält diese Aussage Gültigkeit.

[2] Verf. möchte vorausschicken, daß diese Arbeit bereits im Juli 1955 abgeschlossen wurde. Von einigen Kürzungen und engeren Zusammenfassungen abgesehen, wird sie hiermit unverändert vorgelegt. Die inzwischen erschienenen Deutungen haben keinen Gesichtspunkt erbracht, der die vorgetragene Interpretation als überholt anzusehen erlauben würde. – Die bedeutende und im einzelnen tief in die Ordnung der Hölderlinschen Seinsweisen eindringende Deutung von Wolfgang Binder (Deutsche Vierteljahrsschrift, Jahrgang 1956 und Festgabe für Paul Kluckhohn S. 151/295) ist erst im April dieses Jahres erschienen. Ich bedaure, nur an einigen entscheidenden Stellen mit nachträglichen Anmerkungen auf sie hinweisen zu dürfen. Gleich vorab sei auf die Auslegung der Vorrede und der ersten Strophe verwiesen (S. 153/297 bis 158/302).

den Festes wird in lieblich singenden, v. 1–4, in prangenden farbendurchglühten Versen, v. 5–9, geschildert. V. 10–13 schwingt aus in den Ausdruck der Erwartung derer, denen die Zurüstung des Festes gilt. Jeder dieser drei letzten Verse enthält ein nach dem Sprachgebrauch Hölderlins bedeutungsvolles Wort, das Zukunft vorwegnimmt: die hier zusammenströmen, werden „zur Abendstunde" eintreffen; sie kommen von „ferne" und haben sich selbst als „liebende Gäste" beschieden.

Strophe 2

Der Dichter zählt sich zu ihnen und zu denen, die als Freunde das Fest bereiten, v. 37–40. Er ist schon jetzt, so scheint es, im „altgebaute(n) seliggewohnte(n) Saal", v. 3, 4. Und „dämmernden Auges", v. 13, denkt er schon „ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests", v. 15. Es ist entscheidend für das Verständnis der ganzen Hymne, für den Sinn des Festes, jedes Wort dieser Strophe sorgsam zu prüfen. Sofort erhebt sich die alles andere prädestinierende Frage: Wer ist der Fürst des Festes[1]? Es sei vorausgeschickt: der Fürst des Festes ist Christus – der Christus der Hölderlinschen Christologie, die in ihrer Essenz der christlich-kirchlichen Anschauung in kaum einem Punkte entspricht. Diese Auffassung wird im folgenden, alle Einzelheiten berücksichtigend, eingehend begründet werden müssen.

Es ist offenbar, daß der Dichter den Fürsten des Festes noch nicht klar vor Augen hat[2]. Er „denkt" ihn selbst zwar schon zu „sehen", jedoch

[1] Die Frage nach dem Fürsten des Festes ist leider von einer Vormeinung mehr oder weniger präjudiziert: Inwieweit kann diese Hymne und damit der späte Hölderlin für die christliche Religion in Anspruch genommen werden oder nicht. Wenn hier Christus als Fürst des Festes verstanden wird, so ist dabei von einer Hölderlinschen Christusauffassung ausgegangen, die für den Bekenner der christlichen Religion gewiß anstößig sein muß: Christus als mythische Gestalt, Christus als ein sich-Wandelnder, Christus als Exponent eines geschicklich-geschichtlichen Prozesses, in dem von seiner, für das christliche Verständnis wesentlichen Mission der Erlösung völlig abgesehen wird. Mit Bedacht wird darum hier nicht von der, sondern von einer zweiten Epiphanie Christi gesprochen.

[2] Die Annahme (so z. B. Böckmann in seinem Festvortrag), daß der Fürst des Festes nach v. 10–15 tatsächlich schon zugegen sei, scheint nicht begründet. Darauf eigens einzugehen ist nötig, da diese Annahme die Deutung des Fürsten stützen hilft. Im Prosa-Entwurf zu 'Versöhnender . . .' Zeile 5, StA II, S. 699, „lenken" die Wanderer erst zur Ruhstatt; „bald" kehrt ein Gott um den anderen ein. Wie aber auch zeitlich dieses „lenken" und dieses „bald" aufgefaßt werden mag – auch im Prosa-Entwurf ist die Situation eine geschaute, die Zukunft vorwegnimmt. Aber der Grad der Irrealität liegt in der endgültigen Fassung gleichsam noch um einige Stufen tiefer: In den Entwürfen steht Christi Gestalt als die des versöhnten Versöhners fest; als dieser wird er beschworen, gegenwärtig zu sein. Die Zukunftsschau

erst „dämmernden Auges". Diese Verben „denken" und „sehen" sind

des Dichters in der Endfassung baut seine erneuerte Gestalt erst auf. Auch Binder hebt die „dichterische Vorzeitigkeit", das visionäre Vorausblicken und dabei das reale Verbleiben – gewissermaßen in einem vorletzten Moment der Realität – hervor (a.a.O. S. 184/328). – Binders Fürst des Festes ist „der Frieden, und da er ein Gott ist, der Gott des Friedens" (S. 162/306). Zur Begründung dafür, daß der Friede ein Gott sei, wird auf 'Versöhnender . . .' zurückgegriffen, v. 6, „seeliger Friede". Aber nach der Lesart StA II, S. 700 wird dieser „seelige Friede" auch einmal „himmlischer Bote" genannt; „Bote" wird dann wieder gestrichen; und doch bleibt die Assoziation bedeutsam: weder die antiken noch die christlichen angeloi waren Götter. Wenn nun der „seelige Friede" als Name des Fürsten beziehungsweise des Friedensgottes aufgefaßt werden soll und darauf verwiesen wird, daß „wesenserhellende Bezeichnungen" auch sonst, „Donnerer", „Alllebendiger", vorkommen, so hat diese Parallele eine Lücke: bei ihnen ist der Gott zweifellos vorausgesetzt – bei dem „seeligen Frieden" aber soll er erst erschlossen werden. Wenn trotzdem endgültig und gleichmäßig in allen drei Fassungen des Entwurfs der „seelige Friede" dort als Gott aufgefaßt werden muß (und mir scheint das unabweisbar, vgl. den zu dieser Stelle geführten Nachweis in meiner Abhandlung 'Heidegger und die Dichtung. Hölderlin. Rilke.' Metzler, 1953, S. 19 f.), so nur und ausschließlich aus dem Grunde, weil die „Freundesgestalt", die der Friede schon im Entwurf als Versöhnender für den Dichter angenommen hat, eben die Gestalt des Versöhners Christi und damit ein Gott ist. Der Einwand nun hiergegen, wohl auf Beißner zurückgehend, (Friedrich Beissner, Hölderlin Friedensfeier) hier läge Verwandtschaft und nicht Identität vor, läßt gerade zu diesem so entscheidenden Punkt die Zeitauffassung und die dialektische Struktur außer acht, die im übrigen Grundlage der Binderschen Auffassung ist und von ihm in anderen Zusammenhängen immer wieder hervorgehoben wird. – Akzeptiert man die hier vorgetragene Auffassung, so erübrigte es sich, für den Entwurf eine (auch von Binder abgelehnte) „bloße Allegorie", eine „Personifikation" des Friedens annehmen zu müssen. „Eine einschneidende Konzeptionsänderung", die notwendig daraus für die endgültige 'Friedensfeier' gefolgert werden müßte – „obwohl (nach Binder) Derartiges bei Hölderlin fast nie vorkommt", entfiele damit ebenfalls. Aber dies geschähe erst dann auf eine völlig befriedigende Weise, wenn nicht ein Gott des Friedens, der in dieser Form bei Hölderlin nicht nachweisbar ist, sondern der Christus einer neuen Epiphanie in einer gewandelten geschickhaft-geschichtlichen Situation als Fürst des Festes erkannt wird. – Binder leitet den Friedensgott als Fürsten des Festes vom Herrn der goldenen Zeit, Saturnus, her; dessen Züge trage er, wenn er auch nicht mit ihm identisch zu setzen sei. Das folge aus der Hölderlinschen Geschichtsmetaphysik, der Abfolge der goldenen – ehernen – goldenen Zeit. Binder betont dabei, daß diese für den späten Hölderlin nicht ein einfaches Nacheinander, sondern eine echte Synthese bedeute. Die Frage erhebt sich, ob bei Binder die Echtheit dieser Synthese, hier in bezug auf die Gestalt des Fürsten, erkennbar wird. Zur Stützung seiner Auffassung kommt Binder auf 'Saturn und Jupiter' zurück; diese Ode stelle einen großen Teil des Materials bereit, das wir zur Auslegung des Fürsten des Festes brauchen. Aber dieses Material versagt schon bei der Auslegung des gleichnishaften „langen Heldenzuges". Saturns Wanderung durch die „Zeit" hat keine Ähnlichkeit mit einem Heldenzug. Von Jupiter in den Abgrund verwiesen, duldet er, er „jammert" drunten; er ist heilige Dämmerung, untätig in der „Zeit". Auch die „Ver-

völlig in eins zu setzen[1], in weitem Abstand von dem lässig-alltäglichen Verbinden dieser beiden Wörter. Das was der Dichter hier denkend zu sehen sich müht, steht im Dienste höchster dichterischer Schau. Dieses denkende Sehen ist gestaltbildend. Der Leser hat in es einzubeziehen, was im Ringen um Hölderlins Christus-Auffassung vorausgegangen ist, was in dieser Periode seines Dichtens und Planens um 1800 sich zu den vaterländischen Gesängen gestaltet hat. Insbesondere sind die Entwürfe und Bruchstücke, zusammengefaßt unter dem Titel 'Versöhnender der du nimmergeglaubt . . .'[2], die Rheinhymne, 'Germanien'[3] und die Elegie 'Brod und Wein'[4] dafür aufschlußreich. Hölderlin dichtet auch in dieser Hymne aus der Schau künftig abendländischen Geschicks, insbesondere des Schicksals des eigenen Volkes. Auf das engste ist damit für ihn eine Erneuerung des göttlich menschlichen Bezuges verbunden. Es ist das eine Erneuerung aus der besonderen eigengeprägten Sicht Hölderlins von der Erscheinungsweise der Götter, die auch das Bild Christi völlig aus dem herrschenden Dogma herauslöst. Alles das ist innigstes Anliegen seines Dichtens und Denkens; es faßt sich zu dem zusammen, was schließlich Sinn und Ziel der sogenannten „abendländischen Wendung" Hölderlins ist.

Von Anfang an steht dem hier „dämmernden Auges" Sinnenden fest: „Nichts vor dir/ nur Eines weiß ich, Sterbliches bist du nicht", v. 20, 21. Dieser Punkt in seiner Deutlichkeit muß festgehalten werden, wenn wir zu ihm hinzutragen, was in den vorangehenden Versen 16–20 von dem Fürsten des Festes, langsam seine Gestalt aufbauend, ausgesagt wird. Der Dichter erkennt ihn schon in v. 14 als „vom ernsten Tagwerk lächelnd". Beendet also ist dieses Tagewerk, denn „zur (kommenden) Abendstunde" erst haben sich die Gäste entboten; zu dieser Stunde also, für die es Voraussetzung ist, daß das Tagewerk zu Ende geführt und daß es, wie man

läugnung" des Auslandes paßt schwer auf ihn; er erleidet ja keinen Wandel. Auf ihn ließe sich das Zuständliche der goldenen Zeit zurückführen. Aber das uns Zuzubringende, als das was es ist, geht in der dritten Form, in der Synthesis, eine Verbindung mit dem Unsrigen ein, die deutlich gemacht werden müßte. Mannigfache Schwierigkeiten ergeben sich aus dieser Konstruktion. – Wenn nach Binder die neue goldene Zeit mit der neu erfahrenen Gegenwart aller Götter eine „Immanenz" aus dem Frieden des erneuerten Saturnus ist – ist es dann noch sinnvoll, dieser Zeit mit dem Fürsten des Festes eigens einen Gott des Friedens zu geben, der nur darin als solcher sich erweist, daß er die Züge des Saturnus trägt – auch er?

[1] Vgl. 'Der Rhein', StA II, S. 142 ff. „Halbgötter denk' ich jetzt".
[2] StA II, S. 130 ff.
[3] StA II, S. 149 ff.
[4] StA II, S. 90 ff.

annehmen darf, gut beendet ist. Wie sonst wäre der Fürst des Festes „lächelnd" vorzustellen; wie sonst könnte überhaupt ein Fest zu denken sein – und insbesondere dieses Fest, dessen Sinn und Gehalt wir uns, nicht ohne Bezug auf dieses Tagewerk, bemühen müssen zu erkennen. Von vornherein dürfen wir den Fürsten des Festes verstehen als einen, der ein Ziel erreicht hat; ein bedeutungsschweres muß es sein, denn „ernst" wird sein Tagewerk genannt. Entwicklung, Verzichte, ja Überwindungen waren dafür gefordert – aber „gern" so heißt es, sind sie geleistet worden: „Doch wenn du schon dein Ausland gern verläugnest", v. 16[1].

[1] Ganz allgemein hat es befremdet, dieses „Ausland" zu Christus in eine Beziehung zu stellen; zu Unrecht, es ordnet sich folgerichtig in die biblische Geschichte Jesu von Nazareth ein: „Aus der Nachkommenschaft Davids hat Gott jetzt nach seiner Verheißung Jesus als Retter (= Heiland) für Israel hervorgehen lassen" Apostelgesch. 13, 23. Nach Matth. 10, 5 hat die Aussendungsrede Jesu den Wortlaut: „Den Weg zu den Heidenvölkern schlagt nicht ein und tretet auch in keine Samariterstadt ein, geht vielmehr (nur) zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel." Jesus aber selbst kam nach Samaria. Die in Strophe 4 erinnerte Situation hat nach Joh. 4 die Begegnung Jesu mit der Samariterin am Brunnen zum Gegenstand. Die Jünger aber wunderten sich, Jesum mit der Samariterin sprechen zu sehen, denn die Juden hatten keine Gemeinschaft mit den Samaritern; und doch blieb Jesus auf ihre Bitten zwei Tage und predigte ihnen und sie glaubten danach, „daß dieser wirklich der Retter (= Heiland) der Welt ist", v. 42. Der lebende Jesus hatte also schon die engeren Grenzen seines Landes und seiner ersten Aufgabe überschritten. Der Taufbefehl des Auferstandenen aber lautete: „Darum geht hin und macht alle Völker zu (meinen) Jüngern . . ." Matth. 28, 19. Die Jünger taten danach, und die Rechtfertigung dieser Überschreitung der ursprünglichen Verheißung, die Jesum Christum nur als Retter der Juden verkündet hatte, wird immer wieder in der Apostelgeschichte betont, z. B. Apostelgesch. 10, 11, 13; Römer 9, 22–33. – Römer 10, 11 baut die Bekehrung der Heiden ein in den Heilsplan, den Gott für das Volk Israel gehegt hatte; Christus wurde ja von diesem verworfen. Die Spiritualisierung über jede Abtrennung und alle völkischen Grenzen hinaus ist schon angelegt im Gespräch mit der Samariterin, das wohl auch darum von Hölderlin so schön erinnert wird. Und der Jesus des Johannesevangeliums, schon v o r dem Taufbefehl des Auferstandenen, der noch soeben sagt, „denn die Rettung ist aus den Juden", Joh. 4, 22, fährt fort, Joh. 4, 23: „Es kommt aber die Stunde, sie ist jetzt schon da, in der die wahren Anbeter den Vater im Geist und in Wahrheit anbeten werden; denn auch der Vater will solche als seine Anbeter haben. Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." – Hält man sich gegenwärtig, wie tief Hölderlin von dem Gedanken bewegt wurde, die Grenzen seines engeren Vaterlandes zum Hesperien seiner Vorstellung erweitert zu sehen, bedenkt man, daß ihm die Bibelstellen selbstverständlich bekannt gewesen waren, so begreift man, wie sehr ihm der Gedanke einer sich selbst übersteigenden Verwandlung Jesu von Nazareth in die eigene Konzeption des Christus der 'Friedensfeier' aus seinem eigenwilligen höchst persönlichen Umdenken der Bibelstellen zuwuchs. Es entspricht einer seiner Grundvorstellungen, daß das Gewesene, sich konsumierend, im Zukünftigen weiterwest.

Wir erinnern uns: „ferne kommend" hatten die Gäste sich beschieden; gehört dieses „Ausland" in eine ähnliche Ferne? Befremdend ist zunächst das Possessiv-Pronomen davor, „dein Ausland" heißt es. Doppeldeutig, zwiefältig ist dieses Wort. Ist es Ausland vom sinnenden Dichter her gesehen? Ordnet er es dem Fürsten als dessen Land zu? Oder ist es wirklich das seine nach ursprunghafter Herkunft und nun verlassen? Dieses Ausland ist ihm einmal eigentümlich gewesen; und nun, in diesem neuen Land, zu dem er kommt, ist es „draußen" gelassen? Ist es etwa so zu verstehen, daß der Ankommende nun, wenn er Fürst des Festes werden soll, es darum hat aufgeben müssen? In dem so viel stärkeren Ausdruck „verläugnen" liegt ein abschwören. Mit dem Vers „Und wenn du schon dein Ausland gern verläugnest", kann nur etwas ganz grundsätzlich-Entscheidendes angedeutet sein.

Wir haben vorweggenommen, daß der Fürst des Festes Christus in einer zweiten Epiphanie ist. Um so befremdlicher scheint es, von ihm als von jemandem zu sprechen, der verleugnet. Wir sehen uns um, ob Hölderlin an einer anderen Stelle aus demselben Problemkreis eine verwandte Aussage gemacht hat. Wir halten sie erst dann für entscheidend zur Erhellung dieses dunklen Verses, wenn das so Gefundene sich restlos einfügt in das, was hier aufzuklären ist. Wir finden diese Stelle in 'Patmos'[1]: „Es sahen aber, gebükt, ... vor Gott die Gestalt / des Verläugnenden, wie wenn/ ein Jahrhundert sich biegt ..." Christus in einem ganz bestimmten Sinn als „Verläugnenden" zu sehen, ist also Hölderlin eigentümlich. Im Patmos-Bruchstück hat die Verleugnung den Sinn einer Erniedrigung[2]. Darauf weist das Wort „gebükt". Der merkwürdige Vergleich „wie wenn ein Jahrhundert sich biegt" – gleichsam zu seinem Ausgang hin – deutet auf ein Zu-Ende-Gehen und vielleicht auf einen neuen Anfang. Die Stelle der 'Friedensfeier' geht nicht so weit, eine selbstgewollte Erniedrigung auszusprechen. Wohl aber deuten auch hier einige dem Fürsten gegebene Kennzeichnungen in dieselbe Richtung einer Herabminderung, einer Milderung des strahlenden Glanzes göttlicher Erscheinungsweise: „Dein Auge senkst, vergessen, leichtbeschattet", v. 18. Der Dargestellte ist „müd" „als vom langen Heldenzuge" vorzustellen, v. 17, und als solcher steht er in einer vermenschlichten, dem menschlichen Auge gemäßeren Abschattung. „Leichtbeschattet", v. 18; „Schatten", v. 45; „dunkler umschattete", v. 49 – immer findet Hölderlin

[1] Bruchstück der späteren Fassung, StA II, S. 182, v. 177–180.

[2] Dazu führt Beißner, StA II, S. 799 aus: „Gemeint ist Christus, von dem Paulus Phil. 2, 6 f. sagt: „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst (ἑαυτὸν ἐκένωσεν) und

dieses Wort, wenn er die Menschen auf menschlich „einfältige Weise" in die Sichtung der Erscheinung Christi führen will. Deutlich wird auch hier wieder dieses Ziel mit v. 19. Der „müd", „gesenkten Auges" Dastehende, und so in seiner Strahlung „leichtbeschattet", er ist es, der als solcher „Freundesgestalt" annehmen konnte, die Freundesgestalt eines Allbekannten, gleichsam ungeachtet seiner Göttlichkeit. Im übrigen entspricht diese Auffassung der mythischen (wenn man so will, der „historischen") Anschauung Hölderlins vom Verlaufe des Schicksals Christi. Das dazwischenstehende Wort „vergessen", in seiner syntaktischen Zuordnung offenbleibend, scheint zunächst nur da zu sein, um eine weitere Verschattung auszubreiten. Wir werden aber sehen, daß es eine darüber hinausgehende Bedeutung besitzt. Das letzte Wort des v. 19 „doch", das erste Wort des v. 16 wiederholend: „doch", – zwischen beide „doch" sind die Verse mit den Einschränkungen und Milderungen der göttlichen Erscheinung eingespannt – aber setzt, nach v. 20 übergehend, dieser Verdunkelung eine Grenze; sie ist in ihrer harten Sprachführung sehr fühlbar: „doch/ beugt fast die Knie das Hohe". Soweit Christus „der Allbekannte", lange schon als der aus seiner Vergangenheit Herkommende, nun in seiner neuen Erscheinung als Fürst des Festes sich auch zurückgenommen hat aus dem, was göttliches Erscheinen sonst kennzeichnen mag – das von ihm ausgehende „Hohe", v. 20, beugt dem Schauenden „doch" die Knie, trotz der „Freund"-Gestaltigkeit, die er aus der Allbekanntheit seines nun vergangenen Gegenwärtigseins denen zugewandt hatte, die ihn liebten und die ihn jetzt wiedererkennen. – Hiermit ist der Anschluß des zweiten „doch", Ende des v. 19 an das erste „doch", Anfang des v. 16 wiederhergestellt, über die Abschattungen hinweg, die ihn vermenschlichten.

Es bleibt aufzuhellen, was „geographisch" des näheren und symbolisch des weiteren das verleugnete Ausland meint. In diesem Zusammenhang wird auch zu verstehen sein, was es mit der gleichnishaften Aussage „als vom langen Heldenzug" für ein Bewenden haben könnte. Christus wird von Hölderlin als der Letzte des olympischen Göttergeschlechtes[1] begriffen. Er stammt also von „Morgen", vom „Orient" und kommt nun zum Fest, zum „Abend"; er kommt nach „Hesperien" am „Abend

nahm Knechtsgestalt an." Bei der Auslegung des „verläugneten Auslands" in der 'Friedensfeier' (Kohlhammer Verlag Stuttgart 1954, S. 26) denkt Beißner nicht an das Patmos-Fragment; im Gegenteil, dieses „verläugnete Ausland" ist ihm nur ein Beweis mehr für seine eigene Auffassung, daß Christus nicht der Fürst des Festes sein könne.

[1] 'Brod und Wein', 'Der Einzige', 'Patmos'.

der Zeit". Das Abendland, Hesperien, das Vaterland im weiteren Sinn, bedeutet mehr als einen geographischen Begriff; es ist das Land des Abends, der erfüllten Zeit, der geschickhafte Ort für „der Zeiten Vollendung"[1], zu der die Wiederkunft der Götter verheißen wurde. Nachdem einst Christus die Erde verlassen hatte, hub die Zeit der Götterferne an und damit diese Zeit, die im eigentlichen Sinne die Zeit Christi ist, die lange Nachtzeit, durch die Christus die Menschen geleitet hat. In dieser Zeit war er in „Freundesgestalt" denen nahe, die um seine Mission wußten; zu denen gehört der Dichter. Diese Zeit war erfüllt vom „tausendjährigen Wetter", v. 32. Sie war Notzeit für seine Verkündigung, Notzeit für die, die er zu geleiten hatte. Diese eigentliche Zeit des Christentums ist nach der Auffassung Hölderlins aber gerade dadurch gekennzeichnet, daß während ihrer weithin „vergessen" war, was Christi Aufgabe ist. Und dieses „Vergessen" gehört zu dem, was ihn, in der vermenschlichten Ausdrucksweise hier, „müde" gemacht hat. Das was er zu leisten hatte, ist etwas, was über ihn selbst hinweg, weit über sein erstes Erscheinen hinaus weist: in die Wiederankunft des entschwundenen Göttertages, an dem auch er selbst wieder anwesend sein wird – obwohl dieser neue Göttertag ihn, als den, der er gewesen, in gewisser Weise aufheben soll: Das was den schicksalsvollen Gehalt seines Erdenwandels und erste Aufgabe ausmachte, ist gleichsam konsumiert im Wandel des Geschickes selbst.

Das schwer zuzuordnende Wort „vergessen" hat also eine große Reichweite; das grammatikalisch-syntaktische Schweben in diesem Vers bildet es gleichsam ab. Der, für den Ursprung jetzt „Ausland" ist und Hesperien das Land seiner Zukunft, hatte auch ein „tapfer Vergessen" zu leisten gehabt[2]. In einer dunklen Aura dieser Vergessenheit steht der vom Dichter Erinnerte, der einstmals Gewesene, der „als vom langen Heldenzuge müd" nun ankommt, um ein anderer zu sein. Verleugnete er in den Patmos-Versen einstmals zu Ende seines Erdenwandels seine göttliche Gestalt, deutete dort das Gleichnis, das dieses Verleugnen und den zeitlichen Augenblick des Verleugnens als einen geschichtlichen abbildete, auf eine Wende der Zeiten, so ist er hier in der 'Friedensfeier' ein Verleugnender in dem Sinn, daß er nun abzutun, zu „vergessen" hat, was einstmals ihm zugewiesen war. Und wieder ist dieser Augenblick ein geschichtlich-geschickhafter. Geschichtlich war er nach Hölderlins Glauben mit dem Friedensschluß von Lunéville verbunden. In 'Versöhnender . . .'

[1] 'Versöhnender . . .' Erste Fassung, v. 71.

[2] „Kolonie liebt, und tapfer Vergessen der Geist." Lesart zu 'Brod und Wein', v. 154, StA II, S. 608.

ist dieser Bezug deutlicher; aus der Kenntnis dieser Entwürfe nur schimmert er für uns hier in der endgültigen Fassung noch leicht durch. Das Geschickhafte dieses Ereignisses aber ist die Vereinigung antikisch-heidnischen mit christlich-religiösem Denken, ein neuer Mythos auf dem Boden Hesperiens, das den neuen Göttertag zu tragen ausersehen ist. Es ist also ein anderes Land als das „Ausland", das Ursprung beider mythisch-religiöser Ausgestaltungen des Göttlichen war. Das, was nach Hölderlins Ansicht von diesem „Ausland" her die religiöse Sicht insbesondere des Christentums einschränkend bestimmte, ist abzustreifen. Darum ist es Christus, der diese Verleugnung des Auslands zu leisten hat. Denn unter seinem Zeichen sind die alten Götter verdrängt worden. Das Hereinholen der alten Götter von „Morgen" nach „Abend", ihre Vereinigung mit einem gewandelten Christus, kann allein den neuen Göttertag heraufführen. Die Verschmelzung mythisch-religiöser Ergriffenheit „orientalischer" Herkunft mit dem gereiften, geschichtebildenden, erneuernden religiösen Denken des Okzidents bedeutet einen Gestaltwandel der Götter; und dieser trägt den Anbeginn eines neuen Äons. Gleichzeitig damit geschieht die Zuweisung der nun erst anhebenden eigentlichen geschichtlichen Aufgabe des Abendlandes. Dieser andere Göttertag – die unerläßliche Voraussetzung für die Erfüllung der abendländischen geschichtlichen Aufgabe – gibt diesem erneuerten Abendland das Gesicht. Was hierfür an verwandelnder Kraft aufzubringen ist, das ist die eigentliche Leistung Christi. Er tritt zurück als Führer durch die Nachtzeit als „Herr" dieser Zeit, für die er „zu groß" war, v. 79; denn diese ist beendet. Und gleichzeitig tritt er mit dem heraufkommenden neuen Göttertag in erneuerter Gestalt in die Erscheinung. In dieser wird er Fürst des Festes.

Diese mannigfachen Bezüge sind in das Wort „vergessen" eingegangen; „leichtbeschattend" weben sie um den in der zweiten Strophe allmählich sich abzeichnenden Christus. Aber damit ist der Gehalt dieses Wortes noch nicht erschöpft. Dieses „Vergessen" begreift sich erst in seiner ganzen Reichweite von Hölderlins Auffassung der „kategorischen Umkehr"[1] und der „vaterländischen Umkehr"[2]. Erst in der Rückführung auf die Sophokles-Anmerkungen, und zwar in einer Sicht, die die kategorische und die vaterländische Umkehr in ihrer Durchdringung zu verstehen sucht, wird das Wort „vergessen" in seinem positiven Gehalt voll verständlich. Von ihm aus ermöglicht sich die Einordnung der 'Friedensfeier' in den Zusammenhang der späten Gedanken Hölderlins zum göttlich menschlichen Bezug und zum Problem des Vaterländischen.

[1] StA V, S. 195 ff.

[2] StA V, S. 265 ff.

Hölderlin hatte die Zeit seines Jahrhunderts in jeder Beziehung als eine „müßige Zeit" empfunden, sowohl in Hinsicht auf das Vaterländische als auch auf das Verhältnis des Menschen zu den Göttern. „Von den Götterlosen / täglich hinab in die Nacht verwiesen" ('Ermunterung') harrte er. Es schien nur noch diese Hoffnung verblieben zu sein, daß die Abwesenheit alles Göttlichen aus sich selbst eine Umkehr hervortreibe, so daß schließlich und endlich „Gottes Fehl hilft" ('Dichterberuf').

Der Fehl Gottes in der Ode 'Dichterberuf' und die „göttliche Untreue" in den Sophokles-Anmerkungen bedeuten, daß Gott nur noch in der Form der Vergessenheit anwest. In dieser Vergessenheit ist er nicht schlechterdings nicht da. In einer solchen „müßigen Zeit" teilen „der Gott und der Mensch . . . in der allvergessenden Form der Untreue sich mit"[1]. Diese „Allvergessenheit" ist zweigesichtig; sie bestimmt sowohl das Gesicht Gottes wie das des Menschen – eben darum ist sie „Mitteilung". Diese negative Form von Gottes Anwesenheit hat also auch ihre Wirkungen; ja sie hat sogar ihr Ziel: „. . . damit das Gedächtnis der Himmlischen nicht ausgehet, denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten."

Diese Zeit kulminiert in dem Moment, in dem „der Mensch sich und den Gott vergißt"; aber auch der Gott vergißt sich; und das heißt, beide wenden sich. Das meint, die Zeit wendet sich kategorisch; damit wendet sich der Gott[2].

Hölderlin entwickelt den Begriff der kategorischen und der vaterländischen Umkehr im Zusammenhang mit der metaphysisch-ästhetischen Darstellung des tragisch-dramatischen Ablaufes der Sophokles-Tragödien und bezieht diesen fortwährend auf jene. Der eigentliche Gehalt der Tragödie ist die Darstellung des Untergangs oder auch des Übergangs eines Vaterlandes[3]. Dieses geschichtliche Geschehen in der Tragödie verbindet sich in den Sophokles-Tragödien eng mit dem Einzelschicksal der dramatischen Personen; beides ist unablösbar voneinander; jedoch, es handelt sich nicht eigentlich um das menschliche Schicksal, sondern um die geschichtliche Wende[4]. Das bedeutet eine gewisse Schwierigkeit,

[1] StA V, S. 202, 5.

[2] Die Zeit, der Gott, wendet sich also innerhalb der müßigen Zeit, innerhalb der Gottferne; nicht etwa entläßt diese Wendung erst aus sich die Gottferne. Beda Allemann in 'Hölderlin und Heidegger', Atlantis-Verlag, 1954, S. 37, scheint, besonders deutlich an dieser Stelle, „Götternacht", „Zwischenzeit", „heilige Nüchternheit" in eines zu setzen, als ob die Götternacht die heilige Nüchternheit aus sich entließe. Den Satz „denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten" bezieht er auf das Zusammen dieser drei.

[3] Vgl. 'Werden im Vergehen'. Hell. III, S. 369 ff.

[4] Allemann versteht die Umkehr als „Abstieg im Kampf gegen den Sog der abwesenden Götter" (S. 149); ihr Sinn wäre nicht „Rückkunft in die Geborgenheit und Götter-Gegenwart, sondern sie ist selbst erst eigentlich das Ausdauern des reißenden Schicksals, als welches der abwesende Gott sich offenbart". Gewiß ist das letztere richtig; aber es ist das keineswegs Ziel der Umkehr. Vielmehr ist Aushalten eines Zwischenzustandes im Zeichen der Umkehr das starke in den Blick-Fassen dessen, was die Zwischenzeit vom Menschen verlangt: Die Erkenntnis der kategorischen Wendung der Zeit und ihrer Zielrichtung in eine neue Gestalt. Zu dieser aber gehört der Gestaltwandel des göttlich-menschlichen Bezuges. Das geht über die bloße Sehnsucht und den möglichen „Fortriß" hinaus: „Nemlich es fängt an alt zu werden ein Auge, das geschaut den Himmel thronend und die Nacht / vom Griechenlande." (Lesart 'Der Einzige', v. 71 m.) – Charakteristischerweise sagt Allemann: „Die Zeit wendet sich in diesem höchsten menschlichen Moment." Hölderlin aber spricht immer nur von einem „solchen Moment" – es ist das nicht eigentlich ein „höchster menschlicher" Moment, sondern der Moment der kategorischen Umkehr, in dem der Mensch folgt.

wenn man die an sich schon nicht leichte Darstellung dieser Schlüsselbegriffe des späten Hölderlins aus dem Zusammenhang des tragischen Geschehens löst. Aber das muß wenigstens versucht werden, um rein die Begrifflichkeit als solche und andererseits ihre allgemeine Funktion im menschlich-göttlichen Geschick einzusehen. Erreicht man diese Herauslösung, so ergibt sich dann, daß die vaterländische Umkehr mit der kategorischen Umkehr einhergeht. Die Zeit wendet sich kategorisch; der Mensch muß ihr folgen; er kann ihr folgen in Form der vaterländischen Umkehr, „so fern es vaterländische Sache ist, um die es geht". Gewiß wird das ausnahmslos der Fall sein; aber die Unterscheidung ist doch nötig.

Das wird besonders deutlich in Hölderlins Auffassung der Antigone, in der die vaterländische Umkehr die Form des „Aufruhrs" hat (StA V, S. 271, 1). „Denn vaterländische Umkehr ist die Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen" (S. 271, 4). Die neue „Vernunftform die hier (in der Antigone) tragisch sich bildet, ist politisch und zwar republikanisch" (S. 272, 2).

Nun ist aber eine „gänzliche Umkehr, ohne allen Halt, dem Menschen als erkennendem Wesen unerlaubt" (man darf hinzufügen, auch als handelndem).

Das aber kann von der Seite der Begrifflichkeit nur bedeuten, daß der Ausdruck „kategorische Umkehr" als eine Umkehr der Zeit und also des Gottes, den geschickhaften Augenblick bezeichnet, innerhalb dessen, oder auf Grund dessen „der Halt" gegeben ist, der sichert, daß die „gänzliche Umkehr" oder das Erstreben der gänzlichen Umkehr im Geschick des Vaterlandes durch die handelnden Personen kein nefas ist. Es ist der Gott, der vorerst sich gewendet hat.

So radikal der Begriff der kategorischen, der vaterländischen Umkehr auch gefaßt sein mag, „wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert" – immer aber bleibt „die Natur und Notwendigkeit" gleichsam im „Idealisch-Unendlichen" eines Volkes. Und diese ist es, die gesetzhaft „zu einer andern Gestalt sich neiget, sie gehe in Wildniss über oder in neue Gestalt" (S. 271, 8–10)[1].

Das Wort „vergessen" in der 'Friedensfeier' soll von dem Blick auf die Ödipus-Anmerkungen sich klären: „Der Mensch vergißt sich und den Gott und kehret . . . wie ein Verräther sich um." Auch der Gott vergißt sich und wendet sich „und beides ist untreu". Das heißt: Gott und Mensch treten aus dem Bezug heraus, der sie einstmals verband. Dieser Bezug soll inskünftig von anderen Inhalten bestimmt werden. „Verraten" ist gleichsam, was bisher galt. „Der Mensch kehret wie ein Verräther sich um." Freilich, „heiliger Weise" geschieht ein solcher Verrat, der alles bisher Geltende in religiösem wie staatlichem Bezuge, in sittlicher und moralischer Beziehung hinter sich läßt. Aber der Mensch gehorcht damit einer höheren Notwendigkeit, nämlich der Wendung des höchsten Gottes, der der Gott der Zeit ist. Und das ist das Wesen der kategorischen Umkehr, der der Mensch folgen muß.

Dieser äußerste Moment der Kulmination ist in der 'Friedensfeier' nicht in ein dramatisches Geschehen gekleidet. Das ganze Gedicht allein in seiner Form und seiner Diktion könnte man auffassen als im Zeichen des „Hesperischen", der heiligen Nüchternheit stehend. In der „naiven"

[1] Aus dieser hier von Hölderlin ausdrücklich offengelassenen Möglichkeit einer „neuen Gestalt" scheint die von Allemann vollzogene Gleichsetzung (vgl. die Anmerkung auf S. 66) bedenklich, und zwar aus zwei Gründen. 1. Gewiß, Wildnis kann eintreten und damit die Götternacht ins Unendliche sich verlängern, aber es muß nicht immer so sein. Es kann auch zur „neuen Gestalt" kommen, zu einer neuen „Vernunftform", wie die Antigone erkennen läßt. 2. Die neue Gestalt bedeutet aber auch immer einen erneuerten Bezug zu den Göttern, ja, die neue Gestalt ist ohne diesen gar nicht möglich. Es kann also das genaue Gegenteil eintreten von Götternacht. Götternacht und heilige Nüchternheit sind nicht in eines zu setzen. Nicht nur in der heiligen Nüchternheit ist das Göttliche bewahrt, wenn auch, für den Fall, daß der Ausgleich in die Richtung der heiligen Nüchternheit zielt, in dieser am sichersten. Aber Hölderlin spricht hier gar nicht von der heiligen Nüchternheit, sondern von der allvergessenden Form der Untreue Gottes in müßiger Zeit. Antigone z. B. ist von einer reißenden Todeslust erfaßt; ihre exzentrische Bahn geht ins Aorgische. Auf diesem Wege sind ihr die Todesgötter voll gegenwärtig; sie handelt nur in bezug auf diese. Untergehend, als Individuum ausgelöscht, siegt sie im Zeichen des Hades; sie siegt als das „gegenförmliche" gegen das „förmliche" Prinzip, im Aufstand gegen den Nomos, den einsetzenden, den oberirdischen Zeus, den Kreon anruft. Haimon, sein Sohn, folgt Antigone in den Aufstand, gegen das Eingesetzte, das als solches das Nüchterne ist.

(empfindungsvollen) ersten Trias wird der entscheidende Augenblick vom sinnenden Dichter gesichtet, in einer Weise, die zwischen erinnernder Gegenwärtigkeit und vorschauender Zukünftigkeit empfindungsvoll hin- und herzugehen scheint. Nach langer müßiger Zeit wird auch Christus im Zeichen der Umkehr gesehen – schon hier, und nicht erst in 'Der Einzige' und in 'Patmos'. Allvergessenheit in der ganzen Spiegelung dieses Wortes hat auch seine Gestalt in ihrer „Allbekanntheit" ergriffen. Soeben wurde Christus noch ein „Verläugnender" genannt. Diesem Verleugnen in der göttlichen Sphäre – sie folgt aus der „Untreue" des obersten Gottes – entspricht in der menschlichen: „der Mensch . . . kehret, freilich heiliger Weise, wie ein Verräther sich um". In der 'Friedensfeier' steht „das Zeitbild, das der große Geist entfaltet", v. 94, in der gleichen Notwendigkeit zur sich wendenden Zeit wie die kategorische Umkehr in den Sophokles-Anmerkungen zum Gott der Zeit. Nicht von ungefähr heißt in dieser Hymne der oberste Gott – wahrhaft „hesperisch" gesehen – „der stille Gott der Zeit". Hier wie dort ist es der Gott, der sich wendet, der höchste Gott. Diese Allvergessenheit aus der kategorischen Umkehr der Zeit, hat Christus als den, der er war, schon längst entrückt. Als der, der er gewesen, kann er nicht wiederkommen; denn das ist ja das Wesen der kategorischen Umkehr, daß „Anfang und Ende sich in ihr schlechterdings nicht reimen läßt" (StA V S. 202, 13, 14). Darum hat er in seiner Gewesenheit sich verleugnet.

Diese kategorische Umkehr, mit der die Zeit sich wendet, ist in der 'Friedensfeier' im Augenblick des wiedererscheinenden Friedens eine vaterländische Umkehr[1]. Diese vaterländische Umkehr, die unsere, „wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert", steht „unter dem eigentlicheren Zeus . . . der . . . den ewig menschenfeindlichen Naturgang, auf seinem Wege in die andere Welt, entschiedener zur Erde zwinget" (StA V, S. 269, 25–28). Unter diesem Zeichen in den Antigone-Anmerkungen, dem Zeichen des Höchsten – es ist das gleiche Zeichen wie in der 'Friedensfeier', da der Gott „Feiertage zu halten . . . sich zu den Menschen geneigt hat" – kann der sich verwandelnde Christus nicht mehr einer sein, der „zu sterben gesandt" wird. Was nach diesem Schnittpunkt der kategorisch-vaterländischen Umkehr Gestalt haben soll, in religiöser, politischer, moralischer Beziehung, unterliegt der Veränderung „in unendlicher Form". Christus als diesen Verwandelten zu schauen ist Leistung des Dichters; das ist sein Beitrag für das „Fest", – mehr noch als

[1] Es müssen hier nicht noch einmal Belege beigebracht werden für die heilige Überzeugung Hölderlins, daß mit dem Frieden die Wende in die hohe, die eigentliche Zeit des Vaterlandes heraufgeführt würde.

eine Vorbereitung; er hilft zu seiner Ermöglichung. Der Dichter steht hier stellvertretend für den Menschen, der ‚freilich in heiliger Weise, wie ein Verräther sich umkehret'.

Die zweite Strophe ist überaus kunstvoll gebaut; tief ineinander verschlungen, ja geradezu verzahnt, sind ihre einzelnen Momente. Für sich genommen, als einzelne, scheinen sie einander auszuschließen. Nur wenn die dialektische Durchdringung zweier Ebenen des inneren Vorstellens durchgehalten wird, ist es möglich, ihre zunächst bedrängende Widersprüchlichkeit aufzulösen, aufzuheben. Das ist kein gedankliches Gaukelspiel: Wir können nur „aufheben", was in der Gegenwendigkeit des göttlich-menschlichen Bezuges, den der Mensch mit seiner lebendigen Existenz durchzustehen hat, die er recht eigentlich mit seinen Kräften bestreitet, sich selbst aufhebt und nur darum und auf diese Weise aufgehoben ist, im Verhältnis von Mensch und Gott.

Der Ablauf dieser Strophe sei noch einmal kurz zusammengefaßt: Die erste Ebene des zu vollziehenden Vorstellens umfaßt die Verse 14, 15, sie zielen auf v. 20, 21 – mit dem letzten Wort des v. 19 „doch". Es geschieht unter Einklammerung der v. 16–19, bis vor das Wort „doch". Diese Klammer wird von der zweiten Ebene ausgefüllt. Beide Ebenen hängen an- und ineinander in v. 16, der mit der Verleugnung des Auslandes die Vorbedingung für v. 14, 15 ist, die Vorbedingung aber auch für das Erfühlen des „Hohen" der v. 20, 21, übergeleitet mit dem Wort „doch" des v. 19. Die anfänglich nur „dämmernden Auges" gefaßte Gestalt des Fürsten steht erst hiermit fest; nun erst kann er wirklich der Fürst sein, der das Beugen des Knies erzwingt. In der Zwischenschaltung der Verse 17, 18, 19 liegt gleichnishaft der „lange Heldenzug", vom „Ausland" ausgehend, die Mühsal der Leistung, das „vergessen". Diese Verse sind zurückzubeziehen zu v. 16, die Aufgabe des Auslands als Ursprung, die Verleugnung als Voraussetzung dafür, daß das Fest gefeiert werden kann, daß es überhaupt zustande kommen konnte.

Hilfreich für die Durchdringung dieser Strophe ist es, vorerst den Horizont von Zeit zu bedenken, der jeweils jedem einzelnen Vers vorgegeben ist. Aber ist es nicht immer wieder dieser eine modus Gegenwart, in dem durchgehend alle Verse sprechen? Gewiß – denn alles was in dieser Strophe „vergegenwärtigt" wird, fällt in die Gegenwart des hier Sinnenden. Aber von eben dieser zuständlichen Gegenwart, in der der Dichter „denkt", ist zu unterscheiden der Inhalt dieses Denkens und der für diesen Inhalt geltende Horizont von Zeit. Da ist zunächst der Fürst des Festes, er „selbst", als seiend in der Gegenwart vorgestellt, wenn auch gleichsam noch in abstracto, noch nicht in seiner vollen, von An-

schauung gefüllten Gestalt, die die folgenden Verse erst herbeitragen. Das Einzige, was dieser Vers konkret von ihm aussagt, ist das „Lächeln", v. 14 – aber das weist schon in die Vergangenheit des getanen „Tagwerkes" des v. 14. Und in v. 16 ist die „Verläugnung" als Voraussetzung seiner Fürstenschaft ebenfalls etwas, das schon geleistet worden sein muß, ehe er in die gesichtete Gegenwart des Dichters und des vorzubereitenden Festes eintreten konnte. Die Vergangenheit der Geschehnisse der v. 17, 18, 19 bedarf keiner weiteren Begründung. Mit dem letzten Wort von v. 19 und den folgenden von v. 20, 21 ist die Vollerfülltheit der Gestalt dessen, der in der zukünftigen Wirklichkeit Fürst sein kann, als eines Unsterblichen erreicht. Diese Gestalt selbst ist erfüllte Gegenwart darum, weil sie zukunftsweisend ist. Die Gegenwart des Festes, vorausgeschaut vom Dichter, ist vorerst in seinem Gesang Wirklichkeit geworden; sie wurde nur möglich, weil die Vergangenheit des Gewesenen im Dichter erinnerte Gegenwärtigkeit geblieben, nun zu dieser seienden Gegenwart des vorzubereitenden Festes hingeführt hat und aus dieser Gegenwart eine Zukunft verheißt. Über alledem steht also der Horizont einer Zukunft, die mit dem Abend des Festes anheben wird – und jetzt schon, gleichsam in den bis dahin verbleibenden Stunden der Vorbereitung, in der Schau des Dichters Gegenwart geworden ist. Dieser hier sinnende Dichter gehört zu „Kindern des Hauses", 'Am Quell der Donau', v. 95, von denen gilt, „Sie leben dreifach, eben wie auch die ersten Söhne des Himmels", v. 96, 97. Bedenkt man rein formal die in diesen Versen vollzogene Horizontgebung von Zeit, nachvollzieht man diese hier ablaufende dialektische Durchdringung ihrer drei modi, so hat man gleichsam in nuce das Gerüst des geschickhaft-geschichtlichen Vorstellens Hölderlins. In dieses baut er die Tatsächlichkeiten der vergangenen, gegenwärtigen, zukünftigen Ereignisse ein. Ihre Deutung ist schon vorbestimmt mit dem dialektischen Vollzug der zeitlichen Horizontgebung.

Der Fürst des Festes ist erkannt als „Sterbliches bist du nicht"; das „Hohe" in die Knie Zwingende ist gefühlt. Soweit in der Erkenntnis zu gelangen, mag Menschen gegeben sein; das sagt v. 22 aus: „Ein Weiser mag mir manches erhellen" – etwa den geschickhaft-geschichtlichen Ablauf des „langen Heldenzuges", den Gestaltwandel der Götter. Vielleicht gedenkt Hölderlin hier Hegels und Schellings. Das was aber das Fest als Zukunft bringen soll, wenn der Gott wirklich anwesen wird, am „Abend" in dieser seiner über alles Wissen hinaus weisenden Gegenwart: „da ist doch andere Klarheit", v. 24. Man lese mit Bedacht den voraufgehenden v. 23: „wo aber/ ein Gott noch auch erscheint . . ." Der Gott ist – das ist auch hier vorausgesetzt, das ist der ganze Gehalt der

Strophe; spätestens mit v. 20, 21 war das ausgesprochen. Mit den Worten „noch auch erscheint" ist über das Seiend-sein des Gottes seine Parousie, seine erscheinende Wahrheit gemeint; die Klarheit, der Glanz seines Scheinens, gehört in seine Parousie, sie ist *δόξα*.

Hölderlin ist es ganz geläufig, zwischen dem Sein der Götter und ihrem Erscheinen zu unterscheiden. Denn auch während der langen Nachtzeit der Götterferne sind ja die Götter: „Zwar leben die Götter,/ aber über dem Haupt droben in anderer Welt"[1]. Diese Nachtzeit ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß die Götter nicht mehr erscheinen; ihre Klarheit ist in Dunkel gehüllt. Die Spannung zwischen den Zeiten des An- und Ab- und wieder Anwesens ist aufzufassen; daran hängt das Verständnis der Geschichtsauffassung, die die vaterländischen Gesänge beherrscht: „Denn die da kommen sollen" (eben die alten Götter, „so die Erde neu besuchen") „drängen uns,/ und länger säumt von Göttermenschen / die heilige Schaar nicht mehr im blauen Himmel"[2].

Strophe 3

Der so Erscheinende, von dem die außermenschliche, übermenschliche, die „andere Klarheit" ausgeht, ist „von heute aber nicht", nicht ist er „unverkündet", v. 25. Die Rückblendung der zweiten Strophe in eine Vergangenheit, die die Gegenwart von heute erst konstituiert, wird somit noch einmal nachdrücklich vollzogen; das ist nun zu einem gewissen Abschluß gebracht. Das allein sollte ein genügender Hinweis dafür sein, daß der Eine, zu Anfang des v. 26 genannt – „Und einer . . .", nicht derselbe sein kann wie „ein Gott" in v. 23. Schon die Führung der nächsten drei Verse 26, 27, 28 muß das zu erkennen geben. Dieser letztgenannte „und einer" – vielleicht ein Heutiger, ein Held aus der unmittelbaren Vergangenheit vor dem Friedensschlusse von Lunéville – „erstaunet". Er hat „nicht Fluth noch Flamme gescheuet". Nun aber ist „es stille worden", „jetzt, da Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen". Der Aufwand ist also vertan. Vielleicht hat dieser „Eine" Flut und Flamme durchschritten, um einer Herrschaft willen, im Dienste einer zu errichtenden oder auszubreitenden Herrschaft. Nun ist „es stille worden, umsonst nicht . . .", v. 27. Die „Geister und Menschen", v. 28, die Herrschaft im Sinn hatten, sei es als Ziel, sei es als Furcht, sie haben nun anderes zu tun: „Das ist, sie hören das Werk", v. 29. Das „nicht unverkündet" des ersten Verses dieser Strophe ist wieder aufgenommen; denn es wird deutlich: Dieser, „der von heute aber nicht, nicht unverkündet ist",

[1] 'Brod und Wein', v. 109, 110, StA II, S. 90 ff.
[2] 'Germanien', v. 29–32, StA II, S. 149 ff.

v. 25, steht mit dem „Werk", v. 29, das jetzt gehört wird, in engster Beziehung; es hat denselben Weg genommen wie er. „Längst vorbereitend" ist es „von Morgen nach Abend" gegangen, ist es „jetzt erst" hörbar geworden, v. 30. Bedeutungsvoll wird hier wieder „Abend" in Verbindung zu „Morgen" genannt. Zunächst noch ward „Abend" vordergründig – so schien es wenigstens, in v. 11 – als Abend eines vorzubereitenden Festes gemeint. Hier aber lassen die Worte „von Morgen nach Abend" doch schärfer aufmerken. Mit Recht, sie loten tief hinab in den Grund dessen, was hier Ereignis werden soll – „jetzt erst". Die götterlose Zeit der Weltnacht – sie reicht bis „heute" – war noch erfüllt von des „Donnerers Echo", v. 32, nicht von seiner Gegenwart also wohl, sondern von dem, was nach seinem Anwesen drohend nachgeblieben war und sich im „tausendjährigen Wetter", v. 32 entladen hatte. Dieser Vers greift zurück zu v. 17 und zu v. 26. Nun aber „braußt, in der Tiefe verhallend, / des Donnerers Echo, das tausendjährige Wetter, / zu schlafen, übertönt von Friedenslauten, hinunter", v. 31–33. Ein Ende ist erkennbar geworden; ein neues „Werk" scheint nahe zu sein. Damit ist Ziel und Höhepunkt der ersten Trias überschritten; sanft fällt die Strophe von v. 34 zu v. 39 ab. Heraufgerufen werden die „Tage der Unschuld". Sind es die geliebten, immer wieder besungenen Tage Griechenlands? Sie bringen „auch heute das Fest, ihr Lieben" – von „Morgen" also – „und es blüht / rings abendlich der Geist in dieser Stille". Wieder ist, zart und beiläufig, das Zueinander von Griechenland und Abendland erinnert. Zum Anfang der Trias, der Vorbereitung des Festes, wenden sich drei letzte schöne Verse zurück. Wir fühlen uns hineingenommen in diese Vorbereitung, ahnungsvoll Bedeutendes erwartend. Die „andere Klarheit" v. 24 ist uns noch aufbehalten.

Strophe 4

Der das Fest Bedenkende erwägt: „Und manchen möcht' ich laden, aber o du", v. 40. Von den drei letzten Worten dieses Verses zu v. 48, 49, „o Jüngling! / Ach!" ist eine Spannung ausgehalten, innerhalb derer die irdische Wirklichkeit des Angerufenen – es ist Christus der ersten Epiphanie – entfaltet wird, v. 41–48. In idyllischer Tonart malen die Verse 41–46, frei nach Joh. 4, die Szenerie von Jesu Gespräch mit der Samariterin. „Freundlichernst den Menschen zugetan" ist Christus aufgefaßt, dieser Christus, der für Hölderlin immer schon „Freundesgestalt" annehmen konnte, dessen er immer wieder, gleichsam mit Rührung, gedenkt. Ein „Jüngling", ein Halbgott, ein „Himmlischer" zwar – „aber

nicht zu leben, zu sterben warst du gesandt“[1]. Darum das hinhaltende „aber“ von v. 40, die noch offene Entscheidung andeutend, ob Christus geladen werden könne oder nicht.

Die Jünger – „Und die lieben Freunde, das treue Gewölk, / umschattete dich auch“, v. 46, 47. So wie „Vom Schatten des geweiheten Gebirgs“, v. 45, der Strahl der Sonne abgeblendet gewesen sein mochte, da, wo Jesus „am Brunnen gerne war“, v. 43, „dort unter syrischer Palme“, v. 42, so schob sich mit den Jüngern zwischen Christi Verkündigung, den „heiligkühne(n) Stral“, schonend seine Leuchtkraft auffangend, „das treue Gewölk“, auf daß die Aussendung des Göttlichen, sein Scheinen, nur gemildert, „durch Wildniss mild“ „zu Menschen kam“, v. 48. (Auch die Jünger gehören in die Wildnis[2] der götterlosen Zeit.) Noch ein drittes Mal, nun zu tiefer Düsternis verdichtet, erklingt das Wort „umschattet“. Der „Schatten des geweiheten Gebirgs“, v. 45, blieb gleichsam noch im naiv-Natürlichen; die Umschattung durch „die lieben Freunde, das treue Gewölk“, v. 46, ordnete sich der Atmosphäre des menschlich-Rührenden zu; derjenige, der freundlichernst den Menschen zugetan war, verschmähte nicht das ihm Unebenbürtige um sich zu dulden, wie er auch die Samariterin duldete. Mit den letzten drei Worten v. 47 ist die Idylle verlassen. Die Strophe steigt zu bedeutungsgesättigter Aussage göttlicher Wesenhaftigkeit an, gleichzeitig die Ferne, die Andersartigkeit von göttlicher und menschlicher Sphäre aussagend: „damit der heiligkühne / durch Wildniss mild dein Stral zu Menschen kam, o Jüngling!“ Der Ausruf „Ach!“ am Beginn des anschließenden Verses aber trennt das nun Folgende von dem Vorangegangenen ab und stellt es in die unvergleichbare Einmaligkeit des Geschickhaften: „Ach! aber dunkler umschattete, mitten im Wort, dich / furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniss.“ Diese zweifach ansteigende Umschattung, die nun als dritte tödlich entrückenden Charakter hat, brach den „heiligkühnen Stral“ – „mitten im Wort“ – Christus hatte nicht ausgeredet. „Furchtbarentscheidend“ traf ein tödliches Verhängnis den, der sprach, traf das, was er sprechen wollte, und traf die Menschen, denen das Wort zugedacht war. Die Nachtzeit brach herein.

Es ist deutlich geworden: das hinhaltende Wort „aber“ des ersten Verses der Strophe hatte das tödliche Verhängnis von v. 50 im Auge. „Furchtbarentscheidend“ wird es genannt; hat es auch darüber entschieden, ob Christus zum Fest, zum kommenden Göttertag, geladen werden könne? Die Antwort wird hier noch nicht gegeben; v. 50, 51 macht eine

[1] ‘Versöhnender . . .’, erste Fassung, v. 72.
[2] ‘Versöhnender’, erste Fassung, v. 53–55.

allgemeine Aussage über das Schicksal des den Menschen geschickten „Himmlischen“. Diese Aussage will auch das tödliche Verhängnis Christi in die nun einmal gegebene Erscheinungsweise des Göttlichen einordnen. Der das Fest Bedenkende, „dämmernden Auges“ Sinnende, spricht es aus: „So ist schnell / vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht.“ Es hat sich also ergeben: das hinhaltende „aber“ von v. 40 ist mit dem schmerzhaft trennenden „Ach!“ von v. 48 nicht zur Entscheidung gekommen. Die drei letzten Verse deuten mit den Schlußworten der Strophe „aber umsonst nicht“ über das „tödtliche Verhängniss“ hinaus. Stellt dieses Verhängnis keine unüberholbare Endgültigkeit dar? Es bleibt vorerst unbestimmt, wohin die Weisung geht.

Strophe 5

Diese Strophe führt die grundlegende Erkenntnis: „So ist schnell / vergänglich alles Himmlische“ im einzelnen aus und erweitert damit die Sicht, in welche Christi Schicksal zu stellen ist, v. 52, 53, 54: „Ein Gott“ – welcher es auch sei – „rührt . . . nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen . . . an“. „Schonend“ tut er das, denn er ist „des Maaßes allzeit kundig“, des Maßes dessen, was Menschen an Göttlichem zu ertragen vermögen. „Unversehn“ ereignet sich solches, „und keiner weiß es, wenn?“, weiß darum, wann und während es geschieht. Der unbestimmte Artikel hier – „ein Gott“ – gibt Christus keine Sonderstellung; er deutet darauf hin, daß eine allgemeingültige, die Wesenheit göttlicher Epiphanie betreffende Aussage gemacht wird. Und weiter gehört es zur Wesenhaftigkeit eines solchen Ereignisses, daß „auch darf alsdann das Freche drüber gehn, / und kommen muß zum heilgen Ort das Wilde / von Enden fern, übt rauhbetastend den Wahn“, v. 55–57. Das vom Göttlichen Unberührbare – „das Freche“, ebenso wie das noch nicht Berührte – „das Wilde“, aber dem göttlichen Ereignis Entgegenwartende, hat eine notwendige Funktion im geschickhaften Ablauf. Das eine „darf“ geschehen, das andere „muß“ geschehen. Der „Wahn“, das Nichtwissen, der falsche Schein faßt in Zusammenhänge, die über „das Freche“, über „das Wilde“ hinausgehen: „Und trift daran ein Schiksaal“, v. 58, das bis in Vers 50 „Furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniss“ hineinreicht.

Die Verse 52–59 hängen – das ist im Blick zu behalten – an v. 50 und dem ersten Halbvers 51. „So ist schnell / vergänglich alles Himmlische.“ Der Gedankengang wird abgeschlossen: „aber Dank, / nie folgt der gleich hernach dem gottgegebenen Geschenke“ v. 58, 59. Dieses alles in seinen widerstreitenden Bezügen gilt es „tiefprüfend . . . zu fassen“, v. 60. Der

Umriß für diese Prüfung ist vorgezeichnet mit den Worten: „aber umsonst nicht", v. 51.

Und wieder, wie schon in den ersten vier Strophen, geben die letzten drei Verse auch hier in Strophe fünf noch einmal die Quintessenz: „Auch wär' uns, sparte der Gebende nicht / schon längst vom Seegen des Heerds / uns Gipfel und Boden entzündet. "Dem „schonend", v. 52, entspricht das „sparte", v. 61. Der „Seegen des Heerds", v. 62, ist „gottgegebenes Geschenk", v. 59, ebenso wie der „Stral" v. 48; und aus beider gemeinsamem Ursprung vom „Gebenden", v. 61, gehören beide näher zueinander, als wir gemeinhin annehmen.

Strophe 6

Davon spricht sofort des näheren die folgende Strophe. Sie nennt, was wir „des Göttlichen" „doch viel" empfingen, v. 64, 65: „aber . . . doch", das heißt also trotz der Gegenwendigkeit des zwischen Menschen und Göttern waltenden Geschicks. „Flamm'" – „Ufer" – „Meersfluth". Wir gebrauchen diese Gaben; sie begründen „Heerd", v. 61, und „Boden", v. 62, unseres Wohnens. Aber „viel mehr, denn menschlicher Weise", v. 67 – so wie geläufig-menschliche Weise sie versteht – „sind jene mit uns, die fremden Kräfte, vertrauet", v. 68. „Fremd" und doch „vertrauet" sind diese „Flamm'" – „Ufer" – „Meersfluth" genannt. „Fremd" aus ihrem himmlischen Ursprung sind sie doch „vertrauet" mit uns, nicht aber – in jenem hier gemeinten tieferen Sinn – wir mit ihnen, die wir sie in bloß vertrauliche Nutzung entfremdet haben. Von ihrem Ursprung her gehören sie zu den „Unerzeugten, Ew'gen" des Verses 97, zu den „heiligen Mächten" des Verses 100. Und als solche umfassen sie uns, die wir sie während der nachchristlichen Zeit in ihrer Heiligkeit verleugnet haben, tiefer, als wir heute auch nur noch ahnen können. Das „Gestirn", v. 69, gehört diesen himmlischen Mächten zu; „es lehret . . . dich"; aber obwohl es „vor Augen dir ist, doch nimmer kannst du ihm gleichen". So drücken v. 69, 70 noch einmal, aber zarter, die Spannung aus, in der das Himmlische zu dem Irdischen steht. Zwischen ihnen waltet auf mannigfach verschlungene Weise die schicksalhafte Dialektik von „fremd" und „vertrauet", die entfremdende Vertraulichkeit. „Ein Gott", v. 23, 54, das „Himmlische", v. 51, „Flamm'" – „Ufer" – „Meersfluth", v. 65, 66, „Gestirn", v. 69 – alles das gehört schließlich dem „Alllebendigen" zu, v. 71, dem „Gebenden", v. 61, dem „Vater", v. 75; und darum sind „von dem viel Freuden . . . und Gesänge", v. 72. Von ihm aber auch „ist einer ein Sohn", v. 73. „Ein Ruhigmächtiger" ist er nun an dieser Stelle genannt.

Die ganze zweite Trias wird in ihrer grundlegenden Bedeutung erst dann voll aufgefaßt, wenn man als ihren wesenhaften Gehalt die „idealische" Entwicklung der Christusgestalt erkennt. Vergangenes erinnernd, das Gewesene in die Gegenwart der Festvorbereitung hineinnehmend, zu welcher das Erschauen des Fürsten gehört, baut der Dichter an dem zukünftigen Bilde des wiederkommenden Christus. Nur darum ordnet der Dichter Christi erstes Erscheinen und seinen Untergang – denn als solchen faßt Hölderlin den Kreuzestod – ein in die allgemeine Erscheinungsweise des Göttlichen überhaupt. Christus hatte nicht ausgeredet; denn „mitten im Wort", „dunkler umschattete . . . dich furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniss". Dieses „mitten im Wort" ist das Faktum der Vergangenheit, an welchem Hölderlin die Zukunft des Wiederkommenden festmacht. Dieses Vergangene enthält das Zukünftige schon in sich. Und diese Anschauung entspricht dem grundsätzlich-dialektischen Denken Hölderlins, das ihn wieder hier in der Ausgestaltung der zweiten Trias führt. Deutlicher noch läßt das die erste Fassung von 'Versöhnender . . .', v. 69–72, erkennen: „Wohl wußtest du es." Aber der, der „nicht zu leben", sondern „zu sterben gesandt" war, „verschwieg" es in der ganzen Umfassung seiner weiteren Bedeutung, die erst die Zukunft auseinanderfalten wird. Darum muß den beiden Versen 49, 50 der entscheidende Charakter eines zentralen Punktes in der ganzen Hymne beigelegt werden. Zu ihm hin führt die bisherige Entwicklung; von ihm aus hat die Betrachtung immer wieder vor- und zurückzugehen. In die langbedachten Vorbereitungen des Festes – die Sichtung „dämmernden Auges" des Fürsten – schoben sich, einer Synkope gleich, die Worte „aber o du", v. 40, ein. Die Erwägungen über den „manchen" zu Ladenden brachen an ihnen ab; von hier aus gehen die Betrachtungen über das Wesen jeder göttlichen Epiphanie. Sie haben den Charakter grundlegender Erkenntnisse – nicht nur für den Dichter selbst, sondern für das ganz Entscheidende, was er mit der 'Friedensfeier' aussagen will. Von diesen beiden Versen versteht sich erst, daß er überhaupt Bedenken haben kann, den so Geliebten, der „freundlichernst den Menschen zugetan", zu laden. Die für Hölderlins Denken charakteristische Dialektik entwickelt sich hier voll: der dem Verhängnis Erlegene, der Untergegangene wäre in dieser seiner ersten, wenn auch noch so liebenswerten Gestalt kein Gast des Freudenfestes. Christus in seiner Erniedrigung kann nicht geladen werden. Nach Hölderlinscher Auffassung könnte er niemals „Fürst" des Festes sein. Seine „gebükte" Gestalt hat ein anderes Jahrhundert zu Ende gebracht; sie hat die dann folgenden und so auch dieses, das nun zu Ende zu gehen sich anschickt, geleitet. In dieser Funk-

tion war er „Herr" dieser Zeit – zwar „zu groß" für sie, seine Aufgaben gingen weiter (v. 79). Aber – so könnte man einwenden – warum sollte Christus nicht zu laden sein, Christus in Freundesgestalt, aufgefaßt als der, der die Menschen bis zur Schwelle dieses Tages geführt hat? Könnte damit nicht seine Aufgabe beendet sein? Könnte sich nicht an diesen (also den als Unverwandelten, nur aus seiner ersten Erscheinung zu Begreifenden) die Ladung der Verse 110–112 richten, in Dankbarkeit gleichsam? Denn hatte er nicht als dieser eine gewichtige und auch in der eingeschränkten Bedeutung das Fest erst ermöglichende Aufgabe erfüllt? Das wäre – wenn er zu Recht erhoben werden könnte – ein entscheidender Einwand; und doch stützt er bei genauerer Überlegung nur die hier vertretene Auffassung. Das gestalthafte Denken und Dichten Hölderlins hat einen anschaubaren Träger der geschickhaften Verwandlung, der kategorisch-vaterländischen Umkehr erschaffen, wie Sophokles in seinen Tragödien. Dieser Träger der Umkehr – ein Gott und einstmals Mensch gewesen – geht voran in die neue Zeit. Das Problem, wer der Fürst des Festes ist, kann nicht auf Kosten der dialektisch-metaphysischen Geschichtsauffassung Hölderlins vereinfacht werden. Die 'Friedensfeier', den vaterländischen Gesängen zugeordnet, verlangt, zu ihrem Verständnis die metaphysisch-religiös-geschichtliche Fragestellung einzubeziehen, die Hölderlin so tief bewegt hat: Antike – Christus – Abendland (Vaterland)[1]. So auslösend für die Entstehung der Hymne auch der historische Friedensschluß gewesen sein mag, von Frieden als Anbeginn eines neuen Weltalters konnte nur dann die Rede sein, wenn der „Morgen" in den „Abend" aufgenommen ist. „Was ist es, das / an die alten seeligen Küsten / mich fesselt, daß ich mehr noch / sie liebe, als mein Vaterland?"[2] Griechenland mit seinen Göttern komme zum Abendland, zu dem Christus, der in diesem Abendland als der einzige der Söhne des Allebendigen noch genannt wird und der in diesem Beisammen der Seligen ein erneuerter Christus sein wird. Dann erst kann die hohe, die vaterländische Zeit möglich werden. Nicht nur sah Hölderlin darin einen Ausgleich seiner eigenen Zerrissenheit zwischen den beiden Polen seines Dichtens und Denkens – er glaubte, daß nur so die „dürftige Zeit", die grundsätzliche Verarmung der abendländischen Menschheit, geheilt werden könne. Solange die „alten heiligen Mächte" verstoßen bleiben, gibt es keine Hilfe: „aber so vieles geschieht / keines wirket, denn wir sind herzlos, Schatten, bis unser / Vater Äther erkannt jeden und allen gehört"[3]. Unablösbar von der vaterländischen Wendung steht diese Christusgestalt[1].

[1] Der Brief Hölderlins an Böhlendorff v. 4. Dezember 1801.
[2] 'Der Einzige', StA II, S. 153 ff.
[3] 'Brod und Wein', v. 152-154.

Die zögernden Erwägungen der ersten Strophe dieser Trias finden nach der Einordnung von Christi Schicksal in die allgemeine Seinsweise göttlicher Erscheinung mit den v. 71–75 einen Abschluß: „Vom Alllebendigen aber, von dem / viel Freuden sind und Gesänge, / ist einer ein Sohn, ein Ruhigmächtiger ist er, / und nun erkennen wir ihn, / nun, da wir kennen den Vater . . ." Den Inhalt dieser Kenntnis breitet die dritte Trias aus; noch ist sie uns vorenthalten. Nur ein Moment dieser Kenntnis wird ausgesprochen: „Nun, da wir kennen den Vater / und Feiertage zu halten / der hohe, der Geist / der Welt sich zu Menschen geneigt hat" (v. 75–78)[2]. Das was als Friedensfeier sich begibt, steht im Zeichen einer neuen Zuwendung ‚des hohen, des Geistes der Welt', dessen also, der Vater ist des Sohnes der ein „Ruhigmächtiger" geheißen ist. Kann dieses Wort, das die Entscheidung trägt, überhaupt gesprochen sein ohne den engsten Bezug auf das in erster Linie zu Bedenkende, auf den Einen, dessen ruhiger Macht die Fürstenschaft zuerkannt werden muß? Zeigt er sich nicht allein in dem einen Wort „Ruhigmächtiger" als ein Verwandelter, als ein „Hesperischer"?

Einschaltend ist Folgendes zu bedenken. Die ersten vier Strophen der Hymne sprechen in der ersten Person Singularis. Wenn die zweite Strophe der zweiten Trias in den Plural überwechselt, so ist das zunächst damit begründet, daß sie über allgemein Menschliches im Verhältnis zum Göttlichen spricht. „Wir" sind es, „uns" alle geht es an. Nur v. 60 spricht unpersönlich; mit dem Infinitiv fordert er: „Tiefprüfend ist es zu fassen", und es mag sein, daß in erster Linie der hier Sinnende sich selbst dazu aufruft. Die dann ergehenden Erkenntnisse werden im „wir" zu „uns" ausgesagt. V. 75–76 jedoch scheint gegenüber der Allgemeinheit von Menschen überhaupt, zu der die vorangegangenen Verse sprachen, einen engeren Kreis ins Auge zu fassen. Es ist der Kreis derer, die das

[1] Beißner meint, daß schon in den Entwürfen zu 'Versöhnender . . .' Christus mehr und mehr zurücktrete (Bibliotheca Bodmeriana IV, S. 30). Aber die Übernahme ganzer Strophen in die endgültige 'Friedensfeier' aus allen drei Fassungen, mehr noch die Umgestaltung übernommener Strophen, die Einarbeitung einzelner Verse in geänderte und in neue Strophen aus allen drei Entwürfen, zeigt zwingend, bis zu welchem Grade der Dichter diese Bruchstücke als Material für die endgültige Fassung genutzt hat.

[2] Ist es wirklich möglich, in den Versen 73–78 eine Zitierung der christlichen Trinität erblicken zu wollen? (Lachmann). Nach christlicher Auffassung erkennen wir Gott Vater durch Christum. Die Hölderlinsche Fassung wurzelt in seiner geschichtsmetaphysischen Grundauffassung; sie kehrt den Weg um. Damit aber ist der ganze evangelische Offenbarungsgedanke in allen seinen Folgerungen mehr oder weniger außer Kraft gesetzt.

Fest wollen, derer, die „ferne kommend", v. 10, „sich (als) liebende Gäste beschieden" haben, v. 12. Sie sind es, die in der Erwartung eines Künftigen geeint sind. Sie wissen auch um den Grund ihrer Einigung, der der Grund ihrer Erwartung ist: die Erkenntnis des „Ruhigmächtigen", von dem sie sagen: „Und nun erkennen wir ihn" – eben als „Ruhigmächtigen" – „nun, da wir kennen den Vater", v. 75, 76. Erst hier, eben aus der Erkenntnis einer anhebenden Wende, kann Christus ein „Ruhigmächtiger" geheißen sein. Es geschieht in völliger Abwendung von der Diktion, in der die ganze vierte Strophe und insbesondere die zentralen Verse 49, 50 von Christus gesprochen hatten. Es waren die letzten Worte dieser Strophe „aber umsonst nicht", an die wir schon einmal die Frage richten mußten, ob sie wohl erlauben könnten, die Endgültigkeit des „furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniss" als aufhebbar zu denken. In der Tat spannt dieser Halbvers eine Brücke, unmittelbar aus der ersten Strophe in die letzte dieser Trias, die in ihrer Ganzheit eine wahrhaft „idealische" ist. Auch darin erweisen sich die Verse 49/50 wieder als der zentrale Punkt, auf den hin und von dem fort im ständig zu erwägenden 'vor' und 'zurück' die Auslegung der Hymne ihren Weg nehmen kann.

Mit Abschluß der zweiten Trias, v. 71–78, stehen wir auf dem einen Höhepunkt des Gedichts: Die Nennung von Christus als dem „Ruhigmächtigen". Der Name, den der Dichter entgegen der biblischen Auffassung nur aus der Erkenntnis des Vaters in seiner erneuten Zuwendung zu den Menschen finden konnte, bedeutet eine zweite Epiphanie Christi und die Zuteilung einer neuen Aufgabe an ihn, die unmittelbar die Wende einleitet. Was mit der dritten Trias folgt, ist gleichsam eine Auswicklung dessen, was v. 73–75 in das zweifache „kennen", „erkennen" eingefaltet enthalten. Die Verse in den folgenden zweieinhalb Strophen zielen über die Entfaltung und Gründung dieser Erkenntnisse – eine echte heroische Trias – auf den zweiten Höhepunkt der Hymne: die Verse 109–112.

Strophe 7

So hält die nun folgende Strophe den ersten Höhepunkt fest; sie erweitert und begründet tiefer, was thesenhaft das Endergebnis v. 73–78 ausgesagt hat. (Genauso wurde die abschließende Aussage über das Schicksal Christi, v. 48–50 der vierten Strophe, mit der fünften und der ersten Hälfte der sechsten Strophe fortgeführt und aus umfassenderer, allgemeiner Erkenntnis des Bezuges vom Göttlichen zum Menschlichen gestützt.) Vorerst aber greift der erste Vers noch einmal zurück, und zwar

wiederum auf v. 48–50, als auf das Gelenk, in dem die Weiterentwicklung der ganzen Dichtung hängt: das Geschick der ersten Epiphanie Christi. Auf Christus „ein Sohn" zielt das Demonstrativum „der" und nicht, wie eine normale Syntax vorschreiben müßte, auf den „hohen, den Geist der Welt". „Denn längst war der zum Herrn der Zeit zu groß"[1]. „Und weit aus reichte sein Feld", v. 80; weit aus reichte es schon zu seiner Lebenszeit. Die zweitausend Jahre weiter, durch die Christus führte, sind seiner Zeit[2] hinzuzurechnen. Das Feld – „wann hats ihn aber erschöpfet?" . . . Die Möglichkeit von Christi Wiederkehr wäre also schon offengelassen aus dem Hinblick auf das weitausreichende Feld und die trotz seiner Weite ungenutzt verbliebene Mächtigkeit Christi, es auszuschöpfen. Christus war nicht „erschöpfet", und darum konnte er über das „furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniss" hinausreichen. Dieses offenbare Paradoxon ist nur aufzulösen aus der von Hölderlin immer wieder dargetanenen Gegenwendigkeit des Bezuges zwischen Göttlichen und Sterblichen: Die Position „das Freudige reichend" wird „mitten im Wort" unterbrochen und in die Negation gewendet: „tödtlich". Das aber „umsonst nicht", v. 51, enthält in sich einen neuen Ansatz. Dieses Wort ist in Verbindung zu bringen zu v. 79, 80, also zum „zu-groß-sein" Christi, zur Weite des Feldes, zu der zugewiesenen Mächtigkeit an Christum. Vers 81 sucht diese bis hierhin unaufgelöste Dialektik dem Verständnis näherzubringen und findet eine vermenschlichende Erklärung. Auch ein Gott teilt wohl seine „Tagewerk" auf, leistet schlichtes Tagewerk wie Menschen, ein Werk also, das bemessen ist. „Einmal mag aber ein Gott auch Tagewerk erwählen", v. 81. Er tat es damals und tut es heute wieder, „gleich Sterblichen", v. 82. So stellte Christus als einer, der „zu sterben gesandt" war, sich den Menschen gleich und nicht nur hierin, er „theilte (theilen) alles Schiksaal". Aber „Schiksaalgesez ist diss" – Schicksalgesetz überhaupt und dieses über Christi erstem Erscheinen stehende insbesondere – „daß Alle sich erfahren", v. 83. Die dritte Fassung von 'Versöhnender . . .' sagte, das Verbindende dieser durch Christi Er-

[1] „Das Größre zu groß unter den Menschen"-Gewordene in 'Brod und Wein', v. 134–136, meint den geistigen Bezug zum Göttlichen in seiner Erscheinung, nicht nur in seinen Gaben.

[2] „Seine Zeit", das sogenannte christliche Zeitalter, hat „längst" – langhin – an den Geschicken der Völker erwiesen, daß es seine Größe nicht gefaßt hat. – Man bedenke für die Zuweisung des Wortes „der", daß der Schwerpunkt der zweiten Trias die Gestalt Christi ist. Ihre erste Strophe erinnert sein erstes Erscheinen. Die zweite Strophe ordnet sein Geschick ein in die allgemeine Seinsweise göttlicher Parousie. Die dritte Strophe führt das „umsonst nicht" der ersten Strophe weiter, indem sie die Gaben nennt, die wir „des Göttlichen aber . . . doch viel empfiengen". Die Nennung von

scheinen ausgelöstes „erfahren" noch schärfer betonend: „einander erfahren". Dieses Erfahren vollzieht sich in allen Möglichkeiten des einander – miteinander – aneinander – gegeneinander, in der Hinwendung zu Christus und in der Abwendung von ihm, jedenfalls in der Vielschichtigkeit und Gegensätzlichkeit der Zeit, die noch vom „tausendjährigen Wetter" durchherrscht im Zeichen des Donnerers stand. Auch das ist Erfahrung der Gegenwendigkeit. Hier scheint sie aber ein Ziel zu haben: „daß (auf daß), wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei", v. 84. Der Augenblick des Verses 84 ist der gleiche von v. 33, eben der, an dem dieses tausendjährige Wetter „zu schlafen, übertönt von Friedenslauten, hinunter" braust. Diese Stille ist genau der Augenblick des festlich zu begehenden Friedens, wie ihn der Dichter vergegenwärtigt, der Augenblick der Vorbereitung des Festes. Was ist das für eine Sprache? Der Entwurf sagte: „wenn die Stille wieder kehret, eine Sprache unter Lebenden sei"[1]. Dort mochte es nahegelegen haben, an eine Sprache zu denken. In der endgültigen Fassung aber scheint Sprache überhaupt gemeint zu sein, Sprache in der Stille, wie sie von nun an verstanden werden wird, die Sprache, die in der götterfernen Zeit der Dichter vorbereitend schuf; in diesem außerordentlichen Sinn Sprache, die erst da möglich ist, „wo aber wirkt der Geist" und „wir auch mit" sind, v. 85, „wir" – die Menschen überhaupt und nicht nur der das Kommende Sagende, der Dichter. Wir sind „mit" in dieser so gewirkten Sprache, die im Zeichen des „hohen, des Geistes der Welt" steht. Es ist das eine Sprache, die in jenem Augenblick Wirklichkeit wird, in dem dieser Geist erneut „sich zu Menschen geneigt hat", „Feiertage zu halten". In dieser Sprache werden wir auch „streiten / was wohl das Beste sei", v. 85, 86, Sprache als Streitgespräch – aber eines solchen, das im Zeichen des Friedens steht. Der das Fest Bedenkende, der als ein Dichter Künftiges schaut in einer neuen Sprache, weiß schon um das, was allein diese Sprache als „das Beste" zu nennen vermag.

„ein Sohn, ein Ruhigmächtiger" ist entscheidendes Ziel der zweiten Trias, deutlich weiterweisend in die dritte Trias, so daß das Demonstrativum „der" nur auf ihn zurückgehen kann. Erblickt man im „Herrn der Zeit" Zeus-Jupiter, wozu der Leser zunächst durch den allgemeinen Sprachgebrauch Hölderlins bestimmt werden könnte (wie z. B. auch Binder), so ist der hier entwickelte innere Zusammenhalt der zweiten Trias zerrissen. Sie gilt Christus. „Wie Morgenluft sind nemlich die Nahmen / seit Christus. Werden Träume. Fallen, wie Irrtum / auf das Herz . . .", in 'Patmos', Bruchstücke einer späteren Fassung, StA II, S. 179 ff., v. 163–165. Das ist auch hier nach der Nennung des „Ruhigmächtigen" zu bedenken. In ihre idealisch-erinnernde Geschlossenheit würde ein dieser fremd-gewordenes Moment eingeführt.

[1] StA II, S. 137, v. 39–40.

Es scheint wohl nicht möglich, grammatisch zwar korrekt, den Sprung von v. 86 nach v. 89 zu machen und zu lesen: „So dünkt mir jetzt das Beste . . . der stille Gott der Zeit"; vielmehr dünkt mir jetzt das Beste, dem nachzudenken, was die Verse 87, 88 in der Hinführung zu v. 89, 90 aussagen. Auch wenn diese Hinführung syntaktisch als Einfügung gefaßt ist, steht sie in der Gleichwertigkeit zu dem ganzen mit dieser Hinführung begründeten Hauptsatz. Die Verse 87, 88 enthalten dieses Beste, eingefaltet in ein hintergründiges Gleichnis – und doch als dieses Gleichnis schon in seinem Geheimnis offenbar. „Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister"[1]. – Der Meister hat ein Bild vollendet; „sein Bild" heißt es. Ist es das seine nur in dem Sinn, daß er es geschaffen hat? Oder wird es das seine geheißen, weil er selbst es ist, den es darstellt? Meint er sich selbst in und mit diesem Bilde? Man beachte, wie eng dem Vorangehenden zugehörig der folgende v. 88 aufzufassen ist: „und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt". – Das „selbst verklärt davon" rührt nicht allein von der Fertigung des Bildes her, vom Tun des Meisters; es ist das geschaffene Bild als solches, von dem, in dem „er selbst", verklärt ist. Diese Unterscheidung mag nur so lange zugespitzt erscheinen, wie nicht über sie hinaus ein Identitätsvollzug in den Blick gefaßt ist. Eine Identität zwischen Tun und Sein, zwischen dem Erfolg dieses Tuns und seiner etwas Künftiges konstituierenden Bedeutung. Das ist in allen Einzelheiten nachzuvollziehen.

Was ist der Inhalt des Bildes? Es ist der Meister selbst in einer Verklärung seiner selbst. Er hat es geschaffen und sich mit diesem ihn verklärenden Bilde in eines gesetzt. Dieses Bild kann nur mit Bezug auf den „dämmernden Auges" geschauten Fürsten verstanden werden. Die Vorstellung, daß Gott sich selbst abbildet in einem Sterblichen, einem Heros, einem Halbgott, ist altes heidnisches Gut und vom Neuen Testament übernommen. Der zum Heros erhöhte Ptolemäerfürst ist *εἰκὼν τοῦ Διός*. Einige Stellen des Neuen Testamentes können uns vielleicht weiterhelfen[2]. Dort wird Christus *εἰκὼν τοῦ θεοῦ* genannt, Christus als Bild Gottes, als Ebenbild Gottes. Jenes Bild, das der Meister an dieser Zeiten-

[1] Binder faßt in Konsequenz seiner Auffassung vom „Herrn der Zeit" dieses Fertigsein des vollendeten Bildes als den Abschluß des zu Ende gehenden Äons, mit dem der Herr der Zeit als dieser abtritt. Wir befinden uns aber hier in der dritten, der heroischen Trias. Das Zeitbild wird seinem Gehalt nach in ihrer zweiten Strophe noch weiter „entfaltet". Seine ganze zukunftsgerichtete Substanz zielt unmittelbar in den Höhepunkt der neunten Strophe.

[2] 2. Kor. 4, 4; Kol. 1, 15. Vgl. die Literaturangaben in 'Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des NT und der übrigen urchristlichen Literatur', D. Walter Bauer, 3. Lief. 1950⁴, Berlin, Sp. 401 f.

wende geschaffen hat, ist Christus der „Ruhigmächtige" als εἰκὼν τοῦ θεοῦ. Es läßt den „Meister", der in seiner göttlichen Erscheinung so lange ferngeblieben war, nun für diese neu anhebende Zeit sichtbar werden. Es gibt dem sich neigenden Gott „Gegenwart". Darin ist Christus für den späten Hölderlin nach langem Ringen seines Denkens um die Wesenheit Christi als „Der Einzige" erkannt. Dieser entwicklungsmäßig so bedeutsame Zusammenhang wird vielleicht durch die Auslegung einiger Verse und Lesarten zu 'Der Einzige' deutlicher. „Es hindert aber eine Schaam / mich dir zu vergleichen / die weltlichen Männer" (Herakles und Dionysos, v. 62–64. dritte Fassung). Der Dichter erwägt: „Und freilich weiß / ich der dich zeugte, dein Vater ist / derselbe", v. 64–66. Er weiß: „Nemlich Christus ist ja auch allein / gestanden unter sichtbarem Himmel und Gestirn, sichtbar / Freiwaltendem über das Eingesetzte", v. 66–68. Die Lesart zu v. 66–74 schreibt allen dreien, auch Christo ein Schicksal zu: „Ein jeder von jenen hat ein Schiksaal" und führt aus, ganz allgemein, was Schicksal bedeutet: „Ein Schiksaal. Das ist. Immer strebet die Welt / hinweg von dieser Erde ..." (v. 71, 72 dritte Fassung lautet: „Nemlich immer jauchzet die Welt / hinweg von dieser Erde . . .). Der Schluß wird gezogen: „So sind jene sich gleich", v. 75. Die Übergänge in diesem Gedankenvollzug: „Und freilich" – „nemlich" – „ja auch allein" – „so" – dienen offensichtlich einer Beschwichtigung der Scham. Die drei sind also gleich in dem Punkte der Weltlichkeit; gleich darin, daß sie vom gleichen Vater stammen; gleich darin, daß sie ein Schicksal haben, das für alle drei gleichmäßig charakterisiert ist; und sie sind gleich darin: „Voll Freuden, reichlich. Herrlich grünet / ein Kleeblatt", v. 75–76; gleich darin, daß alle drei „wie Feldherrn, mir, Heroen sind", v. 78. Es ist das ein Vergleich, dessen grundsätzliche Angemessenheit der Dichter für alle drei gleichmäßig betonen zu müssen vermeint: „Ungestalt wär, um des Geistes willen, dieses, dürfte von solchen / nicht sagen, daß sie ...", v. 76–78. Sie sind auch gleich darin, daß „Alle Tage stehen die aber, als an einem Abgrund einer / neben dem andern", v. 91, 92. Zusammenfassend ist zu betonen: die drei sind gleich in allen den Punkten, in denen die weltlichen Männer als weltlich, als Heroen sich charakterisieren – gleich also der menschlichen Natur nach, nach der auch Christus weltlich, das heißt „wahrer Mensch" ist[1].

Es erhebt sich die weitere Frage: worin sind die drei sich nicht gleich? Alle drei haben „Zeichen" an sich, v. 94–96; auch die Lesarten

[1] Nach Allemann, a. a. O. S. 50 ff. gelte, syntaktisch schwer haltbar, „die Sorge der Scham den weltlichen Männern"; sie dürfen nicht „in die Todesbahn Christi gerissen werden". Träfe das wirklich zu, so müßte diese Scham jetzt ausgeräumt sein!

nennen die Zeichen (unter II, 10–14) aber sie führen diese Unterscheidungen weiter, zu besonderen Kennzeichnungen eines jeden der drei. Die Kennzeichnung für Christus heißt: „Christus aber ist / das Ende", v. 19, 20. Das Ende des antiken Göttertages? Das Ende dessen, der „zu sterben" gesandt war? Es kann offenbleiben, was des näheren hier das Ende meint, da nach der Hölderlinschen Auffassung das eine das andere einschließt: Mit Christi Ende endet auch der antike Göttertag. Es ist aber zu beachten: der Vers geht unmittelbar weiter: „Wohl ist der noch andrer Natur." Die Formulierung dieses Satzes: „Wohl ... noch ... andrer" deutet auf ein Mehr, sei es in bezug auf das Ende, so daß dieses gerade nicht ein endgültiges wäre; sei es in bezug auf die andern beiden Halbgötter, so daß Christo etwas eignete, was jenen nicht zugehört. Der an das Satzzeichen (Semikolon) anschließende weitere Fortgang sagt das ausdrücklich: „erfüllet aber, was noch ... / den Himmlischen gefehlet an den andern", v. 20–22. Was ist das, was „gefehlet" hat? Es muß etwas sein, was aus der „andern Natur" Christi sich herleitet, etwas, das Herakles und Dionysos nicht haben können aus ihrer eigenen Natur; es muß also aus den Kennzeichnungen der v. 19–22 sich verstehen lassen.

Wenige Verse vorher sagt Hölderlin: „Der Streit ist aber, der mich / versuchet dieser, daß aus Noth als Söhne Gottes / die Zeichen jene an sich haben" (Lesart v. 15–17) – um unterschieden zu sein eben als die verschiedenen Söhne Gottes; unter anderem auch als die weltlichen gegen den Einen, der noch „andrer Natur" ist. Diese Zeichen (v. 12–14) führen irgendwie in die Kennzeichnungen der v. 19–22, wenn auch der Gedankengang dahin weder aus der Fortführung noch aus den Zeichen selbst eindeutig abzulesen ist. Was aber kann „der Streit" sein, der Hölderlin „versuchet"?, im besonderen bezogen auf Christum? Es ist das die Beunruhigung darüber, das Wesen Christi nicht scharf genug gefaßt zu haben, wie sich das soeben noch im nicht voll zulangenden Ansatz eines Vergleiches mit den weltlichen Männern gezeigt hat. Es ist das eine Versuchung in dem Sinne, daß sie entscheidend dafür ist, ob Hölderlin die andre Natur Christi auch voll erkannt hat. Das zeigt sich darin „was noch an Gegenwart / den Himmlischen gefehlet an den andern" (hier gesperrt). Was aber kann unter „Gegenwart" hier verstanden sein?

Schwerlich wird in der griechischen religiösen Vorstellung die Auffassung zu finden sein, in Herakles und Dionysos wese der Höchste selbst an. Und doch müssen Hölderlins persönliche Gedanken oft auch in dieser Hinsicht die Gleichheit oder Unterscheidung Christi von den weltlichen Männern bedacht haben. Hatte er doch ganz allgemein in bezug auf die

Vermittlung Gottes hin zu den Sterblichen gesagt: „Und treppenweise steiget der Himmlische nieder" (Lesart zu v. 71, erste Fassung). Christus aber kraft seiner „andern Natur" ist jetzt in klarer Unterscheidung zu den weltlichen Männern gesehen. Er als der Einzige trägt „Gegenwart" des Höchsten mit sich[1].

Von der Deutung des „Streites" in 'Der Einzige' erfährt das vom „Meister" vollendete und ihn verklärende Bild als εἰκὼν τοῦ θεοῦ – „Gegenwart" – eine tiefe Bestätigung. In diesem so verstandenen erneuernden Sinn ist Christus „ein Sohn", v. 73, des „Alllebendigen", v. 71. Und dieser Allebendige ist der „stille Gott der Zeit", v. 89, geheißen. Dieser Name konnte ihm erst jetzt gegeben werden, „nun, da wir kennen den Vater", v. 75, wir, die „Hesperischen". Wir kennen ihn als den, der den „Ruhigmächtigen", „ein Sohn", geschickt hat. Der „stille Gott der Zeit" – der „Ruhigmächtige" – beide gehören in ihrer Namengebung eng zusammen. Nur aus der erneuerten und erneuernden Zuwendung des Vaters als „stiller Gott der Zeit" und der Epiphanie des „Ruhigmächtigen" konnte diese Zeit „stille" werden. Man kann die Dichte dieser Bezüge nicht eng genug fassen; sie hat konstitutive Bedeutung für das, was sich nun ereignet. „Frucht von Hesperien ists!" „Siehe! wir sind es, wir"[2].

Strophe 8

„Schiksaalgesez ist diß, daß alle sich erfahren", sagte v. 83; aus diesem Schicksalgesetz wurde die eine Sprache verheißen, v. 84. Die zwei

[1] Es kann gar nicht anders sein, als daß die „andre Natur" im Munde Hölderlins nicht einfach eine vage Andersartigkeit bedeutet. Es ist das vielmehr ein mit vollem Bewußtsein gewählter Ausdruck für das, was ihn lange beunruhigt haben muß. Hölderlin als geschulter Theologe wußte um die Frage des „Homousios", d. h. die Lehre von der Gottgleichheit des Logos (in Christo und dem heiligen Geist), die bis auf Origines und Athanasius zurückgeht: Christus ist gottgleich. Die in Nicäa durchgesetzte Auffassung (325) führte zunächst zum „Monophysitismus", zu der Lehre, daß Gott und Mensch sich in Jesu verbinde, zu einer einzigen und zwar göttlichen Natur. Die Überlieferung der Evangelien ließ sich damit schlecht vereinigen; sie erzählen die Menschlichkeit Christi in seinem Ringen und Leiden. Nach Nicäa aber gingen die Kämpfe und Auseinandersetzungen über die „Natur" Christi weiter, bis etwa 125 Jahre später in Chalkedon der „Dyophysitismus" zum Dogma erhoben wurde: Christus ist wahrer Gott und Mensch, wesenseins mit dem Vater nach der Gottheit und wesenseins mit uns nach der Menschheit. Er hat „zwei Naturen", unvermischt und unverwandelt, aber auch getrennt und ungesondert. Das Eigentümliche beider Naturen, die in ihm zu einer Person zusammengehen, ist damit gewahrt (vgl. die kurze, auch für den Nichttheologen faßliche Darstellung in Kurt Dietrich Schmidt, 'Grundriß der Kirchengeschichte', Göttingen 1949, Bd. 1).

[2] 'Brod und Wein', v. 150.

ersten Verse dieser Strophe kommen darauf zurück, auf eine nunmehr zu Ende gebrachte Erfahrung, v. 91–93. „Viel hat von Morgen an (von unserem Anbeginn) erfahren der Mensch." Das, was wir viel „erfahren" haben, ist erst im mitteilenden Gespräch das unsere geworden: „Seit ein Gespräch wir sind und hören von einander", v. 92. Erst auf Grund von Sprache – im hören können von einander – sind wir eine geschichtliche Menschheit geworden. Erfahrung – Sprache als Gespräch- und damit Geschichte sind hier als ein einziger, in sich zusammenhängender und begründender Vollzug des Menschseins gefaßt. Das von uns nur getrennt, im Nacheinander zu Denkende, kann in der Zusammenschau des Dichters in einer unerhört verkürzenden Sprache den Ausdruck von Identität annehmen: „Seit ein Gespräch wir sind" (hier gesperrt). Der Identitätsvollzug wird steigernd weitergeführt: „bald sind wir aber Gesang" (hier gesperrt); er mündet in die nahende Zukünftigkeit des Abends der Zeit, des Festes und damit in die Gegenwart von εἰκὼν τοῦ θεοῦ als die Sichtbarkeit des „großen Geistes", kraft deren nur „der Liebe Gesez, / das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel" (v. 89/90).

Was aber ist nun, konkret gesprochen, der Inhalt dieses Gesetzes im Zeichen des „Bildes"? Als „der Liebe Gesetz" – eine Ordnung aus Liebe, ἀγάπη – trägt es wie dieses die Züge Christi. Der Wiedererscheinende einer zweiten Epiphanie führt die Vereinigung des nach christlichkirchlicher Auffassung schlechterdings Unvereinbaren herauf. V. 94 nennt dieses „Bild" ein „Zeitbild"; es ist das Bild der nach dem Hölderlinschen Denken nunmehr erfüllten Zeit: „der Zeiten Vollendung hat es gebracht". „Ein Zeichen liegts vor uns" – als Zeit- und Leitbild des neuen Äons. „Der große Geist", v. 94, „der hohe, der Geist / der Welt", v. 77, 78, auf „Feiertage", v. 76, sinnend, hat es entfaltet, als Zeichen eines neuen Bundes. Es besagt, „daß zwischen ihm (dem großen Geist) und andern", v. 95, (den andern Göttern), v. 95, „ein Bündniss" ist, v. 96. Verstärkend und erweiternd heißt es dann noch einmal „zwischen ihm und andern Mächten", v. 96. Es sind dies „die Unerzeugten, Ew'gen", v. 97, die nunmehr dem großen Geist verbunden sind. Denn auch sie und nicht nur „er allein", v. 96, „sind kennbar alle daran", kennbar am neuen Bündnis, kennbar aus seinem Sinn und Geist; kennbar aber auch in der Weise des gleichen erneuernden Kennens, von der die Verse 74, 75 in bezug auf Christum und den Vater sprachen.

Das Bündnis ist als ein drittes Testament aufzufassen, in dem Sinne verstanden, als es an die Stelle des zweiten Testamentes tritt. Die Selbstherrlichkeit der uneingeschränkten Autorität Gottes, die dem Wort δια-

θήκη[1] im Alten und im Neuen Testament anhaftet, ist hierbei als aufgehoben anzusehen. Dieses Bündnis „zwischen ihm und andern", v. 95, 96, ist auf vertraglicher Grundlage errichtet; es ist nicht als eine einseitige Verfügung, als autoritative Willenserklärung Gott Vaters zu deuten. Läßt man nur für eine solche den Ausdruck „Testament" zu, so müßte man ihn hier verneinen; er muß einem Christusverständnis anstößig sein, das die Hölderlinsche Christologie ablehnt. Aber diese Kennzeichnung folgt zwingend aus der mythisch-religiösen Grundauffassung Hölderlins.

„Nicht er allein" wird in der einschränkenden Negation gesagt. Es wird somit auch in der Sprachgebung einprägsam deutlich, daß „der große Geist", v. 94, der „Vater", v. 75, seine Ausschließlichkeit aufgegeben hat. Damit ist eines noch klarer geworden: „Sein Bild", v. 87, das des „Meisters" und als solches Christus, εἰκῶν τοῦ θεοῦ „nun", in diesem späten Augenblick, am „Abend der Zeit" erst vollendet, muß ein neues „Bild" sein. Nicht mehr der Christus der ersten Epiphanie, nicht mehr jener Christus, erzeugt und Mensch geworden und gestorben, dessen Menschsein Hölderlin immer wieder betont, nicht der Christus, den die vierte Strophe liebevoll erinnert – nicht mehr der Christus kann es sein, der nach der Lehre „die andern" (Götter), „die andern Mächte", v. 96, eben die „Unerzeugten, Ew'gen" verdrängt hatte. Deren außerchristliche Herkunft wird im folgenden Gleichnis noch deutlicher. Sie sind nun in das Bündnis aufgenommen, nicht nur geduldeterweise. Die Verse „nicht er allein, die Unerzeugten, Ew'gen / sind kennbar alle daran", v. 96, 97, nehmen auch ihn, „den großen Geist", den „Vater" zurück in die allgemeine Dimension des Göttlichen. Diese Auffassung bestärkend, fährt der Vers fort: „gleichwie (hier gesperrt) auch an den Pflanzen / die Mutter Erde sich und Licht und Luft sich kennet". Das Gleichnis ist in seiner Parallelität nicht streng durchgeführt. Am (im) Bündnis sind kennbar „er" und „die Unerzeugten, Ew'gen". „An den Pflanzen" kennt sich (hier gesperrt) die Dreiheit: die Mutter Erde und Licht und Luft. Mit diesem „sich", noch einmal wiederholt, wird die Innigkeit der Durchdringung hier im Raume der Physis organisch und eindringlicher ausgedrückt als sie gegenüber dem „kennbar ... daran" gegeben wurde. Trotz des „gleichwie auch" ist eine volle Gleichheit nicht hergestellt; aber es wird sehr deutlich, was die gewollte Gleichsetzung der Thesis zur Physis erstrebt: Das organische Bild aus dem Umkreis der Mutter Erde soll die Anschauung engster Zugehörigkeit auf das erst jetzt neu Verbundene übertragen, auf das im christlichen Raum bisher getrennt gewesene, ja feindliche Verhältnis zwischen geist-göttlicher und naturgöttlicher Sphäre.

[1] Das griechische διαθήκη gibt die Bibelübersetzung von Dr. Hermann Menge, z. B. in den Einsetzungsworten Matth. 26, 28 mit „(neuer) Bund" wieder. Luther setzt an die gleiche Stelle „mein Testament".

Überdies entspricht innerhalb der Sphäre des allgemein-Göttlichen dieses „kennt sich" dem „sich erfahren", v. 83, im Bereich des Menschlichen: „Die Stille kehrt" dann hier erst wieder, wenn dort der eifernde, der ausschließende Gott zum „stillen Gott der Zeit" geworden ist, Geistgöttlichkeit und Naturgöttlichkeit umfassend – letzteres in dem weiten Sinn Hölderlins, der mit seinem Begriff „Natur" das frühgriechische Denken erneuerte.

„Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch / das Liebeszeichen ...", v. 100, 101. Noch einmal ist damit die Unerläßlichkeit der Einbeziehung griechisch-mythischer Anschauung in die abendländische religiöse Vorstellungsweise betont. Insbesondere die „heiligen Mächte" sind es, die des neuen Bündnisses bedürfen; ihnen ist das „Liebeszeichen, das Zeugniss" dessen, „daß ihrs noch seiet" – daß ihr „heilige Mächte" wieder seid – „der Festtag", v. 101, 102.

Strophe 9

Den Stropheneinschnitt zwischen zwei und drei überspringend, geht die dritte Trias und damit die ganze Hymne in mächtiger Steigerung ihrem Ziel entgegen. „Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte für euch / das Liebeszeichen, das Zeugniss / daß ihrs noch seiet, der Festtag // der Allversammelnde ..." v. 100–103. Wen und wie aber versammelt er? Er versammelt die „Himmlischen"; sie sind „nicht im Wunder offenbar", v. 104, wie in der christlichen Religion; „noch ungesehn im Wetter", wie etwa Zeus oder Poseidon; sie stehen nicht mehr gegensätzlich zueinander, wie sooft griechische Götter taten (Saturnus-Zeus); sie sind auch nicht in der Erhöhung und Unterordnung einer Hierarchie zu fassen; es steht einer der Götter den andern nicht mehr mit dem Anspruch der Ausschließlichkeit gegenüber – vielmehr sind „bei Gesang gastfreundlich untereinander ... die Seeligen in jeglicher Weise / beisammen ...", v. 105. Steigernd wird das „gastfreundlich untereinander", v. 105, weitergeführt: die Himmlischen sind „in Chören gegenwärtig", v. 106. Auch hier wieder entspricht der göttlichen Seinsweise der Zusammengeschlossenheit im neuen Äon ein noch nicht gekannter Zustand menschlichen Beisammenseins, der in v. 93 mit den Worten gekennzeichnet wurde „bald sind wir aber Gesang". Das einstmalige „einer ist immer für alle"[1] genügt der endgültigen Fassung nicht mehr, um die Ganzheit

[1] 'Versöhnender ...' v. 86, erste Fassung.

des göttlichen Seins darzustellen. „Die Seeligen in jeder Weise beisammen", v. 107, werden zu „eine(r) heilige(n) Zahl", v. 106[1]. Aus dieser Zahl kann nichts mehr herausgebrochen werden, sie müßte denn ihre Heiligkeit einbüßen. In das Beisammen der heiligen Zahl gehört Christus: „und ihr Geliebtestes auch, / an dem sie hängen, nicht fehlt", v. 108, 109. Die anderen Götter „hängen" an Christus. Das gilt nicht nur in dem Sinn, daß er „ihr Geliebtestes" genannt wurde; viel mehr noch hängen sie in ihm, dem Zeichen des neuen Bundes, zusammen.

Die dritte Trias ist die unerhörte Ballung der wesentlichen Anliegen des Hölderlinschen Denkens und Dichtens; der Höhepunkt ist erreicht. Mit den letzten Worten des siebenten Verses der dritten Strophe wird „die andere Klarheit" ausdrücklich; begründend wird auf die weitausholende Hinführung zurückgegriffen: „denn darum . . ." In dreifach gestufter mächtiger Steigerung ist Christus gerufen: „Denn darum rief ich / zum Gastmahl, das bereitet ist / dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit, / o Jüngling, dich zum Fürsten des Festes", v. 109–112. Unlösbar ineinander gehören die drei sich in sich selbst höherführenden Anrufe zueinander. Dieses Rufen, nun hier als spezifische Tätigkeit im Präteritum genannt, hat sich durch die ganze Dichtung hindurch vollzogen[2], vom Augenblick der Sichtung „dämmernden Auges", von der versuchenden Anrede an den in schöpferischer Schau langsam gegenwärtig werdenden Fürsten des Festes in der zweiten Strophe bis zu diesem Höhepunkt. Dieses Rufen, gesteigert zum Gesang als gründend-stiftendes Vergegenwärtigen, ist kein afficere, sondern ein efficere[3]. Der Fürst des Festes durchwaltet als „Ruhigmächtiger" nicht nur das Fest. Über dieses hinaus ist er Bild und Zeichen des Allebendigen für den neuen Äon, – ist er „Gegenwart". Seine Fürstenschaft meint höchste vollkommene Geistigkeit, die ihm als „Bild" des „hohen, des Geistes der Welt" zugehört. Die deutsche Sprache[4] braucht das Wort „Fürst" für geistige Wesen, für den höchsten, vollkommenen Geist. Christus, in diesem Verstand „Fürst" genannt, würde ihn ganz im Sinne Hölderlins von den anderen Halbgöttern, „den weltlichen Männern"[5], unterscheiden und herausheben; auch diese kommen zum Fest wie alle anderen Götter, auf daß der neue Göttertag vollkommen werde. Die Frage der Unterscheidung Christi von den anderen Halbgöttern hat Hölderlin immer wieder beunruhigt[1]. Hier endlich ist Christus ganz entschieden von ihnen abgesetzt. Aus Hölderlins dialektischer Geschichtsauffassung wird ihm eine Sonderstellung eingeräumt: Nicht einem der alten Götter wird ein „Verläugnen" zugemutet; sie kommen wieder als die, die sie waren. Christus allein hat eine Wandlung durchgemacht. Diese Verwandlung seiner selbst ist der tragende Grund für das Möglichwerden der 'Friedensfeier'. Wie sollte diese Verwandlung nicht im Hinblick auf seine neue Aufgabe betrachtet werden müssen? Alle diese Bezüge sind zu bedenken, wenn man der sinnenden Bemühung des Dichters in der zweiten Strophe gerecht werden will. Im Fürsten des Festes, εἰκὼν τοῦ θεοῦ als „Bild" für einen neuen Äon, findet das lange Ringen Hölderlins um seine Christusvorstellung auf dem Grunde seiner dialektischen Geschichtsmetaphysik endlich das Ziel[2]. Das aber, was mit diesem zweiten Erscheinen Christi in die geschichtliche Wirklichkeit eintritt, gehört nicht dem Vorstellungskreis christlich-dogmatischer Überlieferung an. Es ist aus den Tiefen mythischer, religiöser Schau eines Dichters gehoben.

Die entscheidende dritte Trias klingt aus in die Zusammenfassung dessen, was Gegenstand der langen Erwartung, was ihr Sinn und Inhalt von jeher gewesen und im Augenblick dieser Aussage in der dritten Strophe noch immer ist. Denn auch hier ist alles noch Erwartung von Zukünftigem, – aber diese Erwartung schwingt in der Sicherheit tiefgläubiger Verheißung. Die heiligzuhaltende Gegenwart aller Unsterblichen, auch der alten Götter und Mächte im Verein mit Christus, ist anschaubar geworden. Die Anwesenheit alles Göttlichen in seiner Vollzähligkeit in diesem unserem vaterländischen Raum wird sichtbare Wirklichkeit werden: „und eher legt / sich schlafen unser Geschlecht nicht, / bis ihr Verheißenen all, / all ihr Unsterblichen, uns / von eurem Himmel zu sagen, / da seid in unserem Hausse", v. 112–117. Das Wort „da sein", Anwesenheit, ist hier in seinem vollen Aussagegehalt zu fassen. Die Unsterblichen werden „da" sein in „unserem Hauße". Das heißt: sie werden das, was jedem einzelnen der „Verheißenen all" an göttlicher Strahlung wesenhaft ist, in „unser Hauß" einbringen; sie werden uns „von ihrem (eurem) Himmel (zu) sagen". Was aber Götter „zu sagen" haben, das sagen sie

[1] Der Prosa-Entwurf sprach von „eine(r) Zahl / geschlossen, heilig, ausgehen rein aus unserem Munde".

[2] Die Argumente Beißners aus der Vergangenheitsform von „rufen" zu v. 109, im Rückbezug auf die zweite Strophe, können daher nicht treffen.

[3] Vgl. dazu, in einem andern Zusammenhang, Bruno Snell, 'Die Entdeckung des Geistes', Hamburg 1946, S. 8.

[4] Grimms Wörterbuch.

[5] 'Der Einzige', erste Fassung, v. 60–69.

[1] Dazu nur das eine Zitat, das immer unvollständig und daher sinnentstellt gegeben wird: Lesart zu 'Der Einzige', dritte Fassung, II, 19–22, StA II, S. 753.

[2] Unter dieser Hinsicht wäre die Datierung der 'Friedensfeier' in Berücksichtigung von 'Der Einzige' und 'Patmos' neu zu prüfen.

dadurch, daß ihr Erscheinen in die sterbliche Wirklichkeit der Menschen hineinwirkt, daß sie dieser eine neue Gestalt verleiht[1].

Strophe 10ff.

Eine vierte Trias schließt sich an; mit der ersten Strophe geht sie in die idyllische Zuständlichkeit des Anfangs zurück. Die Erwartung hat sich beruhigt; und die, die mit diesen wunderbaren Versen schon in ihr

[1] Es ist notwendig, aus Raumgründen leider unter Hintansetzung einer eingehenden Beweisführung und darum etwas thesenförmig, auf eine Interpretation einzugehen, die Buonaparte als den Fürsten des Festes hinstellt (Allemann, 'Hölderlins Friedensfeier', Pfullingen 1955; vorher Neue Zürcher Zeitung, 24. Dezember 1954; 12. und 14. März 1955). Es ist wenigstens herauszustellen, auf welchen Voraussetzungen sie beruht; deren drei in erster Linie sind zu erkennen und zu entkräften: 1. „Friedensfeier gehorcht noch nicht dem Gesetz der Umkehr, sondern unternimmt einen wesentlich anders gearteten Lösungs- nämlich Versöhnungsversuch." Aber gerade darin geht 'Friedensfeier' über 'Versöhnender...' hinaus, daß in ihr von Versöhnung nicht mehr gesprochen wird; das tragende Wort der Entwürfe kommt nicht mehr vor. Für die Durchdringung von kategorischer, vaterländischer Umkehr mit der dialektischen Entwicklung in der Gestalt Christi wäre „Versöhnung" ein zu schwaches Wort. Die These Allemanns übersieht, daß ohne diese Grundgedanken die Hymne nicht geschrieben werden konnte. Die dialektische Spannung zwischen dem „Orientalischen" und dem „Hesperischen", zwischen „Heimat und Kolonie", zwischen dem „Nationellen" und „Antinationellen" bestimmt die „abendländische Wendung" in ihrer ganzen Breite. – Allemanns Radikalität im Begriff der Umkehr führt dazu, die Spannung aus dem Blick zu verlieren, die zwischen dem Punkt, von dem aus umgekehrt wird, und dem anderen Punkt liegt, an dem die Umkehr gewissermaßen ankommt. Nicht nur haben wir nach Hölderlin in der hesperischen Wendung in das Eigene zurückzukehren. Die Zurückbezogenheit zum Punkt des umkehrenden Absprungs ist konstitutiv auch für das mit der Umkehr zu erreichende Ergebnis. Es liegt „höher" als der Punkt, von dem einstmals der sehnsüchtige Flug in das Antinationelle ausgegangen war. Diese höhere Ebene darf nicht vom Standpunkt der absoluten Metaphysik verstanden werden. Sie meint hier die schlichte Tatsache, daß die erste Hinwendung zum Antinationellen nicht einfach post festum zu negieren ist; diese ist kein sinnloses Schweifen; sie bedeutet keine Verirrung, sondern eine gesetzhafte Bewegung, genauso gesetzhaft wie die Umkehr; sie kann nicht „umsonst" gewesen sein. Schon allein Hölderlins Auffassung von der Zeit spräche dagegen: das Weiterwesen des Gewesenen im Gegenwärtigen, das Bestimmtsein der Zukunft auch aus dieser Vergangenheit – das ist und bleibt der e i n e Pol, von dem aus erst eine echte Synthese möglich werden kann. Im dritten Absatz von 'Werden im Vergehen' spricht Hölderlin nachdrücklich vom „Untergang oder Übergang des Vaterlandes". Das „Entstehen des Individuellen aus Unendlichem, das Entstehen des Endlichunendlichen oder Individualewigen aus beeden" schwingt in einer ständigen Vor- und Zurückbezogenheit, in der das Vergehende nicht schlechterdings vergangen, sondern in gewandelter Form gegenwärtig ist. – Die zweite Trias begreift sich als Exposition dieser Umkehr – aber als diese wird sie von den Anhängern der Buonaparte-Auffassung nicht ergriffen; so kommt sie auch in diesen Interpretationen immer zu kurz. Das führt sofort

stehend vorgestellt werden, leben schlicht „einfältig" in der Sicherheit der Erfüllung, auf deren unmittelbares Nahen schöne Zeichen hindeuten. Die nächste Strophe hält die Beruhigung der nahenden Erfüllung fest. „Von oben" „wohl" ist bereitet, v. 130, 131, was uns die „Würze des Lebens" schenkt; über „die Mühen" sind wir hinausgeführt, v. 132. Angesichts des Kommenden wird abgewehrt, was an vorangegangene Kämpfe – auch an die des Geistes – erinnert. Das „Einfältige", v. 134, ist es, was jetzt am meisten gefällt – und gefallen soll. In diesen Versen scheint Hölderlin selbst in die Beruhigung der geschickhaften Entgegensetzung von „Morgen" und „Abend" eingetreten zu sein. Diese ist zu einer Synthese geführt, die eine neue Zukunft aus sich entläßt. „Denn...", heißt es, die glückhafte Zuständlichkeit im „Einfältigen" begründend, „denn die langgesuchte / die goldne Frucht, / uraltem Stamm / in schütternden Stürmen entfallen" ist gefunden, v. 135–138. „Die Gestalt der Himmlischen ist es", v. 140. Das meint die gestalthaft-anschauliche Gegenwart der Unsterblichen in ihrer Vollzähligkeit. „Frucht von Hesperien ists!"[1] Dieses „Entfallen", Suchen und Finden als Widerstreit der Schicksalsmächte, die „schütternden Stürme" hatten die eigene Brust zerrissen. Jetzt aber weiß der Dichter, das „heilige Schiksaal selbst" war es, das das Entfallene „als liebstes Gut" „mit zärtlichen Waffen umschützt" hielt, v. 139, 140.

Nach der tief beruhigten, seligen, „einfältigen" Glückseligkeit der beiden ersten Strophen der vierten Trias konnte man wohl meinen, es sei – mit Hegelscher Endgültigkeit – jeder Widerstreit, auch die Mög-

zu Punkt 2. Allemanns Auslegung ist weitgehend bestimmt von seinen Ausführungen zu 'Der Einzige' in 'Heidegger und Hölderlin'. Die Auslegung dort der Verse „Es hindert aber eine Schaam / mich..." (vgl. S. 76 der hier vorgelegten Arbeit) enthüllt ihre ganze Fragwürdigkeit erst von der 'Friedensfeier' her. Es kommt der Vereinigung des Unvereinbaren gleich, eine Einstimmung der Gestalt Christi in der 'Friedensfeier' mit der Auffassung Allemanns von Christus in 'Der Einzige' zu versuchen. – Faßt man die Punkte 1 und 2 zusammen: die mangelnde Durchdringung von kategorischer und vaterländischer Umkehr mit der dialektischen Entwicklung in der Gestalt Christi, die Vernachlässigung der „andern Natur", so ergibt sich beinah zwangsläufig 3. die Verdünnung des großartigen Höhepunktes dieser Strophe 9: Allemann spricht von einer Versöhnung zwischen dem Heros Buonaparte (der von dem weltlichen Mann Herakles seine Fürstenschaft herleitet) und dem „empedokleischen" Christus, der zu dem weltlichen Heros „hingerufen" wird – am Notseil der grammatischen Erörterung über das dreifache „zum", v. 110–112 als einem gleichmäßig anzusetzenden „ad". Aber zwischen den so künstlich konstruierten beiden Polen besteht gar keine echte Spannung. In der Enge des mit diesen Polen umschriebenen Raumes hat die eine Welt, die Menschheit und die Götter umfassende Problematik des späten Hölderlin keinen Ort.

[1] 'Brod und Wein', v. 150.

lichkeit eines künftigen, dahingefallen. Die letzte Strophe aber belehrt eines andern. Befremdend zunächst berührt sie den Leser, der noch soeben sich in der wunderbaren Gelöstheit der vorangegangenen Verse geborgen glaubte. Das wäre eine Täuschung, die die stets offenbleibende Dialektik Hölderlins verkennen würde. Es hat auch hier zu gelten, was vom „Brautfest" der Menschen und Götter gesagt wird: „Es feiern die Lebenden all, / und ausgeglichen / ist eine Weile das Schiksaal."[1] Eine Weile nur ist es – und sei es auch die lange Weile eines ganzen zukünftigen Äons – die einen Ausgleich dauern läßt; aber die Gegenwendigkeit der Gewalten kann nie endgültig aufgehoben sein.

Die letzte Strophe erinnert sie noch einmal, wohl im Bilde der Titanen. Die Himmlischen werden als Kinder der Mutter Natur gefaßt, v. 142 bis 144. „Dein Feind . . . stahl sie . . . dir." Die chtonischen Mächte gehören zur Hölderlinschen Natur. Sie, die „Allzuliebende", v. 145, hat auch diesen Feind aus sich entlassen, und nur so kann es heißen, daß sie „ihn fast / wie die eigenen Söhne genommen", v. 146, 147. Die unlöslichen Entsprechungen von Göttlichem und Widergöttlichem – „und Satyren die Götter gesellt hast", v. 148, – sind im Grunde des Seins selbst angelegt. Und wenn die Natur auch klagend wie die Löwin vorgestellt wird, v. 142, so ist es doch ihr eigenes Gesetz selbst, das zu ihrem Hervorbringen das Verlieren, zu ihrem Bauen das Begraben stellt, v. 150, 151. Was aus ihr hervorgeht, trägt den Kampf aus. Es ist damit schon vorgegeben, daß sie, die „Allkräftige", v. 153, aus ihrer Fülle manches, auch „vor der Zeit", „zum Lichte" bringt und den Haß des Unzeitigen damit hochzieht. Natur- und Schicksalsauffassung Hölderlins durchdringt sich hier unaufgelöst. Die Verse 147–153 geben nachträglich einen seltsam dunklen Grund zu den beiden ersten Strophen der letzten Trias; aber dieser dunkle Grund lotet tief in den Grund des Hölderlinschen Denkens. Das, was in der letzten Strophe zu denken aufgegeben wird, hebt die gerühmte „Einfalt" auf; die Gedanken rühren an den „ungebundenen Abgrund[2]". Das gehört zum Gesetz, unter dem die Sterblichen stehen: „Nicht vermögen / die Himmlischen alles. Nemlich es reichen / die Sterblichen eh' an den Abgrund."

Aber „nun . . .", greift dieses Wort zurück auf die Erfüllung der vorangehenden Strophe? „Nun . . .", da „die goldne Frucht" geborgen und als „die Gestalt der Himmlischen" erkannt worden ist – „Nun kennest, nun lässet du diss", v. 154, das Unzeitige, (Mutter Natur). Der trächtige Grund bewahrt es inskünftig, – das heißt innerhalb dieses Äons. „Denn

[1] 'Der Rhein', v. 180–183.
[2] 'Die Titanen', v. 73 'Mnemosyne', erste Fassung v. 13–15.

gerne fühllos ruht, / bis daß es reift, furchtsamgeschäfftiges drunten", v. 155, 156. Es „reift" zu neu aufbrechender Entgegensetzung, zu möglichem neuen Ausgleich. Noch einmal ist in das Wort „furchtsamgeschäfftiges" die ganze Dialektik eingefangen: Das was als unausgegoren Über-Künftiges in der „Furcht" des geltenden Göttertages noch „fühllos ruht", bewirkt, des ungeachtet, „drunten" „geschäfftig" seine Reife.

DAS LEITBILD IN HÖLDERLINS FRIEDENSFEIER

VON

LOTHAR KEMPTER

Hölderlins 'Friedensfeier' unterscheidet sich von den andern Hymnen durch eine besondere Tönung. Sie kennt keine starken Farben, keine scharfen Umrisse. In der Andeutung, in der Vieldeutigkeit verharrend, läßt sie sich an einem zarten Durchschimmern genügen. Während sonst die vaterländischen Gesänge einen mythischen Katalog von Länder-, Fluß- und Bergnamen, von Göttern und Helden ausbreiten, bietet die 'Friedensfeier' einen einzigen Eigennamen in der Form eines Beiwortes: „unter syrischer Palme." Die Nennung wird gemieden, obwohl der Anlaß des Gedichtes, der Friede von Lunéville, sie nahegelegt hätte. „Dem Sehnenden war der Wink genug", sagt Hölderlin von Rousseau, und es scheint, daß der Dichter in der 'Friedensfeier' nicht Gestalten beschwören, sondern lediglich Winke geben wollte.

So ist es hier auch nicht beabsichtigt, das literarische Unterhaltungsspiel „Wer ist der Fürst des Festes?" um eine Variation zu erweitern. Es handelt sich nur darum, Durchblicke zu öffnen. Das Fest gestattet die Sicht sowohl auf das Symposion als auch auf das Abendmahl. Der „seeliggewohnte Saal" mag die Laube eines schwäbischen Gasthofes – „in stiller Laube glänzt das gesellige Mahl den Freunden", heißt es in der 'Abendphantasie' – und zugleich den Raum der heimatlichen Landschaft bedeuten. Der Fürst des Fests ist um so faßbarer, je mehr wir ihn im Allgemeinen halten, als Frieden, der dem engen politischen Ereignis entstiegen ist[1], oder als „Bereitschaft der Menschen zu neuer schöpferischer Gottesbegegnung"[2]. In solchem Sinne sei auf ein Bild gewiesen, das den Fürsten des Fests begleitet, ja das ganze Gedicht durchleuchtet. Gleich dem Lauf des Stromes und dem Bau der Berge gehört auch die Bahn der Sonne zu den Leitbildern der Dichtung Hölderlins. „Es lehret Gestirn dich, das vor Augen dir ist", verkündet die 'Friedensfeier'.

Im Kommen und Gehen des Sonnenjünglings gewinnt das Erlebnis der Götternähe und Götterferne mehrfach Gestalt, und zwar in merklicher Veränderung der Tonart. In den Oden 'Dem Sonnengott' und 'Sonnenuntergang' herrscht die Trauer. Der Dichter sinnt dem Entschwindenden, Entschwundenen nach:

[1] Paul Böckmann in seinem Festvortrag über Hölderlins 'Friedensfeier'.

[2] Friedrich Beißner zur 'Friedensfeier': Bibliotheca Bodmeriana IV, 1954, S. 42; Sinn und Form, Jg. 7, 1955, S. 647.

Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

In dem Gedicht 'Geh unter, schöne Sonne ...' erscheint die Trauer durch die Liebe gestillt:

Mir gehst du freundlich unter und auf, o Licht!
Und wohl erkennt mein Auge dich, herrliches!
Denn göttlich stille ehren lernt' ich
Da Diotima den Sinn mir heilte.

Zum Zeichen des Friedens wird der Sonnenuntergang im 'Empedokles auf dem Ätna'. An bedeutsamer Stelle tröstet der Scheidende die Schwester, die vielfältigen Zwist fürchtet, mit den Worten:

Friedlich soll dieser Abend seyn, kühle Lüfte wehn, die Liebesboten, und freundlich von den Himmelshöhn herabgestiegen, singt der Sonnenjüngling dort sein Abendlied auf seiner Leier und goldner Töne voll ...[1]

Die 'Friedensfeier' endlich zeigt den Dichter am Abend der Zeit in frommer, froher Erwartung des allversammelnden Festtages.

So unverkennbar sich innerhalb der Verwendung des Leitbildes ein Wechsel der Tonart vollzieht, so überraschend klingt der Anruf des Fürsten des Fests in der Hymne mit dem des Sonnengottes in der Ode in Einzelheiten des Ausdrucks zusammen. Sie werden helfen, die beiden Gestalten miteinander verbunden zu sehen.

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne ...

lauten die Anfangszeilen der Ode, die dem entschwundenen Götterjüngling gelten.

Und dämmernden Auges denk' ich schon,
Vom ernsten Tagwerk lächelnd,
Ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests ...

so grüßt der Dichter in der Hymne die erwartete göttliche oder gottähnliche Erscheinung. Das „dämmernde Auge" begegnet auch in der Verserzählung 'Emilie vor ihrem Brauttag', und wiederum in Beziehung zur Sonne:

... nun dämmert' es
Im Auge nicht, wie sonst im sehnenden,
Nun grüßt' ich helle dich, du stolzes Licht!

[1] Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel 3, 139.

Für die Zwischenzeile „vom ernsten Tagwerk lächelnd" gilt dieselbe Beziehung: lächelnd ruht in der Rheinhymne der Tag und neigt sich, der Bildner, zu seiner Schülerin, der Erde.

Die Ode 'Dem Sonnengott' bietet indes eine noch weit überraschendere Gleichung:

> . . . denn eben ists,
> Daß ich gesehn, wie, müde seiner
> Fahrt, der entzükende Götterjüngling
> Die jungen Loken badet' im Goldgewölk' . . .

Damit erhellt sich eine vielumstrittene Stelle in der 'Friedensfeier':

> Doch wenn du schon dein Ausland gern verläugnest,
> Und als vom langen Heldenzuge müd,
> Dein Auge senkst, vergessen, leichtbeschattet,
> Und Freundesgestalt annimmst, du Allbekannter, doch
> Beugt fast die Knie das Hohe.

„Als vom langen Heldenzuge müd", schreibt der Dichter! Das „als", in den Deutungsversuchen zu Unrecht meist übersehen, rückt den „langen Heldenzug" ins Metaphorische, in jenen Bereich der Winke, der dem ganzen Gedicht so eigentümlich ist. Der „Heldenzug" enträtselt sich als die Fahrt des Sonnenjünglings, und zugleich enthüllt sich der Sinn des „Auslandes". Ausland nannte man das außerhalb der gemeinen Mark liegende Land[1]. In dieser althergebrachten, nicht in der uns geläufigen, damals erst sich bildenden Bedeutung nimmt Hölderlin das Wort auf, um damit das Außerirdische, Himmlische zu bezeichnen. Wir erinnern an die Worte des Empedokles: „Freundlich von den Himmelshöhn herabgestiegen, singt der Sonnenjüngling dort sein Abendlied", wir erinnern an den Namen „Hyperion", den Sohn der Höhe, an den Begriff der „exzentrischen Bahn"[2]. Wir erinnern aber auch an die Bitte des Dichters in der Ode 'Des Morgens':

> Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
> Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
> Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
> Auge, du Freudiger! zu, so lang du
>
> In deiner Schöne jugendlich blikst und noch
> Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist . . .

[1] Schweizerisches Idiotikon 3, 1300.

[2] Wolfgang Schadewaldt, Das Bild der exzentrischen Bahn bei Hölderlin. Hölderlin-Jahrbuch 1952, S. 1 ff.

Aus solchem „Ausland", vom „Gipfel des Himmels", steigt der Tagesgott zur Erde nieder, das Auge senkend, sein Tagewerk vergessen habend[1], leichtbeschattet, Freundesgestalt annehmend, so daß die Irdischen ihn ungeblendet schauen und begrüßen dürfen. Als „Allbekannter" wird er begrüßt, und in der Tat, was wäre allbekannter als das Sonnenlicht!

In der liebenden Begegnung des Himmlischen und Irdischen findet das Leitbild seine erste Erfüllung; doch wirkt es, wenn auch verborgener, in den folgenden Strophen weiter. „Flut" und „Flamme", die in den Gedichten gern gepaart[2] erscheinen, deuten auf das Kriegsgewitter, das den Tag verdunkelt hat[3]. Hernach wird er um so strahlender leuchten. Solches Ereignis jedoch ist nicht „von heute". Wie die Sonne immer wieder von Morgen nach Abend, von Osten nach Westen ihre Bahn durchläuft, so vollzieht sich die Begegnung des Himmlischen mit dem Irdischen im Frieden stets aufs neue.

„Und manchen möcht' ich laden" – so beginnt die zweite Strophendreiheit. Daß es der Dichter ist, der zu dem festlichen Mahle laden darf, könnte gleichfalls mit dem Sonnengott in Verbindung gebracht werden, wenn wir nicht fürchteten, damit die Deutung zu überanstrengen. In der Ode 'Dichtermuth' wird er von den Sängern des Volks „unser Ahne" genannt. Der Gesang, sterblichen Lippen sich friedenatmend entwindend, erfreut wie das edle Licht das Herz der Menschen; mehr noch: er führt, nach der letzten Fassung des Gedichtes, Menschen und Götter der „Einkehr" zu.

Vor allen andern gilt die Einladung jener Gestalt, in der sich der Frieden einst verwirklicht hatte: Christus. Seine Rast in Samarien am Brunnen Jakobs, wie sie das vierte Kapitel des Johannesevangeliums schildert, bot dem Dichter Gelegenheit, Anklänge zwischen der ersten und der zweiten Strophendreiheit hinüber und herüber gehen zu lassen. An Stelle der gastlichen Tische voller Früchte und Kelche nennt er den Brunnen

[1] Zu dem deponentischen Gebrauch der Wortform „vergessen" vgl. 'Der Abschied', Vers 30, und Friedrich Beißners Hinweise in der Großen Stuttgarter Ausgabe 2, 436.

[2] 'Friedensfeier', Vers 26: „einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet", und Vers 65 f.: „Es ward die Flamm' uns In die Hände gegeben, und Ufer und Meersfluth"; 'Der Mutter Erde', Vers 15 ff.: „wenn er schon der Zeichen genug Und Fluthen in seiner Macht und Wetterflammen Wie Gedanken hat der heilige Vater"; 'Am Quell der Donau', Vers 47 f.: „Und die Fluth und den Fels und Feuersgewalt auch Bezwinget mit Kunst der Mensch."

[3] Flut und Flamme deuten gewiß nicht auf Mittelmeer und Ägypten im Feldzug Napoleons, wie aus der Annahme gefolgert worden ist, der „Allbekannte" müsse wie der gleichnamige Entwurf auf Buonaparte hinweisen – als ob ein Dichter bei der Wortwahl ein für allemal auf einen bestimmten Gehalt verpflichtet sei!

und das Kornfeld. Dort und da ist es Abend.[1] Gleich dem Fürsten des Fests ist Jesus „als vom langen Heldenzuge müd": „Jesus nun, von der Reise müde geworden (κεκοπιακὼς ἐκ τῆς ὁδοιπορίας), setzte sich so an den Brunnen" (Joh. 4, 6). Und indem er bei den von den Juden gemiedenen Samaritern verweilt, nimmt er auch Freundesgestalt an, sein Ausland gern verleugnend.

Die Gleichungen sind damit nicht erschöpft. Das Leitbild des Gedichtes steht hinter der Gestalt Christi wie hinter dem Fürsten des Fests. Auch Christus erscheint im Bild des vorüberwandelnden Lichtträgers:

> Und die lieben Freunde, das treue Gewölk,
> Umschatteten dich auch, damit der heiligkühne
> Durch Wildniss mild dein Stral zu Menschen kam, o Jüngling!

Die Sonnenhaftigkeit Christi bezeugt noch unmittelbarer der Schluß des ersten Versentwurfes:

> Mir gleich dem Sonnenlichte! göttlicher sei
> Am Abend deiner Tage gegrüßet.

In der Hymne 'Patmos' erlischt beim Scheiden Christi „der Sonne Tag", und von Christus selbst sagt sie, es werde „genennet, der Sonne gleich von Starken der frohlokende Sohn des Höchsten". Die zweite Fassung des 'Einzigen' bietet das Bild in gedrängtester Kraft: „Die Sonne Christi." Ein tödlich Verhängnis umschattete die Sonne.

Tagewerk und Feierabend, Gespräch und Gesang erfüllen die nächste Trias des zwölfstrophigen Gedichtes.

> Und das Zeitbild, das der große Geist entfaltet,
> Ein Zeichen liegts vor uns, daß zwischen ihm und andern
> Ein Bündniss zwischen ihm und andern Mächten ist.

Der Beginn der letzten Strophendreiheit schenkt im abendlichen Licht das Bild des Friedens. „Vergeben ist alles", ließ Hölderlin seinen Empedokles sagen, „friedlich soll dieser Abend seyn, kühle Lüfte wehn, die Liebesboten . . ." In der Hymne sind es „leichtathmende Lüfte", welche

[1] Die „sechste Stunde", die das Johannesevangelium 4, 6 erwähnt, deutet zwar auf die Mittagszeit; doch zeigen Hölderlins Verse unzweifelhaft Attribute des Abends:

> „Das Kornfeld rauschte rings, still athmete die Kühlung
> Vom Schatten des geweiheten Gebirges."

Nicht an den Waldesschatten, sondern an den Bergschatten ist zu denken, im Sinne der Schlußzeile der ersten Ekloge von Vergil:

> „maioresque cadunt altis de montibus umbrae."

die Ankunft der Unsterblichen verkünden. Das Kriegswetter verdröhnt, und es folgt die Epiphanie der Gottheit. Sie ereignet sich nicht als ein Wunder vor den Ersten der Welt, sondern in ergreifender Schlichtheit vor dem einfachsten und innigsten Verhältnis des Lebens, vor Mutter und Kind:

> Und vor der Thüre des Hausses
> Sizt Mutter und Kind,
> Und schauet den Frieden.

Dieser Frieden ist kein Wunsch mehr, kein abgezogener Begriff, kein politisches Instrument. Mutter und Kind hören nicht bloß von ihm, sie schauen ihn! Er offenbart sich im reinen, stillen Abendlicht:

> Und wenige scheinen zu sterben
> Es hält ein Ahnen die Seele,
> Vom goldnen Lichte gesendet,
> Hält ein Versprechen die Ältesten auf.

Noch sei ein Letztes der Überlegung anheimgegeben. Hölderlins Vorbemerkung zur 'Friedensfeier' macht es unzweifelhaft, daß er an eine Folge „von dergleichen Blättern" gedacht hat. Vielleicht dürfen im Zusammenhang damit Verse aus der abschließenden Strophe von 'Patmos' betrachtet werden:

> Wir haben gedienet der Mutter Erd'
> Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient . . .

Statt dem „Sonnenlichte" bietet eine andere Handschrift „Tagesgotte". Die Bemerkung „jüngst" schließt zeitlich entlegenere Dichtungen wie die Oden an den Sonnenjüngling aus. Einen der vaterländischen Gesänge hat Hölderlin 'Der Mutter Erde' geweiht. Worauf zielen aber die Worte vom Sonnenlichte oder Tagesgotte? Sollte es zu verwegen sein, an die 'Friedensfeier' zu denken?

DIE ENTSTEHUNG VON HÖLDERLINS FRIEDENSFEIER[1]

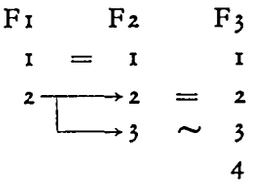
VON

WALTER BRÖCKER

1. Die drei Fassungen der Hymne

Die Entdeckung von Hölderlins Hymne 'Friedensfeier' im Jahre 1954 macht es möglich und notwendig, die Entwürfe zu dieser Hymne, vordem nach ihrem Anfang 'Versöhnender, der du nimmergeglaubt' benannt, neu zu ordnen und zu deuten. Es ist jetzt leicht zu sehen, daß nicht, wie es S darstellt, drei, sondern nur zwei Fassungen vorliegen, daß der sog. Prosa-Entwurf in Wahrheit das Ende der zweiten Fassung ist, daß beide Fassungen schon triadisch gegliedert sind, die erste in zwei, die zweite in drei Triaden, daß beide zwar noch nicht ganz durchgeformt, aber inhaltlich lückenlos sind, und daß in Hölderlins Manuskripten alles in der richtigen Reihenfolge steht. Die erste Fassung steht auf Homburg J 11/12, die zweite auf 9/10, wo sie 9v beginnt, während 9r einen Übergang von der ersten zur zweiten Fassung enthält[2].

Wir bezeichnen die beiden Fassungen von 'Versöhnender' mit F1 und F2, 'Friedensfeier' mit F3 und stellen das Verhältnis der Triaden der drei Fassungen in folgendem Schema dar:



D. h. die erste Triade von F1 ist gleich der ersten Triade von F2. Die zweite Triade von F1 spaltet sich in die zweite und dritte Triade von F2. Die zweite Triade von F2 ist fast gleich der zweiten Triade von F3. Die dritte Triade von F2 ist der dritten Triade von F3 ähnlich. Die erste und vierte Triade von F3 sind neu.

F1 und F2 werden aber durch die neu gefundene ganz durchgeformte F3 keineswegs überflüssig, sondern enthalten im Gegenteil manches, was

[1] Es bedeuten: S Große Stuttgarter Ausgabe Bd. 2; F Friedensfeier, hg. v. Beißner; V. Vers; Z. Zeile.

[2] Eine kleine Einschränkung: Was auf 9 v unten an den Rand geschrieben ist, schließt an das Ende von 10r an.

durch die Sprache der Krankheit[1], die in die Endfassung eindringt, eher verdunkelt und verdorben als gesteigert worden ist.

2. Die erste Fassung

F1 wird in S im Wesentlichen richtig wiedergegeben. Es fehlt dort nur der Anfang der vierten Strophe, der zwar von Hölderlin nur skizziert worden ist, von dem aber S ohne jeden Grund behauptet, er sei von Hölderlin zunächst verworfen worden. Die fehlenden Zeilen werden im Apparat gebracht (S 701 V. 38 a–g), übrigens mit dem Lesefehler in 38c: „im goldnen bekan(n)t", statt richtig: „im goldnen Abend". Auch die Behauptung von S, Hölderlin habe irrigerweise die Strophennummer 6 statt 7 gesetzt, ist unbegründet. Freilich ist die fünfte Strophe zu lang ausgefallen, aber das gilt, wenn man nicht mit S willkürlich den Anfang streicht, auch von der vierten. Die übergroße Länge beider Strophen ist denn auch der Grund dafür, daß die zweite Triade von F1 in F2 in zwei Triaden zerlegt wird.

3. Übergang zur zweiten Fassung

Auf 9r versucht der Dichter zunächst eine Vollendung des lückenhaften Anfangs der vierten Strophe von F1. Vgl. S 701 Z. 31–702 Z. 12. Mit dieser Zeile ist der Anschluß an das Weitere der ersten Fassung hergestellt. Man möchte vermuten, daß zusammengehören soll: „es leuchtet im goldnen Abend das geweihete Gebirge"; denn erst als Hölderlin in F2 das Gebirge als „Dunkel" bezeichnet, setzt er, wo er von den Jüngern sagt, daß sie Christus „umschatteten", hinzu: „auch".

Sodann aber geht Hölderlin weiter zu einer Umarbeitung auch des in F1 schon Ausgearbeiteten. Vgl. S 702 Z. 13–704 Z. 11.

Ungefähr schließt nun an das Ende dessen, was auf 9r steht, inhaltlich das an, was als Umarbeitung zwischen den Zeilen von F1 steht (zwischen S 131 V. 53 und 132 V. 63): S 135 V. 66–77. Dieser inhaltliche Anschluß scheint aber zufällig zu sein. Der Stil dieser Partie läßt vermuten, daß sie später ist als das auf 9r Entworfene und sogar später als F2, ja vielleicht sogar später als F3.

4. Die zweite Fassung

Sie beginnt auf 9v und setzt sich auf 10r fort. Ihr Ende ist das, was auf 10v steht und von S als „verhältnismäßig früheste Niederschrift" bezeichnet wird (S 699). Die erste Triade, die offenbar unverändert bleiben soll, wird auf 9/10 nicht wiederholt.

[1] Vgl. W. Hof, Hölderlins Stil, 1954 S. 365 ff.

4. Strophe: S 134 V. 39–50
5. Strophe: S 134 V. 51–135 V. 62
6. Strophe: S 136 V. 19–137 V. 33

V. 25 ist statt des von Hölderlin gesetzten „du" mit F3 zu lesen: „doch" und nicht mit S: „denn". Entgegen S darf der Punkt am Ende V. 25 nicht gestrichen werden und muß Ende V. 27 statt des Punktes ein Komma gesetzt werden.

7. Strophe: S 137 V. 34–48

V. 43 ist als vorwegnehmender Entwurf des Folgenden zu streichen.

8. Strophe: S 137 V. 49–51 und 699 V. 1–9

Da das Ende der 7. und der Anfang der 8. Strophe, wie es scheint, erst nachdem schon auf 10v das Ende der 8. Strophe entworfen worden war, auf die unteren Ränder von 10r und 9v geschrieben worden sind (vgl. S 707 Z. 12), so ist die Strophenfuge 7/8 nicht zu erkennen. Sie wurde entsprechend F3 gesetzt.

9. Strophe: S 699 V. 10–20

Es ist bemerkenswert, daß der Übergang von der 8. zur 9. Strophe schon das Strophen-Enjambement hat, das sich an derselben Stelle auch in F3 findet, obwohl der Satz inhaltlich an dieser Stelle ein anderer ist. Die Form ist hier älter als der Inhalt.

S verteilt den Entwurf auf 9/10 auf zwei Fassungen. S stützt sich dabei auf ein Zeichen auf 10r, das (wie schon von Hellingrath) als eine 4 gedeutet wird. Es ist aber fraglich, ob dies Zeichen überhaupt eine Zahl ist, es wäre die einzige Strophenzahl auf 9/10. Die Figur weicht jedoch von der üblichen Ziffer Hölderlins insofern ab, als Hölderlins 4 sonst zwei senkrechte Druckstriche und einen waagerechten Haarstrich zeigt, die fragliche Figur jedoch einen senkrechten und einen waagerechten Druckstrich und einen Haarstrich von links nach oben. Vielleicht ist es ein Kreuz, verweisend auf eine Figur etwas weiter oben auf der Seite, die von S als gestrichenes Komma gedeutet wird, die aber ebenfalls ein Kreuz sein kann. Der Verweis wäre nicht ohne Sinn, dies nämlich wäre der Text:

Vom (Später gleichbedeutend: „Dem") Allebendigen † . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
† Ist einer ein Sohn[1]

[1] Die Vermutung, die vermeintliche 4 und das vermeintliche gestrichene Komma auf 10r könnten aufeinander verweisende Kreuze sein, äußerte zuerst (mündlich) Beda Allemann.

5. Der Grundgedanke der Entwürfe

Der Grundgedanke der Entwürfe ist einfach und durchsichtig. Das durchgehende Thema ist die Versöhnung.

1. Wie bei Homer oft ein Gott dem Helden in der Gestalt eines Freundes erscheint, so erscheint dem Dichter in der Gegenwart der Geist der Welt oder Herr der Zeit (S 706 Z. 21 f.) in der Freundesgestalt des Friedens, der die Menschen untereinander versöhnt.

2. Zur Feier dieses Friedens wird Christus geladen, weil auch er ein Versöhnender ist: Er hat in der Vergangenheit die Menschen mit Gott versöhnt, nämlich (das ist nun Hölderlins Deutung des Christentums:) versöhnt mit der von Gott geschickten Nacht der Götterferne, indem er sie tröstet mit der Gewißheit, daß alles gut ist.

3. Aber Christus selbst muß noch versöhnt werden, der Gott, der er ist, mit den Göttern Griechenlands. Diese Zukunft steht bevor.

4. Diese dreifache Versöhnung der Menschen untereinander, der Menschen mit Gott und der Götter untereinander in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft wird gesungen von einem Sänger, der selbst ein Versöhnter ist. Er ist versöhnt mit den Leiden seiner Jugend unter der Orthodoxie, die er als wohltätige Schickung Gottes hat begreifen lernen.

6. Übergang zur dritten Fassung

Die erste Triade von F1 und F2, die von dem mit den Leiden seiner Jugend versöhnten Dichter spricht, wird in F3 gestrichen und durch eine neue erste Triade ersetzt. (Schon auf 11r und v waren die zweite Strophe und die ersten sechs Verse der dritten Strophe eingeklammert worden.)

Aber F3 tilgt in eins damit auch den Bezug auf den gegenwärtigen, inzwischen offenbar schon vergangenen politischen Friedensschluß, nicht ohne die Folge einer gewissen Verdunkelung des anfänglichen Grundgedankens. Die Verse 13–15 von F3 sprechen von einer visionär geschauten Zukunft, die den eschatologischen Frieden bringt, welcher der gesamten Weltgeschichte ein Ende setzt.

F3 ist vollständig durchgeformt. Dennoch enthält sie eine Reihe von Unstimmigkeiten und offenkundigen Verschlechterungen des Textes. Daß die Verse 22 ff. schwächer sind als die entsprechende Stelle der Entwürfe, hat schon Hof mit Recht angemerkt. Er hat auch darauf hingewiesen, daß V. 61 ff. durch Umarbeitung der entsprechenden Stelle F2 ein doppeltes „uns" in den Satz geraten ist[1]. Das V. 93 fehlende „wir" hat S mit Recht

[1] Wirkendes Wort 6. Jg. Heft 2, S. 82 ff.

ergänzt, ebenso mit Recht V. 95 „das" in „daß" verbessert. Aber auch das doppelte „zwischen ihm und andern" in V. 95 und 96 ist dann wohl nicht, wie Beißner meint, „das äußere Merkmal für die erhabene Emphasis" (F 34), sondern nur eine weitere Unstimmigkeit. (So schon Hof aaO.) Noch eine findet sich in V. 109. F2 hatte hier: „daß aber ihr geliebtestes auch ... nicht fehle ... darum sei gegenwärtig Jüngling!" F3 setzt statt dessen: „wo aber ... ihr Geliebtestes auch ... nicht fehlt; denn darum rief ich ... Dich ...". Die Ersetzung des Konjunktivs „fehle" durch den Indikativ „fehlt" raubt dem folgenden „darum" seinen Sinn. Das „darum rief ich Dich" weist zurück auf das „sei gegenwärtig" von F 1 und F 2, das sich aber in F 3 gar nicht mehr findet.

All das zusammen läßt sich kaum aus einer noch fehlenden Druckfertigkeit des Manuskripts erklären, zumal dieses eine für den Drucker hergestellte Reinschrift zu sein scheint, sondern muß doch wohl seinen Grund in der nachlassenden Spannkraft des Dichters haben. Man möchte daher vermuten, daß F3 doch wohl nicht viel älter ist als der Brief an Wilmans vom 8. Dezember 1803, mit dem Hölderlin die Hymne zum Druck anbietet[1].

[1] W. Hof vermutet wohl mit Recht, daß es noch eine Zwischenfassung zwischen F2 und F3 gibt oder gegeben hat (a. a. O. S. 84).

DISKUSSION ÜBER DIE 'FRIEDENSFEIER' BEI DER JAHRESVERSAMMLUNG DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT AM 9. JUNI 1956 IN TÜBINGEN

Die Bedeutung des großen Fundes und sein ungewöhnliches Echo, von dem die folgende Bibliographie einen Eindruck vermitteln mag, bewogen den Vorstand der Hölderlin-Gesellschaft, einen beträchtlichen Teil dieses Jahrbuchs weiteren Publikationen über das Gedicht einzuräumen und die diesjährige Tagung der Gesellschaft unter das Thema 'Friedensfeier' zu stellen. Professor Paul Böckmann-Heidelberg hielt am Vormittag den hier (S. 1 ff.) gedruckten Festvortrag, den Nachmittag füllte eine dreistündige öffentliche Diskussion unter der Leitung von Professor Walter Bröcker-Kiel (vgl. S. 105, 106, 108)[1].

Sie sollte zum Festvortrag Stellung nehmen und die bisher literarische Auseinandersetzung über die Hymne im lebendigen Gespräch vor einem interessierten Publikum fortsetzen. Erfreulich viele Forscher, die sich schon über das Gedicht geäußert hatten, waren erschienen, jede der Hauptdeutungen war durch mindestens einen Diskussionsredner vertreten. Daß dieses Gespräch die erstaunliche Divergenz der Auffassungen beseitigen und zu einer Übereinkunft über die „richtige" Deutung der 'Friedensfeier' führen würde, konnte niemand erwarten, der mit der methodischen Situation der Literaturwissenschaft und den Gesetzen wissenschaftlicher Meinungsbildung vertraut ist. Wenn daher bei manchen Teilnehmern und in der Tagespresse der Eindruck laut wurde, die Diskussion sei mißglückt, so muß man erwidern: was glücken konnte, ist zum guten Teil geglückt. Man hat die Interpreten kennengelernt und Kontakt aufgenommen. Die im bisweilen unschönen Streit um das Gedicht verfestigten Fronten haben sich gelockert. Die meisten Redner wiederholten nicht einfach ihre Standpunkte, sondern sagten, was sich ihnen aus der weiteren Diskussion und aus dem Festvortrag ergeben hatte. Dabei kamen auch ganz neue Gesichtspunkte zum Vorschein. Unverkennbar war die Bereitschaft, auf andere Positionen einzugehen und ohne Verzicht auf das direkte Textverständnis, worin freilich die Hauptgegensätze erhalten blieben, sich in der Frage nach der Grundbedeutung der Hymne zu nähern. Die geistige Weite des Festvortrags trug nicht wenig zu dieser Entspannung bei.

Mißlich blieb der Umstand, daß im überfüllten Pfleghofsaal ein Gespräch in rascher Rede und Gegenrede nicht möglich war. Eine daran anschließende Unterhaltung im kleinen Kreise konnte noch manche Frage klären, die in der Diskussion offengeblieben war. Der Bericht muß sich auf diese beschränken und kann selbstverständlich nur die Hauptpunkte wiedergeben.

Wie zu erwarten, bezogen sich die meisten Wortmeldungen auf die Person des „Fürsten des Fests". Da sich der Vortrag gegen die mehrfach vertretene Auffassung gewandt hatte, im „Fürsten des Fests" habe man Napoleon Buonaparte zu erkennen, gibt Herr Bröcker zuerst Beda Allemann-Zürich das Wort, der sie in einigen Publikationen verfochten hatte (vgl. S. 105, 106, 107).

[1]) Seitenverweise hinter den Namen der Diskussionsredner beziehen sich auf die folgende Bibliographie, worin ihre Veröffentlichungen zur 'Friedensfeier' aufgeführt sind.

Herr Allemann würdigt zunächst den Versuch des Festvortrags, in einer großen Zusammenschau der Hymne hervorzuheben, was alle Interpretationen verbinden muß. In der Tat gehe es nicht an, von einem Streit um die 'Friedensfeier' zu sprechen, wenn man nur in Einzelheiten differiere, in der Grundvoraussetzung, das Gedicht als Friedensgesang zu verstehen, aber einig sei. Wenn es allerdings Böckmann, wie schon Binder, auf die Gestalt des Friedens interpretiere, so ziehe er den nach seiner Meinung genaueren Begriff „Versöhnung" vor.

Gegen den Vorwurf, er vertrete eine Napoleon-These, macht Herr Allemann geltend, auch die Behauptung, Napoleon habe in diesem Gedicht nichts zu suchen, sei eine These. Diese stütze sich in erster Linie auf Hölderlins briefliche Äußerung vom 16. 11. 1799, Buonaparte sei „eine Art von Dictator" geworden. Er habe aber das Wort „Dictator" im altrömischen, nicht im modern-abschätzigen Sinne verstanden. Umgekehrt basiere die Interpretation auf Buonaparte keineswegs nur auf dem Wort „Allbekannter", V. 19, das im Titel eines früheren, Napoleon gewidmeten Gedichts vorkommt. Was Böckmann an der Napoleon-These vermisse, habe er gerade zu zeigen versucht: den inneren Zusammenhang zwischen Buonaparte und dem Erscheinen des Friedens. Der Heros – bei Hölderlin mit dem Dichter eng verbunden – sei auch ein Mittler zwischen den Menschen und den wiederkehrenden Göttern. Drei Gestalten der 'Friedensfeier', der „Fürst des Fests", der „Weise" und der „Gott" (Str. 2) – denn der „Gott", V. 23, sei nicht mit dem „Fürsten des Fests" identisch – kehrten im Bruchstück 16 (StA II, S. 318) wieder: „Gott . . . Könige . . . Weise". Der Dichter flehe hier Gott, der selbst nicht erscheinen könne, an, einen Helden oder die Weisheit zu senden. An Weisheit fehle es den Deutschen – „tatenarm und gedankenvoll" – nicht, wohl aber an einem Helden. Der müsse wie Buonaparte von außen kommen.

Die starke Umgestaltung der Entwürfe führt Herr Allemann auf das Problem zurück, dem Frieden eine sichtbar-gegenwärtige Gestalt zu geben. Er bestreite gar nicht, daß der „Fürst des Fests" zunächst der Friede sei, aber dieser Friede sei eben der konkrete Buonaparte von 1801. Auch in der Geburtstagsode an die Prinzessin Auguste sei der „Heroe" Napoleon. Die Schwierigkeiten der anderen Interpretationen müßten sich lösen, wenn sie sich zu dieser Auffassung bekennten.

Eduard Lachmann-Innsbruck (vgl. S. 106, 107, 108) würdigt ebenfalls die ihn weithin überzeugenden Ausführungen des Festvortrags und setzt sich mit warmen Worten für gegenseitige Verständigung und Verzicht auf offenkundige Irrtümer ein. So habe er selbst sich überzeugen lassen, daß das „zum" in „rief ich . . . dich zum Fürsten des Festes", V. 109 ff., nur im Sinne von „ad" zu verstehen sei, daß also der „Fürst des Fests" nicht Christus sein könne. Wer aber sonst?

In der 2. Strophe glaubt ihn der Dichter erst „dämmernden Auges" zu sehen. Der „Gott" der 7. Strophe, der „einmal . . . auch Tagewerk tun" mag, sei aber eindeutig Gottvater, und die 6. Strophe spreche gar die Trinität an. Der „Fürst des Fests" müsse also Gottvater sein, zumal der Herr und Schöpfer der Welt am „Abend der Zeit" nicht fehlen könne. Da er aber nie Mensch geworden sei, bedeute der folgende Wechsel zum Du, V. 16, die Wendung zu Christus, der als Mensch „Freundesgestalt" annehme. Ohnehin deute die innige, menschliche Ansprache auf den Mensch gewordenen Gott. Der „Heldenzug" weise auf den „peregrinus" (vgl. Homiliensammlung Gregors des Großen, Homilie 9, 2), das „Ausland" auf den Himmel: Christus verleugne seine Göttlichkeit, indem er einkehre.

Es komme darauf an, Hölderlins Christlichkeit zu sehen. Auch der gläubige Christ müsse – etwa im Sinne Guardinis – Hölderlins Rede von Gott so ernst nehmen,

wie er sie selbst genommen habe. Unter dieser Voraussetzung glaubt Herr Lachmann, seine Auffassung durchaus mit Böckmanns Interpretation vereinen zu können.

Heinrich Buhr-Pfrondorf bei Tübingen (vgl. S. 107) fragt nach der Bedeutung des biblischen Jesus und seines Friedens für die 'Friedensfeier'. Verfechter der Napoleon-These hätten das Gedicht als Christus-Hymne bezeichnet. Wenn aber Christus in einem Gedicht, dessen zentrale Gestalt Napoleon sei, nur eben noch auftauche, so könne von einer Christus-Hymne nicht mehr die Rede sein. Anders, wenn Christus selbst der „Fürst des Fests" sei. Hölderlin billige dann zwar nicht die geschichtlich gewordene Form des Christentums, aber Christus sei für ihn mehr als einer, der nur in eine neue Synthese aufgenommen werde.

Ehe keine Einigkeit erzielt sei, könne keine These mehr als Arbeitshypothese sein. Die Deutung des „Fürsten des Fests" auf den Frieden habe den Vorzug, die Doxa dieses Gottes zu erkennen – diese enthalte allerdings noch wesentlich christlichere Elemente als die bisher beschriebenen –, aber sie verwechsle den Gott mit seiner Doxa. Er, die konkrete Gestalt, gehe nicht in seiner Doxa auf. Umgekehrt biete die Buonaparte-These eine greifbare Gestalt, aber sie verkenne die Qualität dieses Friedens. Hingegen vereinige Christus, der seit zweitausend Jahren als der Gott des Friedens gepredigt wird, beides, die Doxa des Friedens und die reale Gestalt.

Gewisse Schwierigkeiten mache aber die Durchführung dieser Christus-Hypothese. Die zweite Strophe könne man allerdings nicht wohl gegen sie ins Feld führen, da gerade sie auf Phil. 2, 7 („Knechtsgestalt") deute. Auch die Anspielung auf die Trinität in der 6. Strophe sei kaum zu bestreiten. Aber die Einladung Christi in der 4. Strophe und die Erinnerung daran in der 9. bleibe ein Problem, wenn man Christus mit dem „Fürsten des Fests" identifizieren wolle. Solange jedoch diese Stellen nicht philologisch einwandfrei geklärt seien, halte er die Christus-Hypothese für die günstigste.

Der Diskussionsleiter macht theologische Bedenken gegen den Theologen geltend: Die 6. Strophe deute in den Worten „Sohn", „Vater", „Geist" nicht auf die Trinität, da der „Vater" mit dem „Geist" eindeutig identisch sei. Außerdem habe Böckmann gezeigt, daß Hölderlin das neutestamentliche „wer den Sohn sieht, der sieht den Vater" an dieser Stelle gerade umkehrt: am Vater erkennen wir den Sohn.

Friedrich Beißner-Tübingen (vgl. S. 105, 107, 108) möchte zu einigen Teilproblemen Stellung nehmen. Mit Allemann sei er darin einig, daß der Frieden das Hauptthema des Gedichts und der „Fürst des Fests" in erster Linie der Friedensbringer sei. Diesen habe er im Hinblick auf den Mythus der Ode 'An die Deutschen' als den „Genius unsers Volks" gedeutet. Indessen ziehe er jetzt die Formulierung vor: die gestaltgewordene Bereitschaft der Menschen zu neuer, schöpferischer Gottesbegegnung. Der Fürst sei mehr als der Vaterlandsgenius, aber auch mehr als der Friede. Dies gehe aus früheren Äußerungen Hölderlins über den „Frieden" hervor.

Das Wort „Allbekannter" sei bei Hölderlin kein Etikett für Napoleon. Nur einmal bezeichne er damit ihn, in anderen Fällen andere. Das Wort „Dictator" hingegen sei entschieden pejorativ zu verstehen. Auch andere, z. B. de La Motte-Fouqué, hätten Napoleons Entwicklung zum Diktator mißbilligt. Man dürfe auch nicht übersehen, daß Hölderlin ihn von da an nie mehr, auch nicht in den Briefen über den Frieden von Lunéville, erwähnt. Wenn er vollends in einem Brief (StA VI, S. 300) äußere, es sei gut, „daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden", so könne man an der tadelnden Bedeutung des „Dictators" nicht zweifeln. Gegen Allemanns Behauptung, der „Gott", V. 23, sei nicht der „Fürst des Fests" (vgl. S. 100), wendet

Herr Beißner ein, von diesem Fürsten werde ja ausdrücklich gesagt: „Sterbliches bist du nicht." Das könne man aber nicht auf Napoleon beziehen. Buhrs Hinweis auf Phil. 2, 7 (vgl. S. 101) nütze insofern wenig, als „Knechtsgestalt" nicht „Freundesgestalt" (V. 19) sei.

V. 40, „Und manchen möcht' ich laden, aber o du . . .", deute auf die Absicht, die griechischen Götter mit einzuladen. Mit dem Angeredeten könne zunächst ein anderer als Christus gemeint gewesen sein, wie aus den Lesarten hervorgehe. Herr Bröcker bezweifelt dies mit dem Hinweis auf das Wort: „Sei gegenwärtig, Jüngling", das schon den ersten Entwürfen angehöre, und Herr Lachmann ergänzt: Der „Jüngling" der Entwürfe, der 4. und der 9. Strophe müsse jeweils derselbe sein, eben Christus, worauf Herr Beißner erwidert, auch an anderen Stellen bezeichne dasselbe Wort verschiedene Personen (z. B. „Versöhnender" in den Entwürfen). Vielleicht habe man sich den „Fürsten des Fests" als eine Art „jüngeren Bruder Christi" zu denken.

Das Motiv des verleugneten Auslands deute auf Hölderlins Anschauung vom notwendigen „Ausflug" ins Fremde und der „Rückkehr" ins Eigene, dem Schicksal des Künstlers, das hier auf das ganze Volk übertragen sei. „Ausland" sei damals nicht nur ein politischer oder geographischer Begriff gewesen, wie auch aus einem Vers Schillers hervorgehe.

Der Diskussionsleiter bekräftigt den Einwand gegen Buhr: „Freundesgestalt" ist nicht „Knechtsgestalt". Das Erscheinen eines Gottes in Freundesgestalt entspreche vielmehr griechischer Theologie. Unverkennbar sei die Tendenz des Gedichts, Christliches griechischer und Griechisches christlicher zu machen. Darum identifiziere Hölderlin, wie schon gesagt, den „Geist" mit dem „Vater" und kehre die christliche Lehre von der Erkenntnis des Vaters durch den Sohn um.

Walter Hof-Königstein (vgl. S. 107) verteidigt Buhr: Phil. 2, 7 „nahm Knechtsgestalt an" heiße: verleugnete sein eigenes Wesen. Eben das liege aber auch in „Freundesgestalt annimmst". Er führt sodann eine Reihe unverkennbarer Anklänge an die Paulusbriefe auf: die Aufhebung der Herrschaft im Friedensreich, den Begriff der „anderen Klarheit", das von Morgen nach Abend fortschreitende Werk, das Verkündetsein des Friedensbringers, das Streiten, „was wohl das Beste" sei und das Sich-erfahren aller. Christus sei, wenn nicht der „Fürst des Fests", so doch die entscheidende Gestalt der Hymne.

Zur Napoleon-These: Allemann gehe zu wenig auf die Argumente ein, die man gegen sie vorgebracht habe. Es gebe deren viele, das schlechthin entscheidende sei keineswegs der deutbare „Dictator" (vgl. S. 100), sondern die Aussage des Verses 21 „Sterbliches bist du nicht". Man könne nicht, nur um eine konkrete Gestalt zu gewinnen, auf eine beliebige Person zurückgreifen, für die Hölderlin früher einmal begeistert war.

Hölderlins Umdeutung des Todes Christi hält Herr Hof für entscheidend. Er vereinige griechische und christliche Vorstellungen und komme so zu der Auffassung: nur durch die Vernichtung kann sich Göttliches in der Schönheit des Friedens schöner wiederherstellen.

Wolfgang Binder-Köln (vgl. S. 108) fragt zunächst nach der Ursache des Meinungsstreites. Er glaube nicht, daß man sich grundsätzlich einig sei (vgl. S. 100), führe vielmehr die Gegensätze in den Einzeldeutungen auf grundlegende Unterschiede in den Schweisen der Interpreten zurück. Zu einer verbindlichen Deutung gelange man aber nur, wenn man versuche, sich die Sehweise zu eigen zu machen,

in deren Horizont Hölderlin selbst das Gedicht konzipiert habe. Deren Erkenntnis sei, wie sich hier zeige, die Aufgabe der Hölderlin-Forschung überhaupt.

Daß der göttliche Fürst eines Festes, das „Friedensfeier" heißt, der Gott des Friedens sei, bedürfe keines Beweises. Die Beweislast liege vielmehr bei denen, die ihn anders deuteten. Z. T. stimmten sie sogar dieser Deutung bei, suchten aber dann doch nach der konkreten Gestalt, die sich in diesem Friedensgott verberge. Ehe man aber eine Person von außen bemühe, habe man zu fragen: 1. was bedeutet „Frieden" bei Hölderlin und worin besteht also das Wesen dieses Gottes? 2. kommt ein konkreter Friedensgott nicht auch sonst in seiner Mythologie vor?

Mit „Frieden" bezeichne Hölderlin nicht in erster Linie einen politischen Zustand, sondern eine Seinsweise, das unendliche oder ewige Sein nämlich, das jedoch im pantheistischen Sinne schon in der Zeit, als ein Zur-Ruhe-kommen der Zeitlichkeit, möglich sei. Im geschichtlichen Ereignis verwirkliche sich also die höchste Form des Seins, der historische werde zum „intellektuell-historischen, d. h. mythischen" Vorgang. Der Gott dieses so gedachten Friedens umgreife daher als einziger beides, den Frieden von Lunéville und den Endfrieden am „Abend der Zeit". Christus habe es nur mit diesem, Napoleon nur mit jenem zu tun. Ein konkreter Friedensgott schließlich sei aus mehreren anderen Dichtungen Hölderlins bekannt, wo ihm, wie in der Hymne, regelmäßig ein Zeitgott, der Repräsentant des endlich-zeitlichen Seins, gegenüberstehe. Eine Zeitlang trage der Friedensgott den mythologischen Namen Saturn, was nicht bedeute, der „Fürst des Fests" sei Saturn. – Führe man so Dinge und Personen auf ihre Seinsweisen zurück, dann erschließe sich der Horizont der Sehweise, in dem das Gedicht stehe.

Lothar Kempter-Winterthur erläutert den ganz eigenen Ton der 'Friedensfeier', gibt mit dem Hinweis auf verwandte Züge in der Symbolik des Sonnengottes neues Arbeitsmaterial zur Erklärung des „Fürsten des Fests" und nimmt zur Interpretation einiger Worte Stellung. Da sein Diskussionsbeitrag hier (S. 88 ff.) gedruckt ist, sehen wir von einem Bericht ab.

Ulrich Häussermann-München fordert strengere Orientierung am Phänomen und stellt die Fragen: Muß das entscheidende Thema schon im Titel stehen? Was beweist den Zusammenhang mit dem Frieden von Lunéville? Was widerlegt die Beziehung auf Christus in der 2. Strophe?

Die Erinnerung an die Einladung Christi zum „Fürsten des Fests" in der 9. Strophe sei zwar ein logisches Gegenargument gegen die Christus-These. Die Stelle, worauf sie sich beziehe, lasse sich jedoch auch anders verstehen, das „aber", V. 40, könne wie im Schwäbischen Ausdruck der Emotion sein. Dann würde hier nicht ein neuer Gott gerufen. Das „müd", V. 17, erinnere an Christi Gespräch mit der Samariterin. Damit erkläre sich auch das „Ausland": Christus kommt zu den Samaritern.

Das Schlußwort spricht Herr Böckmann. Jeder Diskussionsredner habe – das sei nicht anders möglich – im Horizont seines Hölderlin-Verständnisses interpretiert. Auch seine eigene Deutung hänge selbstverständlich mit Anschauungen seines vor zwanzig Jahren geschriebenen Hölderlin-Buches zusammen. Wenn ihm dort das Fragment 'Versöhnender . . .' darin besonders wichtig erschienen sei, daß es die Macht des Friedens als eine geistige Wirklichkeit sichtbar mache, so habe der Fund der 'Friedensfeier' diese Sicht bestätigt. Aus den sehr verschiedenartigen Ansätzen der Diskussionsredner habe aber auch er manches gelernt und sich vom Recht anderer Fragestellungen überzeugt. Gewiß entsprängen diese Fragestellungen verschiedenen Schweisen, die man auf Hölderlins eigentlichen Horizont zurückbeziehen müsse.

Aber man müsse sich auch umgekehrt überlegen, ob nicht Hölderlin selbst verschiedene Fragestellungen erlaube. Die 'Friedensfeier' gebe Gelegenheit, dieses Problem neu zu durchdenken.

Der Hauptfrage: wer ist der „Fürst des Fests"? müsse die andere vorhergehen: in welchem Sinne wird von einem „Fürsten des Fests" gesprochen? Im Sinne einer real-faktischen Identifikation, oder in der Form eines Nennens, wie es dem Erscheinen einer Macht angemessen ist, die sich nicht irdisch-historisch-real begrenzen läßt?

Darum scheue er sich, den „Fürsten des Fests" auf eine bestimmte Gestalt zu beziehen, statt ihn als eine mythische Formel zu verstehen, mit der eine Erscheinung der „Himmlischen", ein „Unsterblicher" genannt wird. Selbstverständlich sei der Friede das eigentliche Thema des Gedichts. Sofern sich im Frieden das irdische Dasein verkläre, bilde er die bewegende Wirklichkeit, der die 'Friedensfeier' gelte. Wie das Wort „Fürst des Fests" lasse sich aber auch das Wort „Friedensfeier" nicht voll auflösen. Die 'Friedensfeier' sei nicht ein Gedicht aus Anlaß des Friedens von Lunéville, sondern in der Wirklichkeit des Friedensschlusses erfahre Hölderlin den Frieden als eine geistige Macht, deren Erscheinen selbst schon die eigentliche Feier, das „Fest" ist.

Zu den einzelnen Positionen: Auch die Napoleon-These führe nicht einfach aus Hölderlins Umkreis hinaus, aber darum müsse nicht Napoleon in diesem Gedicht eine Rolle spielen. Gerade die Verse des Entwurfs, in denen die heroische Spannung zwischen Aufbruchsbereitschaft und sich bändigender Lebensführung zum Ausdruck komme, wanderten in die Rheinhymne ab; denn in der 'Friedensfeier' gehe es nicht um die Wirkung des Heroen, sondern um das Erscheinen des Gottes.

Der Friede begegne Hölderlin nicht als Begriff, sondern als Wirklichkeit, er bilde für ihn eine besondere Situation im religiösen Leben, wie er es verstehe, nämlich als ein Leben, das sich vor der Natur und von der Natur her rechtfertigen solle. Gegenüber gar zu christlichen Deutungen im traditionellen Sinne müsse man daher zurückhaltend sein. Da sich der Mensch bei Hölderlin allein von der Natur her verstehen könne, sei ihm auch die Christusgestalt nicht einfach das Selbstverständliche, sondern etwas neu zu Erfahrendes. Eine ähnliche Zurückhaltung empfehle sich gegenüber allzu vorschnellen Identifikationen mit der pantheistisch-idealistischen Geschichtssicht etwa Hegels: nicht die dialektische Selbstbewegung des Geistes sei für Hölderlin entscheidend, sondern ein geistiges Geschehen in der Natur, das die „Fühlbarkeit des Ganzen" durch „Trennung" ermöglicht. Die Hymne beziehe Vater, Sohn und Geist auf die Natur als „Mutter". So stelle sich von ihr aus noch einmal das Thema Zeit und Schicksal, wie auch das Thema des Christlichen in Hölderlins Dichtung.

Der Präsident schloß die leidenschaftlich geführte Diskussion mit dem Wunsch, dieses fruchtbare Gespräch nur als einen Anfang zu betrachten und die hier erarbeiteten Gedanken aus dem engen Kreis in die Weite dringen zu lassen.

W. Binder.

BIBLIOGRAPHIE ZUR FRIEDENSFEIER

Die im Hölderlin-Archiv zusammengestellte Bibliographie enthält die wichtigsten Publikationen zur 'Friedensfeier' vom Erscheinen des Erstdrucks im November 1954 bis zum 1. September 1956. Sie spiegelt die in der Geschichte der neuern Literaturwissenschaften außergewöhnliche Teilnahme weitester Kreise der Fachwelt und des gebildeten Publikums an einem neuaufgefundenen Gedicht.

Die Bibliographie hält die chronologische Folge der Veröffentlichungen ein. Besprechungen (R) sind unter dem besprochenen Titel gesammelt aufgeführt. Den Schluß bildet eine Auswahl aus den Berichten über die im Rahmen der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 9. Juni 1956 in Tübingen veranstaltete Diskussion.

Hölderlin. Friedensfeier. Hrsg. u. erl. von *Friedrich Beißner*. – Stuttgart: Kohlhammer 1954. 42 S. (Bibliotheca Bodmeriana. 4.)
Gleichzeitig: Hölderlin-Jahrbuch 1954, 1–7; s. a. die Bemerkungen zum Text ebda. S. 9.
R: *Pierre Grappin:* Les Langues Modernes. 49, 1955, 266–268. – *Walter Hof:* Wirkendes Wort. 6, 1955/56, 120–121. – *Eduard Lachmann:* Deutsche Literaturzeitung. 77, 1956, 27–29. – s. a. *Walter Bröcker:* Philosophische Rundschau. 3, 1955, 1–14 u. d. T.: Neue Hölderlin-Literatur.

Hoffmann, Wilhelm: Hölderlins Friedensgesang. Die wiederaufgefundene große Hymne. – Stuttgarter Zeitung. 13. November 1954.

Melchinger, Siegfried: Hölderlin und der Friedensfürst. Eine Hymne aus der großen Schaffenszeit wiederaufgefunden. – Die Neue Zeitung. Berliner Ausg. 21. November 1954.
Auch: Frankfurter Neue Presse. Frankfurt a. M., 27. November 1954 und ähnlich: Rheinische Post. Düsseldorf, 11. Dezember 1954 u. d. T.: Hölderlins Friedens-Hymne wiederaufgefunden.

Kerényi, Karl: Der Dichter und sein Heros. Zur Entdeckung von Hölderlins „Friedensfeier". – Die Tat. Zürich, 27. November 1954.
Auch in: *Kerényi:* Geistiger Weg Europas. – Zürich: Rhein-Verl. (1955). S. 100–106 u. d. T.: Zur Entdeckung von Hölderlins 'Friedensfeier'.
R: . . . The Times Literary Supplement. Jg 55. London, 6. April 1956 u. d. T.: A lost Poem of Hölderlin.

Müller, Ernst: Erläuterungen zur Hymne „Die Friedensfeier". – Tübinger Blätter. 41, 1954, 4–6.

Traverso, Leone: Sulla „Festa di pace" di Hölderlin. – L'Approdo. 3, 1954, Nr. 4, S. 23–26.
Mit Übersetzung der Hymne ins Italienische S. 26–30; Text der Hymne und Übersetzung auch in: Hölderlin. Inni e Frammenti. (A cura die *Leone Traverso.*)– (Firenze:) Vallecchi (1955). S. 72–83.

Allemann, Beda: „Friedensfeier." Zur Wiederentdeckung einer späten Hymne Hölderlins. – Neue Zürcher Zeitung. 24. Dezember 1954. Morgenausg. Bl. 3; Fernausg. Bl. 3.

Celebration of Peace by Friedrich Hölderlin. Transl. by *Michael Hamburger*. – German Life & Letters. N. S. 8, 1954–55, 88–102.
Mit Kommentar; Text der Hymne auch deutsch.

Müller, Ernst: „Friedensfeier." Hölderlins neuaufgefundene Hymne. – Rhein-Neckar-Zeitung. Heidelberg, 7. Januar 1955.

Rahn, Fritz: Der Streit um Hölderlins „Friedensfeier". – Stuttgarter Zeitung. 22. Januar 1955.

Bock, Emil: Ein wichtiger Hölderlin-Fund. – Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 54–56.
Auch in: *Bock:* Boten des Geistes. Schwäbische Geistesgeschichte und christliche Zukunft. (3. Aufl. ⟨7.–11. Taus.⟩) – Stuttgart: Verl. Urachhaus (1955). S. 118–121 u. d. T.: „Friedensfeier." Ein wichtiger Hölderlin-Fund.

Missenharter, Hermann: Hölderlins weltbürgerliches Bekenntnis. – Stuttgarter Nachrichten. 5. Februar 1955.

Lachmann, Eduard: Ein neuentdeckter Hölderlin. – Berichte und Informationen. Jg 10. Wien, 18. Februar 1955.

Angelloz, J[oseph]-F[rançois]: Un Hymne inconnu de Hoelderlin: „La fête de la paix". – Mercure de France. 323, 1955, 705–711.

Lachmann, Eduard: Christus oder Napoleon? Zu Hölderlins neuentdeckter Hymne „Die Friedensfeier". – Wort und Wahrheit. 10, 1955, 210–211.
Auch: Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 366–367 s. *Emil Bock,* Verlegenheit vor Christus?

Zak, Eduard: Hölderlins „Friedensfeier". – Neue Deutsche Literatur. 3, 1955, H. 3, S. 16–22.

Beiträge zum Gespräch über Hölderlins „Friedensfeier". – Neue Zürcher Zeitung. 13. März 1955. Sonntagausg.; 14. März 1955. Abendausg.; Fernausg. 12. und 22. März 1955.
Der Text; Der „Fürst des Fests": 1. Stellungnahme von *Ludwig v. Pigenot;* 2. Stellungnahme von *Eduard Lachmann;* Erwiderung von *Beda Allemann.*

Kantonsschule und Mädchenschule Winterthur. [Programmheft zur Aufführung von] Chor-Konzert. Friedrich Hölderlin. Friedensfeier. Chor-Rezitation. (Einf.: *C[arlos] E[hrensperger].*) – [Winterthur: Hug] 1955. 2 Bl. 4°.

Wasmuth, Ewald: Hölderlins Hymne „Der Frieden", oder von der Schuld der Väter. – In: Zeit und Stunde. Ludwig von Ficker zum 75. Geburtstag gewidmet. Hrsg. von Ignaz Zangerle. – Salzburg: Müller (1955). S. 8–32.

Heyer, Karl: Hölderlin und Napoleon. – Blätter für Anthroposophie und Mitteilungen aus der anthroposophischen Bewegung. 7, 1955, 148–149.

Bröcker, Walter: Die Auferstehung der mythischen Welt in der Dichtung Hölderlins. – Studium Generale. 8, 1955, 316–327.

Reich, Hanns: „Die Friedensfeier." Friedrich Hölderlins neuentdeckter Hymnus. – Die Österreichische Furche. Jg 11. Wien, 28. Mai 1955. Pfingstbeil.

Heselhaus, Clemens: Christus- oder Napoleon-Hymne? Zum Streitgespräch um Hölderlins „Friedensfeier". – Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 4. Juni 1955.

Hölderlin. Fête de Paix. ⟨Texte en français d'*Armand Robin.*⟩ – La nouvelle Nouvelle Revue Française. 3, 1955, 182–192.
Text der Hymne auch deutsch.

Pannwitz, Rudolf und *Charlotte:* Der stille Gott der Zeit. Über Hölderlins „Friedensfeier". – Merkur. 9, 1955, 766–785.

Lachmann, Eduard: Hölderlins Christus-Bild. – Stimmen der Zeit. 156, 1954/55, 332–343.

Lachmann, Eduard: Hölderlins Christus-Bild. – Ostschweiz. St. Gallen, 1. Oktober 1955. Abendausg.

Friedensfeier. Von Friedrich Hölderlin. (Sonderdr. f. d. Gäste d. Vortrages von *Friedrich Beißner* . . . im Plenarsaal d. Deutschen Akademie der Künste zu Berlin am 19. Oktober 1955 über das Thema: „Der Streit um Hölderlins Friedensfeier.") – (Berlin 1955: Graphische Werkstätten.) 3 Bl. [Umschlagt.]

Allemann, Beda: Hölderlins Friedensfeier. – Pfullingen: Neske (1955). 110 S.
R: *Walter Hof:* Wirkendes Wort. 6, 1955/56, 249–250. – . . .: The Times Literary Supplement. Jg 55. London, 6. April 1956 u. d. T.: A lost poem of Hölderlin.

Kerényi, Karl: Das Christusbild der „Friedensfeier". (Eröffnungsvortrag eines „Dichtertreffens am Bodensee", geh. in Überlingen am 19. Mai 1955.) – In: *Kerényi:* Geistiger Weg Europas. – Zürich: Rhein-Verl. (1955). S. 72–99.
R: . . .: The Times Literary Supplement. Jg 55. London, 6. April 1956 u. d. T.: A lost poem of Hölderlin.

Przywara, Erich: Um Hölderlin. – In: *Przywara:* In und gegen. Stellungnahmen zur Zeit. – Nürnberg: Glock & Lutz 1955. S. 132–141.

Beißner, Friedrich: Der Streit um Hölderlins Friedensfeier. (Vortrag, am 19. Oktober 1955 geh. in der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin.) – Sinn und Form. 7, 1955, 621–653.
Der Vortrag wurde auch in Halle a. d. S., Leipzig und Frankfurt a. M. gehalten.

Uscatescu, Jorge: Un „nuevo" Poema de Hölderlin. – Revista de Literatura. 8, 1955, 318-322.

Bock, Emil: Verlegenheit vor Christus. Die neuentdeckte Hölderlin-Hymne: „Die Friedensfeier". – Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 364–370.
S. 366–367 Abdr. des Aufsatzes von *Eduard Lachmann,* Christus oder Napoleon?

Buhr, Heinrich: Der Fürst des Fests. Anmerkungen zur Auslegung der Hölderlinschen Hymne Friedensfeier. – Zeitschrift für Theologie und Kirche. 52, 1955, 360–397.

Reuschle, Frieda Margarete: Zu Hölderlins „Friedensfeier". Bericht über die entstandene Diskussion. – Die Drei. 25, 1955, 261–267.

Takahara, Kohei: Sanka „Heiwa no shukusai" o meguru Ronso kara. – Doitsu Bungaku-kenkyu. Hokoku. 4, 1955, 32–41.
[Über den Streit um die Hymne „Friedensfeier".]

Rahn, Fritz: Noch einmal: Der Streit um Hölderlins „Friedensfeier". – Stuttgarter Zeitung. 30. Dezember 1955.

Friedrich Hölderlin. Friedensfeier. (Hrsg. von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste anläßlich des Vortrags von *Ludwig von Pigenot* über Hölderlins 'Friedensfeier' am 16. Januar 1956 im Prinz Carl-Palais zu München.) – (München 1956: Saupe.) 12 S.
Angeschlossen die Frühfassung 'Versöhnender der du nimmergeglaubt . . .' und der Prosaentwurf.

Hof, Walter: Zu Hölderlins „Friedensfeier". – Wirkendes Wort. 6, 1955/56, 82–92.

Lachmann, Eduard: Der Bote des Vaters. Hölderlin und das Christliche. Zum Streit um die Deutung der „Friedensfeier". – Christ und Welt. Jg 9. Stuttgart, 19. Januar 1956.
Dazu: *Romain, Alfred:* Um Hölderlins „Friedensfeier". – ebda. 19. Januar 1956; Erwiderung von *Eduard Lachmann:* ebda. 29. März 1956.

[Brandt, Hellmuth:] Hölderlins Friedensfeier. – [Völklingen-Saar 1956.] 7 Bl. 4° [Msch.schr. vervielf.].
Vortrag, geh. im März 1956 in Völklingen-Saar.

Pellegrini, Alessandro: Hölderlin. Storia della critica. – Firenze: Sansoni (1956). 456 S. Über Literatur zur „Friedensfeier" S. 319–320.

Euler, Walter: Zur philosophischen Interpretation dichterischer Texte. Bemerkungen zur Bemühung um das Wort Hölderlins. – Agorá. 2, 1956, Nr. 5, S. 15–36.

Bibliographie zur Friedensfeier von Friedrich Hölderlin. – Agorá. 2, 1956, Nr. 5, S. 37–38.

Binder, Wolfgang: Hölderlins 'Friedensfeier'. – In: Paul Kluckhohn zum siebzigsten Geburtstag. Eine Festgabe der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. – Stuttgart: Metzler 1956. S. 151–184. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg 30. 1956. H. 2/3.)
R: *Ernst Müller:* Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 8. Mai 1956; auch: Calwer Tagblatt. 11. Mai 1956.

Burger, Heinz Otto: Die Hölderlin-Forschung der Jahre 1940–1955. Dem einstigen Präsidenten der Friedrich-Hölderlin-Gesellschaft. – In: Paul Kluckhohn zum siebzigsten Geburtstag. Eine Festgabe der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. – Stuttgart: Metzler 1956. S. 185–222. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg 30. 1956. H. 2/3.)
Über Literatur zur „Friedensfeier" S. 211–215.

Haesler, Adrien: Zu Hölderlins „Friedensfeier". – Der Bund. Bern, 27. April 1956. Wöchentliche Literatur- und Kunstbeil. Der kleine Bund.

Rahn, Fritz: Prosa-Umschrift von Hölderlins Hymne „Friedensfeier". – [Schorndorf 1956.] 12 Bl. 4°

Bevilacqua, Giuseppe: La Celebrazione della Pace di Hölderlin. – Belfagor. 11, 1956, 337–344.

Friedensfeier von Friedrich Hölderlin. (Gedr. für die Teilnehmer an der Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 9. Juni 1956 in Tübingen.) – (München 1956: Akademie f. d. graphische Gewerbe.) 6 Bl.

Beißner, Friedrich: Wer ist der „Fürst des Festes"? Bemerkungen zu Hölderlins „Friedensfeier". – Stuttgarter Nachrichten. 2. Juni 1956.
R: *Walter Bröcker:* Stuttgarter Nachrichten. 7. Juni 1956 u. d. T.: Wer ist Hölderlins „Fürst des Festes"?

Brandt, Hellmuth: Wer ist der Fürst des Festes? Noch ein Beitrag zu Hölderlins „Friedensfeier". – Christ und Welt. Jg 9. Stuttgart, 7. Juni 1956.

Böckmann, Paul: Die Macht des Friedens. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 9. Juni 1956.

Die „Friedensfeier". – [Tübingen 1956.] 10 Bl. 4° [Msch. schr. autogr.]
[Anonymer Aufsatz.]

Lachmann, Eduard: Wer ist Hölderlins „Fürst des Festes"? – Wort und Wahrheit. 11, 1956, 540.

Fackiner, Kurt: Napoleon oder Christus? – Frankfurter Hefte. 11, 1956, 598.

Berichte über die Diskussion anläßlich der
Jahresversammlung 1956 der Hölderlin-Gesellschaft

B[aaken], G[erhard]: Noch einmal Diskussion über die „Friedensfeier". Bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen. – Stuttgarter Nachrichten. 11. Juni 1956.

Müller, Ernst: „Und streiten, was wohl das Beste sei." Zum Gespräch um Hölderlins „Friedensfeier". – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 11. Juni 1956.

Quenzer, W[ilhelm]: Der Friede als Fürst des Fests. Paul Böckmann vor der Hölderlin-Gesellschaft. – Stuttgarter Zeitung. 11. Juni 1956.

Dierks, Margarete: Diskussion um den Fürsten der „Friedensfeier". Die Hölderlin-Gesellschaft tagte in Tübingen. – Darmstädter Tagblatt. 13. Juni 1956.

Jancke, Oskar: Sie wollten nicht aufhören zu streiten. Das Hölderlin-Konzil in Tübingen und des Dichters „Friedensfeier". – Die Zeit. Jg 11. Hamburg, 14. Juni 1956.

Steiger, Robert: Hölderlins vieldeutige „Friedensfeier". Tübinger Tagung der Hölderlin-Gesellschaft. – Badische Neueste Nachrichten. Karlsruhe, 16. Juni 1956.
Auch: Ludwigsburger Kreis-Zeitung. 22. Juni 1956.

Schelzig, Alfred: „Der Fürst des Festes." Die Hölderlin-Gesellschaft im Zeichen der „Friedensfeier". – Badische Zeitung. Freiburg, 17. Juni 1956.

Leonhardt, Günther: Wer ist der „Fürst des Festes"? Gelehrtenstreit um Hölderlins „Friedensfeier". – Hanauer Anzeiger. 19. Juni 1956.
Ders. Text u. d. Autorennamen *Günther Bernhardt:* Spandauer Volksblatt. Berlin, 24. Juni 1956.

St[eiger], R[obert]: Diskussion um den „Fürst des Festes". Die Hölderlingesellschaft tagte in Tübingen. – Badisches Tagblatt. Baden-Baden, 19. Juni 1956.

Buddeberg, Else: Streitgespräch um Hölderlin. – Westfälische Zeitung. Bielefeld, 23. Juni 1956.

Buddeberg, Else: Het brandpunt van Hölderlins denken. Christus of het pandemonium. – Nieuwe Rotterdamse Courant. 23. Juni 1956.

Reuter, Hans-Heinrich: Wer ist der Fürst des Festes? Tagung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen. – Sonntag. Jg 11. Berlin, Ostsektor, 15. Juli 1956.

Brandt, Hellmuth: Streit um den „Friedensfürst". Fehlerquellen der philologischen Methode bei der Hölderlin-Diskussion. – Christ und Welt. Jg 9. Stuttgart, 19. Juli 1956.

Reuter, Hans-Heinrich: Tübinger Streitgespräch über Hölderlins „Friedensfeier". – Neue Deutsche Literatur. 4, 1956, H. 8, S. 149–151.

DIOTIMA UND IHR HAUS

BRIEFE VON SUSETTE UND JACOB FRIEDRICH GONTARD
DOKUMENTE ÜBER SIE UND IHRE FAMILIE
NEBST EINEM FRAGMENT DES 'HYPERION'

MITGETEILT UND BESPROCHEN
VON
ADOLF BECK

I. HÄLFTE

Vorbemerkung. Die beiden Hauptwege zum Fund der umfangreichen Nachlässe, aus denen im folgenden einiges Wichtigere dargeboten ist, sind in den Erläuterungen jeweils an der gehörigen Stelle kurz gezeichnet. Dort sind auch die Persönlichkeiten vorgeführt, von denen sie stammen: Ludwig Zeerleder und Marie Freifrau Rüdt von Collenberg, geb. Rätzer. Vorangehen mag hier ein Wort über die Fundorte. Es ist weithin identisch mit einem schlicht-aufrichtigen des Dankes an die Besitzer. Wenn jenes Brauch, ist dieses dem Verfasser Bedürfnis weit mehr als Pflicht.

Der Herr Direktor der Burgerbibliothek Bern, die seit kurzem zu treuen Händen den Nachlaß Zeerleders aufbewahrt, Staatsarchivar Dr. von Fischer, hat im Frühjahr 1955 auf die erste Anfrage hin sofort selber die ersten Auszüge aus den Tagebüchern vorgenommen und übersandt, später Photokopien sämtlicher hier mitgeteilten Dokumente zur Verfügung gestellt, im Einvernehmen mit der Familie Zeerleder in Bern die Veröffentlichung in gemäßer Form gestattet und den Verfasser in Fragen der Geschichte Berns beraten. – Herr Dr. Hermann Hirzel in Zürich und andere Glieder der berühmten Familie haben sich auf Bitten des Verfassers bereitwillig der Suche nach den vielen Briefen angenommen, die Zeerleder von seinen Reisen an seinen Jugendfreund, den nachmaligen Zürcher Staatsrat Hans Jakob Hirzel, geschrieben haben muß. Die Suche ist bis jetzt vergeblich gewesen, der Dank für alle Sorgfalt davon unberührt. – Der Herr Direktor der Nationalbibliothek Zürich, Prof. Dr. Ludwig Forrer, hat auf eine Bitte hin von dem Nachlaß Johann Gottfried Ebels einen beträchtlichen Bestand, dem die mitzuteilenden Briefe Daniel Rätzers an Ebel entnommen sind, an die Hamburger Staatsbibliothek gesandt und die Anfertigung von Photokopien sowie die Auswertung genehmigt. – Der Chef des Bankhauses Bethmann in Frankfurt a. M., Moritz Freiherr von Bethmann, hat dem Verfasser im April 1956 die – noch nicht ganz abgeschlossene – Durchsicht des ungemein reichen Hausarchivs gestattet, in dem sich Kopien von Briefen Simon Moritz Bethmanns an seinen Freund Zeerleder und einige spätere Briefe von diesem an Bethmann fanden; der Herr Direktor des Goethe-Museums, Prof. Dr. Ernst Beutler, die – mit Ausnahme eines Stückes bis jetzt vergebliche – Suche nach Zeerleders Briefen an seinen Freund Fritz von Stein in dessen umfangreichem Nachlaß, wobei Herr Dr. Adler wertvolle Auskunft und Hilfe gab; Herr Bankier Heinrich de Bary in Frankfurt a. M., ein Nachkomme Diotimas, die Durchsicht und Verwertung seines Bestandes an unbekannten familiengeschichtlichen und Erbteilungsakten aus der Generation Jacob Friedrich und Susette Gontards.

Die Arbeit des Verfassers im Stadtarchiv Frankfurt a. M. wurde sehr gefördert durch Rat und Hilfe des Herrn Direktors, Dr. Dr. h. c. Hermann Meinert, und der Frau Archivrat Dr. Berger. Ihr verdankt er u. a. den Nachweis der abgebildeten Planskizze des Adlerflychtschen Hofes, dem Historischen Museum Frankfurt a. M. eine Photographie des dort befindlichen Gouache-Bildes von eben dieser, im Leben Susettens und Hölderlins denkwürdigen, längst in der Großstadt versunkenen Stätte und die Erlaubnis zu seiner Wiedergabe, die erste Nachricht aber von der Existenz des Bildes dem inzwischen verstorbenen Lokalforscher Hans Heimpel, und endlich eine sofortige Photokopie von Hölderlins Eintrag im Besucherbuch der Gemäldegalerie Kassel dem Herrn Direktor der Staatlichen Kunstsammlungen dort, Dr. Hans Vogel, der diesen Hort erlauchter Namen ausgegraben und in einem Vortrag gewürdigt hatte.

Viele Hilfe hat der Verfasser beim Erfragen, Transkribieren und Collationieren der Dokumente von seinen Schülern Paul Raabe und Heidi Cornelius erfahren.

Durch glücklichen Zufall auf Marie Rätzers Spur gebracht und von ihrem Lebenslaufe sowie von ihren Nachkommen unterrichtet, fragte der Verfasser im März 1956 bei ihrem ältesten Urenkel nach dem Verbleib ihres schriftlichen Nachlasses. Oberstleutnant a. D. Albrecht Freiherr Rüdt von Collenberg in Bödigheim (bei Buchen, am Odenwald) stellte sofort den gesamten, sehr reichen Nachlaß von ihr wie von ihrem Mann und dessen Brüdern und Schwestern zur Verfügung, übersandte dem Verfasser, der eben nicht von seiner Wirkungsstätte abkommen konnte, vorläufig alles für wichtig Geltende und gestattete ihm Ende April in Bödigheim selbst die Durchsicht des wohlgeordneten, unerschöpflichen – auch für den Historiker wohl sehr ergiebigen – Hausarchivs, die noch reiche Nachlese zeitigte, darunter das Fragment des 'Hyperion'. Es ist dem Verfasser ein besonderes Bedürfnis, im Augenblick der Darbietung dieser Ernte gegen den Freiherrn und seine Gemahlin sowie gegen ihre beiden Töchter, Frau Ursula Nottebohm und Freiin Brigitte, von der Empfindung eines verehrungsvollen und bleibenden Dankes zu zeugen. Er gilt in gleichem Maße der wahrhaft heiteren und herzlichen Gastfreundschaft, der Hilfe beim Suchen und der Mitfreude beim Finden wie dem sehr weit reichenden Verständnis und Vertrauen, das der Gelehrte mit seinem Anliegen dort gefunden hat.

I. TEIL: TEXTE

A. AUS DEM NACHLASS LUDWIG ZEERLEDERS

I. Aus den Reisetagebüchern Zeerleders

[1] ⟨Frankfurt, den 25. Juli 1793.⟩

Das erste und gröste Haus sind ohne Zweifel die Bethmann; aber ihre Gesellschafft ist bey weitem nicht die beste, meist *emigr*ierte Franzosen oder deütsche Glüksritter, welche um ihr Mittag und Abendessen der abgeschmakten Dame des Hauses *Cour* machen; – überall *Ostentation* und Eitelkeit, statt vernünftigen gebrauchs des Wohlstandes; in eben dieser art ist das Haus Heinrich Gontards und Metzlers; – Aber sehr verschieden die Lebensart der Familien der beyden jungen Gontard;
Daß *M^me^ Gontard Borckenstein* die erste Zierde derselben ausmacht, wirst Du, mein Hirzel, nach meinen Briefen leicht rathen können; – so wie sie hat mich noch keine Frau interressiert; ihr Bild wird auf immer mir das *Ideal* ihres Geschlechts bleiben, – Sanftmuth, Güte, richtiger Verstand, und die über ihre ganze Person verbreitete Grazie bezaubern, aber lassen sich nicht beschreiben. – In Gesellschafft besizt sie in hohem Grade jenen einfachen aber feinen Ton, der die Vereinigung eines gebildeten Geistes und eines ruhigen Herzens anzeigt; – in ihrem häüslichen Cirkel, mitten unter ihren Kindern, an ihrem Clavier ist sie vergnügter als in großen Gesellschaften, denen sie immer auszuweichen sucht; sie hat alsdenn etwas zutrauliches, freündschafftliches, in ihrem Wesen dem auch der gröste Mismuth nicht zu wiederstehen vermögen würde. –
Là j'aime Sa grace et là Sa majesté.
Ich würde vergebens diese Beschreibung fortsezen, Du würdest Dir doch kein Bild von ihr machen können; – meine Briefe werden sie durch Vergleichungen Dir zu schildern suchen, und wenn schon jede Vergleichung weit unter ihr zurükbleiben wird so ist es doch vielleicht die deütlichste Art Dir meine Empfindungen mitzutheilen . . . . . .
Lebe wohl, mein Freünd, ich kann über Frankfurt nichts mehr hinzusezen; ich werde verwöhnt hier, und es ist vielleicht gut, daß ich wegkomme; – Willst Du noch den Abschied von *M^me^ Gontard* wissen? – Vergessen sie uns nicht, sagte sie zu mir, und kommen sie einst unverändert wieder.

[2] Cassel den 29. *Jul.* ⟨1793.⟩

*M^me^* Gontard hat von mir verlangt, einem jungen Frauenzimmer von ihrer Bekantschafft einen Plaz in meinem Wagen zu geben; sie heißt

M^lle^ de Camarés und ist aus *Lausanne*; das gute Mädchen weinte beynah die ganze Zeit über, und hatte wirklich eine Art von Heimweh; ihr Schiksal verdient Mitleiden und über die Trennung von *M^me^* Gontard kann ich es ihr am wenigsten versagen.

[3] Frankfurt am Mayn, den 24. ⟨April 1794.⟩

Wir machten bequem an einem Tage 11. Meilen bis Frankfurt –
Als ich die Thürme dieser Statt sah öfnete sich mein Herz; ich stieg aus, um jeden Gipfel jedes Haus, jeden Baum zu grüßen, den ich an Ihrer Seite gesehen hatte. – Kaum eine halbe Stunde nach meiner Ankunft war ich schon bey Ihr; – Wie mir an der Hausthüre Ihre Kinder entgegen sprangen und mich unter lauter Freüde zu ihrer Mutter führten, wie diese aufstand mir entgegenzugehn, wie sie mir lächelnd die Hand reichte; – ach mein Freünd, wie Dir dieses beschreiben! wohl Dir wenn Du es fühlen ⟨kannst⟩, wenn ein Schatten der Freüde Dir erscheint, welche mich in diesem Augenblike durchströmte! – Jezt bin ich hier und sehe sie alle Tage eine Stunde, und jede Stunde hat, wie Donamar sagt, drey und zwanzig Schwestern, welche im lichten Tanze des Andenkens freündlich vorüber gleiten. – Wann ich weiter reise, wie ich die Vollkomne wieder werde verlaßen können, das weiß ich nicht, denke auch nicht daran; und wo könnte ich auch wieder finden was ich hier habe; in ihrer Nähe wohnen die reinsten Gefühle; Pflicht und Menschenliebe und Verlaügnung und Aufopferung alles lernt mann bey ihr; ich läütre mich in Ihrem Umgange; und wenn ich auch nicht weltklüger werde, so siehst Du doch einst Deinen Freünd gewiß als einen bessern Menschen wieder –
Lebe wohl, mein Hirzel, und sey glüklich.

[4] Auf dem Rheine zwischen Maynz und Bingen den 17. May 1794.

Der schönste Abend beleüchtet die reizenden Ufer des Rheines, unser Nachen gleitet leicht und sanft auf den Gewässern des prächtigen Flusses, und doch bin ich muthlos und freüdenleer; – jeder Ruderschlag, mein Hirzel, jede Welle des Rheines entfernt mich weiter von Frankfurt! Düster schwebt mir die lange Reihe von Wochen und Monaten vor dem Sinne, in denen ich sie nie sehn, in denen ich vielleicht gar nichts von ihr hören werde. Abwechslung und Zeit werden meinen Unmuth nicht lindern; – Der Ungewißheiten und der Wechsel sind so viele im Leben; wie leicht kann ich verhindert werden, meine Rükreise über Frankfurt zu nehmen!

Tausend noch quälendere Gedanken kreüzen sich in meinem Kopfe; keine von den Schönheiten der Natur die mich umgeben von den reizenden Landschaften die vor meinen Augen vorüberziehen, will haften in meinem Gemüthe; mühsam muß ich jezt Worte und Bilder zusammensuchen, um Dich nicht ganz unbekannt mit den Gegenständen zu lassen, die bey dieser Reise in gedrängter Menge auf einander folgen; – sonst flossen sie mir leicht in die Feder, und ich genoß doppelt mein Vergnügen indem ich es mit meinem Freünde theilte.

[5] ⟨Bern, den 28. April 1799.⟩

Beynahe so geht es mir, Freünd, da ich diese Erzählung nach vier Jahren fortzusezen versuche. Die Einbildungskrafft, das Blend-Licht der ersten Jugend, welche die Gegenstände umzogen, sind verschwunden; Ruhigere Überlegung hat mich von Meinungen und Phantasien zurükgebracht, die mich vormals beschäfftigten; was mir Kühnheit und Freyheit von Vorurtheilen schien, nenne ich jezt Vorwiz; – Was am lebhafftesten auf meinen Geist, und mein Herz wirkte, kömmt mir jezt als Träümerey und verschrobene Empfindsamkeit vor; – Manche Stelle meiner Erzählung habe ich mit Aerger wieder gelesen, und nur zu meiner eignen Strafe nicht ausgestrichen.

Doch noch ist es nicht Zeit, von kalter Überlegung zu sprechen, denn erst jezt kam die Zeit, wo ich sie am meisten auf die Seite sezte; ich meine meinen dritten Aufenthalt in Frankfurt; die Folge überspannter Briefe, die Du damals von mir erhieltest, wird Dich erinnern, daß ich vier ganzer Monate, wo mann mich zu Hause mit Verlangen erwartete, und meine Verwandten mit Recht auf meine Rükkehr drangen, ohne Angedenken von Pflicht, meiner excentrischen Neigung folgend, mich in Frankfurt verweilte.

Das Haus in dem ich lebte, die wenigen Menschen, mit denen ich umgieng, waren gewiß von der gebildesten und besten Art, – aber mein Verhältniß zu der Person, die meine Einbildungskrafft während zwey Jahren stets verschönert hatte, und die ich vollkomner als ich es selbst dachte, wiederfand, war unnatürlich, konnte nie mich glüklich machen, vielleicht das Glük meiner Freündin zerstören, –

Dir danke ich es daß dieser Taumel sich endigte; ohne Dich wäre ich vielleicht noch lange in dieser verschrobenen überspannten Lage geblieben.

Von meiner Lebensart in Frankfurt werden Dir meine langen und häüfigen Briefe wohl mehr als genug erzählt haben. Die einzigen Stunden, in denen ich mich damals wirklich beschäfftigte, waren von früh bis

10. Uhr; dann kam Moriz zu mir auf eine halbe Stunde, nach welcher ich bis um 2. in der Saalstraße verweilte; Wenn die Gesellschafft nicht zahlreich war, so speißte ich gewöhnlich zu Hause mit Moriz, und nach Tische ward gewöhnlich wieder der ganze Abend in der Saalstraße zugebracht.

Einer der Freünde Bethmanns, die mir am liebsten waren, war Graf Romanzow, ein Mann von außerordentlichen Kenntnißen, und vieler Gutmüthigkeit. Wäre ich guten Rathes empfänglich gewesen, so hätte der seinige mich gewiß geheilt; er hielt für Trägheit was Vorbeschäfftigung war, und weissagte mir offt, ich würde mir Vorwürfe machen über meine Unthätigkeit. Unthätige Tugend, sagte er mir offt, ist keine Tugend; Sie werden weder in einem politischen Fache noch in der Handlung eine glükliche Laufbahn machen; aber es giebt der andern Beschäfftigungen genug, die Welt steht ihnen offen, und Sie werden Zeit und Gelegenheit bereüen, wann sie vorbey sind.

Außer dem Grafen, und *Brévillier,* einem andern Freünde von *Bethman* hatte ich nur oberflächliche Bekantschaften, die ich bald ganz vernachlässigte, als ich in der Saalstraße einheimisch geworden war.

Deine Briefe waren mir willkommen, selbst als ich schon lange alle andern uneröffnet beyseite legte, und so geschah es denn, daß Du mich endlich zur ernsthafften Überlegung brachtest, wo das hinaus sollte, und was es für ein Ende nehmen könne; ich entschloß mich und wollte gleich wegreisen; Mann verlangte noch drey Tage, und am Morgen des vierten war ich schon, freylich schwarz und halbverzweifelt, auf der Berg-Straße; Eine Stunde gieng ich von Heidelberg ab, um das schöne Thal des Wolfsbrunnens zu sehen, und reiste dann in einem fort bis nach Bern; –

Überzeügt daß kein Vergnügen mir mehr lachen werde, stets Vergleichungen anstellend, die mir das Andenken unersezlicher Menschen erneüerten stritt ich lange wieder das was ich mir Pflicht zu seyn nicht läügnen konnte. – Aber im 22t. Jahre häüfen sich Zerstreüungen aller Art, – die Zeit verwischt da noch die lebhafftesten Eindrüke, – und der Mensch schmiegt sich noch an der Hand der Gewohnheit unter die Geseze der nothwendigen Verhältniße des Lebens. Ohne zu schwinden erbleichen die Bilder, die die verschönernde Phantasie des Jünglings zum Muster alles Guten und Schönen aufgestellt hatte; – Aber die spätesten Jahre, die einförmigste Bahn, die schaalsten Beschäftigungen sollen, ob Gott will, nie das Gefühl vertilgen, das diese Bilder belebte und erhielt. Mag es scheü und zurükgezogen nur selten sich äüßern, wo es nur warm fortlebt, wie unsre Freündschafft, die es knüpfte und für deren Fortdauer es bürget.

II. Aus Briefen Fritz von Steins an Zeerleder

[6] ⟨Aus London nach Frankfurt, 23. Dezember 1794.⟩

Schreib mir recht viel von der G. und von Deinem Verhältniß zu ihr. Ich habe manchmahl das ungedultigste Verlangen bey Dir zu seyn.

[7] ⟨Aus London nach Frankfurt, 11. Januar 1795.⟩

Ich hoffe daß Du bey Ankunft dieses Briefs noch in Frankfurth bist und Dich Deine Freunde so aufgenommen haben wie Du es wünschest. Ich wünsche recht sehr daß Dir Deine Freundin die Liebe vergelten möge die Du für sie hast, und ich bin gewiß daß Sie es thut (: denn Du darfst es erwarten:) wenn Du nicht durch eine Extravaganz sie nöthigst sich von Dir zu entfernen.

[8] ⟨Aus London nach Frankfurt, 27. Februar 1795.⟩

Es ist mir lieb daß Du wieder ganz hergestellt bist und Dich wieder auf den Weeg machen kannst nach Deiner Heimath, denn es scheint als ob Du doch nicht Dir ganz in Frankfurth gefielst. Dein Moderatismus in Rücksicht der G. freut mich recht sehr. Ich glaube daß Dein Aufenthalt in England hauptsächlich dazu beygetragen hat wo Du noch mehr schöne, einfache, und doch gebildete Frauen hast kennen lernen.

[9] ⟨Aus Weimar nach Bern, 14. Juni 1795.⟩

Es macht mir großen Spaß zu hören daß Du zu Frl. *W.* zurück kehrst und Deinen Aufenthalt in Frankfurth eine Episode nennst. Ein treuer Liebhaber bist Du also doch wenn Du auch nicht ein beständiger bist. Mich erfreut Deine ietzige Neigung mehr als Deine vorige und ich wünsche Dir recht aus dem Grund meines Herzens Glück dazu.

[10] ⟨Aus Breslau nach Bern, 27. Januar 1796.⟩

Von Fräulein Jacobi habe ich hier einige Freunde angetroffen, von ihr selbst höre ich nichts. Deine Frankfurther Freundin scheint eine beßre Corespondentin zu seyn als sie ist.

Fräulein Watteville möchte ich wohl kennen. Schick mir doch ein mahl eine Siluette von ihr. Auch von den anderen Personen die Dir lieb sind.

III. Aus Briefen Simon Moritz Bethmanns an Zeerleder

[11] *Francfort ce 14. Juin 1794.*

J'ai été exact à remplir ta Commission auprès de Mad Sussette Gontard, et elle m'a paru fort sensible à ton attention. Sais tu que l'amie de Raetzer se marie? Elle epousera un major prussien, un très honnet homme, à ce qu'on dit, et qui est asses fortuné pour lui faire esperer un sort heureux.

[12] *Francfort ce 7. 9br 1797.*

Nous avons possedé pendant un mois ici M. et Mad Borckenstein Rodde de Hambourg. C'est une jolie et aimable femme, qui m'a dit t'avoir connu à Hambourg auprès de feu Mad Engelbach. Les 4 semaines de son séjours se sont passés très agréablement pour moi, ayant promené tous les matin à cheval avec elle, et causé la soirée auprès de sa belle soeur, l'aimable Sussette et il n'a rien manqué à ma satisfaction, si non le regret de ne pas te voir Des nôtres.

B. AUS DEM NACHLASS DER FREIFRAU MARIE RÜDT VON COLLENBERG, GEB. RÄTZER

I. Susette Gontard an Marie Freifrau Rüdt von Collenberg

[13] Den 27ten August ⟨1797.⟩

Die frohe Nachricht, Liebe! Gute! *Marie,* ihrer glücklichen Ankunft, haben wir gestern Abend bekommen. *Sophie* und *Marianne* waren gerade bey uns, und freuten sich mit mir recht herzlich darüber. Ich war schon ihrer guten liebevollen Aufnahme, zum voraus versichert durch die vortheilhafte Meynung, welche ich durch alles was ich bisher von ihrer lieben Famillie erfahren habe, gefaßt hatte. Daß ich es weis, liebes, gutes Kind, daß sie jetzt sich glücklich fühlen, ist das einzige, was mich für ihren Verlust entschädigen kann, und daß ich es einsehe, daß gerade die Laage worinn sie sind, am besten für ihren Character paßt, um ihn am schönsten zu bewahren, und zu bilden, daß es ihnen jetzt leicht werden wird, wahre Zufriedenheit zu genießen. Wie freue ich mich schon auf alle die schönen Bilder ihres künftigen häußlichen Glückes auf die Gemälde, der stillen ländlichen Ruh, die sie jetzt umgiebt. und die wie ich glaube mann doch nur ganz (2) Genießt, wenn man wie sie, in so wenigen, engen Beziehungen, mit einigen, guten, gebildeten Menschen lebt, und alle Zerstreungen entfernt sind. Ich werde sie offt um ihre Stille beneyden. In ein paar Tagen ziehn wir in die Stadt. Die Fremden fangen schon an zu kommen, *Martin* wird Ende dieser Woche hier seyn. Der *Oncle* ist auch wieder gekommen. *Dollfus* ist nach *Paris* zurück, nach vielem Zureden, ohne seine Frau. die *Sophie* war gestern sehr traurig. Ich gehe fast alle Aben in Gesellschafft um nicht gar zu allein zu seyn weil ich glaube das es mir nicht taugt.
Die Kinder sind alle recht wohl. *Jette* hat heute bey'm Thee, noch um die gute *chere Amie* geweint. Ihre *Portraits* habe ich so eben auch bekommen, dem Herrn *Pex* seine Rechnung gleich bezahlt. Alle ihre Bekann-

ten lassen sich entpfehlen. Grüssen sie den Rüdt von uns, und seyn sie meiner daurenden Freundschafft versichert.

Suzette Gontard

[14] Frankfurth den 21ten *Januar* 1798

Sie glauben wohl liebe *Marie* ich habe sie ganz vergessen? – Schieben sie doch mein Stillschweigen nur auf nichts anderes als auf Nachlässigkeit im schreiben, meinem guten *Henry* mache ich es nicht besser, und sie wissen doch wie sehr ich ihn liebe. Meine Zeit vergehet mir bey meiner einförmigen Lebensart, immer so schnell das es mir schwer wird, eine müssige Virtelstunde ganz für mich zu gewinnen, die Kinder beschäfftigen mich auch mehr wie sonst, da ich mich besonders um ihre kleinen Handarbeiten zu bemühen habe, giebt es immer was zu kramen, Nadeln einzufädenen, Knoten aufzulösen, vor zu zeichnen, und so allerhand wobey die Zeit vergehet, auch brauchen sie mehr weil sie grösser werden. Ich arbeite am liebsten für sie, denn sie machen mir viel Freude und hängen sehr an mich. Ihre *Jette* und *Lene* werden alle Taage interessanter, sie treiben (2) Sich einander weiter, ohne daß sie selbst es merken, und vertragen sich doch, so viel es ihre Verschiedenheit zuläßt, recht gut, die Lene begreifft alles schneller ist aber dafür auch etwas stoltz, und eingenommen von sich, welches sie offt bis zur Hartnäckigkeit äussert. Die Jette faßt langsam, aber ich glaube besser weil sie nicht so schnell sich traut, ist dabey sehr offen und ehrlich und tadelt sich leicht, bey der Lene läufft man Gefahr ihr manches hingehen zu lassen, weil sie selbst ihre Unarten, mit ihrer natürlichen Gracie durchführt, alles kleidet ihr gut, ihre Bildung wird alle Tage schöner, ihr Gesicht fängt an Ausdruck zu bekommen ihre Haare färben sich braun das macht sie lebendiger aussehen, die Jette wird von Gesicht auch hübscher, aber sie hat keinen natürlichen Anstand und da ich nicht dafür bin ihnen etwas anzubilden was so leicht blosse Manier und Affectation wird (3) Setzt es mich zuweilen in Nachdenken, sie ist etwas mager und groß geworden, und das ändert die Bewegung wohl und dafür läßt sich wenig tuhn. von der Maly sage ich nichts, ich traue mir selbst nicht. Das war einmal viel von Kindern erzählt! – Doch wovon könnte ich sie besser unterhalten, als von dem was ihnen gewiß noch am Herzen liegt.

Aber nun Liebe muß ich sie bitten, mir doch einmal ausführlich von ihren Umständen zu schreiben, daß sie diesen Winter hier her kommen würden habe ich nie geglaubt, und die Hoffnung die sie mir dazu machten nur für eine kleine Brawur von ihnen gehalten, denn ich weis ohngefähr

wie einen zu Sinne ist, auch glaube ich nicht das sie wohl getahn hätten, und hätte ihnen nicht dazu rathen können. Zerstreungen sind in solchen Fällen offt mehr schädlich als nützlich. Gesunde Lufft, Bewegung, Beschäfftigung, innere Ruhe, sichern uns am besten die Gesundheit der Kinder auf die wir einen so nahen Einfluss haben. Wenn wir alles dieses genießen wäre (4) Es unvorsichtig nur im geringsten unsere Laage zu ändern. Sollte liebe *Marie,* eine innere Melancolie die sich leicht in solchen Umständen einschleicht, sie zur Mittheilung auffordern, verschließen sie sich nicht, gehen sie nicht an mir vorbey, glauben sie von mir daß ich sie theilnehmend anhöhren werde solche Mistöne zu schätzen weis, vielleicht auch durch mich selbst zu behandeln gelernt habe, und so gerne ihnen Erleichterung verschaffen mögte, glauben sie mir nur darinn daß es besser ist durch Mittheilung das Gemüth zu erleichtern als immer nur auf sich allein zu beruhen, und daß ich gerne alles aufbieten werde um ihnen behülflich zu seyn. Manches läßt sich doch besser durch schreiben als mündlich ausmachen, das wissen sie wohl, und seyn sie versichert daß ich ihre Ideen nirgends aussetzen werde, ein Brief gehöhrt nur für den, welchem er geschrieben ist.

Hier sende ich ihnen 2 Rechnungen eine davon ist bezahlt. Willhelmine, hat mir von dem vorgeschoßnen Geld noch 4 f 36 cr zurück gegeben, die *Shawls* kostet 9 f also habe ich nach abzug noch 4 f 24 cr zu gut, das ist unsere ganze Rechnung machen sie das ich bald mehr für sie zu tuhn bekomme.

Leben sie wohl gute *Marie* und schreiben mir bald

[15] Frankfurth den 11ten Märtz ⟨1798.⟩

Ihr lieber Brief, beste *Marie* und die allerliebste Tasse, haben mir viel Freude gemacht. Wie sehr erkenne ich jeden Beweis ihrer Anhänglichkeit an mich, und bin stolz, daß ein so gutes, rein fühlendes Herz mich liebt. Gewiss, erwiedere ich herzlich ihre Empfindungen, und fühle die lebhaftesten Wünsche für ihr wahres Glück und ihr Wohlseyn, Möchten sie doch recht glücklich alles unangenehme überstehen, was ihre liebsten Hoffnungen begleited, und ich bald die frohe Nachricht davon bekommen, Gerne möchte ich daß durch ein niedliches blondes Mädgen, die Zahl meiner kleinen *Suzetten* vermehrt würde, und ich erkenne mit Dankbarkeit daß Sie mich durch diese Wahl so auszeichnend ehren; sollte aber liebe *Marie,* nur ihr gutes Herz sie geleited haben weil sie wissen, daß sie mir dadurch viel Freude machen, und ihnen der Nahme *Elize* besser gefallen (2) Oder der, mir unbekannte, ihrer verehrungswürdigen Mutter, bitte ich sie sehr mir es nicht vorzuenthalten.

Es freut mich sehr daß sie, den kommenden Frühling so schön genießen, die schilderung von ihrer Gegend, hat mich sehr gereitzt, sie bald einmal zu sehen. – Sie werden mich dann überall herum führen, mir die schönsten Puncte der Aussicht zeigen. Das kleine Kind muß mit dabey seyn, weil es nicht so lange von seiner guten Mutter entfernt bleiben kann. Ihr lieber *Louis* wird es uns gerne nachtragen. Wir setzen uns dann zuweilen um zu ruhen unter einer Baumgruppe, das kleine Kind verlanget nach Nahrung, sie nehmen es sanft und zart, und ich geniesse ganz den rührendsten schönsten Anblick den ich kenne, unter dem Gewölbe des reinen Himmels! im Freyen! mitten in der schönen Natur! fühle mich gestärckt, und glücklich. – – Liebe *Marie* den Genuß muß ich mir bereiten! wenn ich nicht (3) Durch meinen Bruder diesen Sommer abgehalten werde, besuche ich sie gewiss. Ich binn versichert daß es sie mehr freut, wenn ich es lange vorher sage, als wenn ich sie überraschte, aber verrathen sie mich nicht und schreiben sie mir nichts darüber.

Die guten Kinder haben sich recht sehr über ihre Briefe gefreut und können sie auswendig, die *Maly* hat bitterlich geweint daß sie nicht auch schreiben kann, ich soll ihr die Hand führen. Neues habe ich nicht zu erzählen wir leben immer so bey'm alten fort. die *Soemmerring* läßt sie grüssen, leben sie wohl und denken sie zeweilen an uns

A Madame / Madame de Ruiedt nee / de Raetzer / a / Boedigheim / par Heidelberg / et / Adelsheim

Zwei Anlagen zu Nr. 15

[15 a] *Henriette Gontard an Marie Freifrau Rüdt von Collenberg*

Liebe Marie!

Ich habe die Tante Gredel bis her noch nicht gesehen darum kan ich dirs nichtsagen ob sidir noch gut ist abersie ist dir gewiss noch gut und worum sohlsidir auch nicht gutsein, wir gehn fast alle Tage in unsern Garten da denk ich ach were doch die *chere amie* auch bei uns und thäte mit (2) uns und mit der Mutter säen und pflanzen dann woltenwirlustigsein liebe Marie wenn ein mal unsere Blumen aufgehn sowill ich dir auch ein Sträesgen schiken Grüse den Herr von *Ruiedt* von mir

adie liebe Marie
ich bin deine
Jette.

An die Frau / von *Ruedt.*

[15 b] *Helene Gontard an Marie Freifrau Rüdt von Collenberg*

Liebe Marie!

Ich lerne Fransösch und Schreiben und Clavier und Geographie und bei der Mutter Nehen und Striken ja das wird mich auch recht freuen wenn ich dich einmal wieder zu sehn kriege der Henri hat ein (2) wenig den husten, Frau Samring hat gesagt sie wolte es recht gern thun aber sie häte kein Bild wo nach sie dich abzeignen könte der Henri ist recht fleisig und recht Gros geworden ja wir gehn noch noch recht oft Spazieren (3) und ach wie gerne wolte ich das du mit gingst ja das ist aber das Unglück das es noch keine Violen giebt den kan ich dir auch kein Streuschen binden wenn mir es die Mutter erlaubte ach wie gerne wolte (4) ich das ich bei dir währe, grüse den Herr von Rüt von mir

Adieu Liebe Marie
ich bin
deine Lehne.

[16] Den 12ten May ⟨1798.⟩

Mit theilnehmender Freude! Liebe *Marie*, höhrte ich gestern die Nachricht ihrer glücklichen Niederkunft, worüber ich seit einiger Zeit in Sorgen war. Noch gestern Abend, indem ich am Fenster unter dem Schatten meines grossen CastanienBaums saß, träumte ich mich zu ihnen hin und dachte ietzt müßte wohl bald, der lange gewünschte und gefürchtete Augenblick kommen, welcher nun ein ganz neues Licht uber ihr künftiges Leben verbreited! – Neue Liebe! zärtliche süße Sorgen! erfüllen und beglücken jetzt ihr Herz. Genießen sie ganz und ungestöhrt das reinste Glück des Lebens. (2) Sie werden wohl jetzt viel mit den Nahrungssorgen, für das kleine liebe Kind zu tuhn haben, es ist in unserer Laage und erziehungs-Verdorbenheit ein schweres Geschäffte, aber ich kenne keines welches besser sich belohnet. Diese Freude ist gewiss, aller Mühe und selbst aller Schmertzen wehrt. Hüthen sie sich nur liebe *Marie* für jeden kleinsten Druck und für zuglufft, und sorgen sie daß sie niemals zuviel, übrig behalten.

Ihre freundschafftliche Einladung nehme ich mit Freude an. nur schade daß ich nicht selbst kommen, und das kleine Engelchen, in seinem niedlichen Anzuge sehen kann, dann hätte gewiss niemand anders wie ich es ihnen zurück gebracht, ich würde es ausziehen, und mich an die niedlichen muntern Beinchen, und das offene Mündchen vergnügen.

(3) Und sie liebe Marie würden gewiß gerne dieß Vergnügen mit mir theilen.

Ich lebe jetzt sehr einsam, aber weil daß mein Geschmack ist sehr vergnügt auf dem Lande. mein Garten macht mir angenehme Beschäfftigung, und sonst giebt es auch immer genung zu tuhn sich die Zeit zu vertreiben. Den kleinen Botanischen Calender hätte ich ihnen so gerne geschickt, wir haben ihn verlegt. und können uns der Aufschrifft nicht mehr erinnern, vielleicht wissen sie sie noch –. Leben Sie wohl liebe Marie, schreiben sie ja nicht eher als es ihre Kräffte vollig erlauben, nur bitten sie ihren *Louis*, uns recht offt Nachricht zu geben. und seyen sie immer meiner aufrichtigsten Theilnahme versichert

Suzette Gontard
Borckenstein.

Verzeihen sie das schlechte Papier und die Feder, beydes siehet einer ländlichen Gevatterinn sehr ähnlich

Pour / Madame de Ruiedt / nee / de Raetzer

[17] Den 27ten Märtz ⟨1799.⟩

Hier, schicke ich ihnen liebe *Marie* die zurück gebliebenen Sachen, und ein kleines Paquet von meinem lieben *Henry* für sie, zum Andenken, welches er sie sehr anzunehmen bittet, es enthält ein Kleid von einem besondern Schnitt wie ich auch eines bekommen, und woraus ich nicht recht klug werden kann sonst hätte ich es ihnen gleich nach ihrem Muster machen lassen. Das kleine Trinkgeschirr, ist nicht ganz wie das ihre ausgefallen, weil ich aber nicht recht sagen konnte wo es fehlt, mußte ich es so einpacken. Auch ihr Kleid ist sehr schlecht gewaschen, sie werden es wohl so nicht tragen können, es ist glaube ich auf einen rauchrichten Boden getrocknet, meines hat das selbe Schicksaal gehabt, und ich habe mich dabey an ihre Mondbleiche erinnert. den Säbel werde ich noch nachschicken weil er sich nicht gut beypacken läßt. auch wird (2) Louis ihn wohl schwerlich gebrauchen, bis zu der ersten Gelegenheit.
Es war mir sehr leid zu höhren daß die Umstände sie nöthigten ihr Boedigheim zu verlassen, und daß sie dadurch getrennt sind, ich hoffe indess sehr daß sie bald nicht mehr nöthig haben werden zu fürchten, und sich wieder vereinigen können, um so mehr da sie liebe *Marie* sich besonders ietzt nach ihre heimathlichen Clause sehnen werden, wo nichts ihnen fremd ist und sie ihre Einrichtung schon einmal gemacht haben. Sagen sie mir doch wie es mit ihrer Gesundheit aussiehet, und was

das liebe kleine Lotchen macht, ich möchte es wohl einmal wieder im Korb herum fahren, und so freundlich lächlen sehen, es dürfte auch wohl ein bisgen unartig sich aufführen. – –

(3) Ich bin jetzt in Erwartung, meinen guten *Henry* und *Eugenie*, bald hier zu sehen, wenn Kriegsgerüchte sie nicht abhalten. In einigen Wochen werden wir hienaus ziehen, und ich wünsche sehr daß meine gänzliche Einsamkeit durch sie unterbrochen wird, sonst wird es mir ein trauriger Aufenthalt seyn, weil auch überdieß, alles dort mir die Erinnerung an den vorigen unangenehmen Sommer zurückruft sie kennen in diesem Stücke meine schwache Seite, und werden gewiß mit mir wünschen daß ich nicht ganz allein bleibe. Wir haben die Zeit über etwas rühiger wie den Winter gelebt, doch giebt es immer noch Gesellschaften und ich gehe auch zeweilen hin, doch nicht immer.

(4) Meine Kinder lassen sich ihnen alle empfehlen. Sollten sie etwas von unserer Messe brauchen schreiben sie es doch. Das Recept von der Zahnlatwerge, habe ich noch nicht gefunden nehmen sie nur unterdessen Chinapulver, dessen ich mich auch sehr gerne bediene, und Weidmann mir gerathen hat. *Soemmerrings* lassen sie grüssen Leben sie wohl, und schreiben mir gelegentlich einmal wieder

[18] Den 23ten Juny ⟨1799.⟩

Mit inniger Freude! liebe Marie, habe ich gestern, die frohe Nachricht, ihrer glücklichen Entbindung vernommen, und daß sie einen Jungen haben, vermehrt gewiß noch ihr Glück. Ich habe mich gestern so lebhaft in ihre Lage versetzt daß ich würklich diese Nacht träumte, ich hätte das liebe Kind, in den Armen, und brächte es auf ihr Bette, es hatte große blaue Augen eine gebogene Nase, und war übrigens wie Lotchen. Jetzt erwarten sie lauter frohe Aussichten! sie werden sich gewiß bey der schönen Jahreszeit, leicht erhohlen werden ruhig nach ihr liebes Böedigheim zurückkehren welches die lange Entbehrung ihnen noch wehrter machte. die schönste Zeit des Sommers, der Ärndte genießen, werden mit leichtem Schritt wieder ihre Gegenden durchwandern und ihre Hügel ersteigen, ihr liebend Herz, wird in noch größerem Umfange sich fühlen, im Blick auf ihren schlafenden kleinen Engel, das liebe, herzige Lottchen, wird bald um sie herum springen, und Blumen in den Schoß ihnen bringen, und um ihr Brüderchen spielen. – – – – –
Wie gerne liebe Marie, mahle ich mir die Bilder, ihres Glückes mit lieblichen (2) Farben, weil ich immer den herzlichsten Antheil an ihnen nehmen werde, und wenn auch offt lange Zeit vergehet, daß ich es ihnen nicht sage, so denken sie darum doch nicht daß ich mich gegen sie geändert habe.

Wir leben auch jetzt sehr vergnügt, meine Geschwister (welche sich ihnen empfehlen) sind schon 6 Wochen hier, Mein Bruder wird übermorgen für Pirmonth abreisen, um dort eine Cur wegen seinem, durch den Schuß, geschwachten Bein zu gebrauchen. und dann nach 3 Wochen noch bis über die Messe bey uns bleiben. Meine Kinder sind auch alle recht wohl, unsern Henry haben wir auf einige Zeit dem Herrn Hadermann in Hanau anvertraut, weil wir jetzt ein wenig zerstreut leben, meine Maly ist auch recht wohl und läuft wieder sehr gut.

Wegen dem bewusten Kleid werde ich ihnen Nächstens Auskunft geben, meines ist mir nicht gerathen und ich habe es wieder aufschneiden müßen, denn es muß im leib angesetzt werden, wenigstens kann man es vorne nicht in einem Stück machen, weil es dann oben nicht glatt gelegt kann werden auch werde ich ihnen dann ein Muster von einem sehr bequemen Negligee Huth, von grünen oder grauen Taffent schicken. und (3) Auch das Recept. Leben sie indessen wohl gute liebe Marie und pflegen sie ihre Gesundheit, schreiben sie mir ja nicht eher biß sie sich völlig stark genung fühlen, und seyn sie immer meiner daurenden Freundschafft versichert

Pour / Madame de Ruiedt / nee / de Raetzer / de Boedigheim / a Heilbronn

[19] Frankfurth den 7ten Aprill ⟨1802.⟩

Der Gedanke, war mir schon offt recht unangenehm, liebe *Marie!* so lange ihre Schuldnerinn zu bleiben, aber sie wissen nicht wie viel es mir Überwindung kostet zu schreiben, und wie ich so ungern geschehene Dinge berühre, weil die Vergangenheit, vorzüglich voll Gegenstände der Trauer für mich ist. – Soll man denn immer klagen? – Wenn man glücklich ist wird man so wortarm, und taugt zum Schreiben noch weniger. Mir ist es immer so gegangen und es war für mich immer eine schwere Sache. –

Ich bin überzeugt, liebe *Marie* daß sie von mir nicht glauben, daß ich sie vergessen hätte weil ich so lange schwieg, sie kennen mich zu gut dazu, und wissen wohl daß Worte es bei mir nicht ausmachen. Wie offt wünschte ich mir schon in meiner Einsamkeit die alten Zeiten zurück, wo sie noch an meiner Seite lebten, wir sagten uns nur wenig, aber wir verstanden uns doch, wir kannten uns, und wenn wir gleich (2) Eigentlich nie vertraut zusammen waren, hatten wir doch zu einander das größte Zutrauen, offt wünsche ich mir jetzt ein solches Verhältniß, es würde mir manchen Kummer lindern, aber ich habe nicht die Hoffnung wieder eine Freundinn, zu meinem Umgang zu finden. Meine Schwe-

ster *Amalia* war den vorigen Herbst bei mir, sie glauben nicht wie wohlthätig mir ihre Gegenwart war. Ihr Charackter und auch ihr äusseres Wesen, hat sich so vortrefflich ausgebildet. Sie ist so Ernst und gutmüthig so einfach und anspruchsloß, wir liebten uns mehr wie jemals und die Trennung von ein ander war sehr bitter Ich mußte versprechen noch dieses Jahr sie zu besuchen, aber sie werden vielleicht gehöhrt haben, daß ihr Mann, durch besondere Unglücksfälle, mehr wie sein ganzes Vermögen verlohren, und dieß änderet für ihre und meine Zufriedenheit sehr vieles. – Meinen großen unersetzlichen Verlust berühre ich nicht, meine Gefühle darüber aufzuschließen wäre mehr als ich tragen könnte, ich verhülle sie gern in heilige Dunkelheit, ein dichter Schleyer decke sie für immer! – – – – –

(3) Eine große Angst habe ich glücklich überstanden, denn auch das Leben meines geliebten Bruders war in Gefahr! Ich hatte schon alle Hoffnung benahe aufgegeben! – er ist jetzt wieder wohl, bis auf eine traurige Stimmung die ihm noch übrig bleibt.

Was soll ich ihnen den sonst noch erzählen, gute *Marie?* – Wir ziehen in einigen Wochen in den Garten, und ich hoffe es soll mir wohltuhn, denn ich fühle mich etwas gelähmt, von so manchen Gemüthsbewegungen die ich diesen Winter über hatte, im Ganzen ist aber meine Gesundheit viel daurhaffter geworden, sonst hätte ich so vieles nicht aushalten können ohne selbst krank zu werden. Meine Kinder sind alle wohl, mein *Henry* wird am nächsten Sonntag, in Hanau confirmiert, bald nachher wird er wieder zu uns kommen.

Hier bei schicke ich ihnen einige Gemmen, neuere hat er nicht, und ich glaube es werden wohl einige darunter sein die sie schon haben, ich nahm sie nur um die Zahl voll zu machen, und wenn einige von den ihrigen beschädiget sein sollten können sie sie ersetzen. Wegen einem guten Buch will ich mich noch besonders erkundigen. – Leben sie nun wohl und vergessen sie nicht ihre sie liebende Freundin

S. G.

Grüßen sie ⟨ihren Louis und⟩ küssen sie die Kinder von mir

Pour / Madame de Ruiedt / nee / de Raetzer

II. Jacob Friedrich Gontard an Ludwig Freiherrn Rüdt von Collenberg

[20]

Mit wahrer theilnehmender Freude habe ich von *Melle Retzer* die erwünschte Nachricht erhalten, daß Ihre Frau Mutter in Ihre eheliche Verbindung eingewilligt hat, daß ich warmen aufrichtigen Antheil an Ihrem

Glück nehme, brauch ich Ihnen nicht erst zu sagen lieber *Rudt*, hoffentlich sind Sie davon überzeugt, und ich wünsche nichts sehnlicher als Ihnen Beweise meiner vollkommenen Achtung und Freundschafft geben zu können. Nun lieber *Rudt,* muß ich Sie an Ihr Versprechen errinnern, und Sie bitten der Mutter von *Melle Retzer* so bald wie möglich zu schreiben, und sie um die Hand Ihrer Tochter anzusuchen, könnten Sie Ihre Frau Mutter dazu vermögen (2) ein paar Zeilen Ihrem Brief hinzuzufügen, so würden Sie die Famillie von *Melle Retzer* über ihr künftiges Schicksaal sehr beruhigen und ich darf mir schmeicheln daß Ihre Frau Mutter Ihnen diesen Beweiß ihrer elterlichen Liebe nicht versagen wird, ich muß es Ihnen schrifftlich wiederhohlen, lieber Rüdt, *Melle Retzer* stammt von einer durchaus würdigen braven Famillie, da aber ihre Mutter weder reich noch von Adel ist, so ist es natürlich und ihr künftiges Glück erfordert es durchaus, daß Sie solche mit aller nur möglichen Schonnung behandeln doch was brauch ich Ihnen dieß erst zu sagen, bey einem Mann der denckt und fühlt wie Sie, sind dergleiche Anmerckungen überflüßig, selbst beleidigend.

Noch eins muß ich Sie bitten, lieber *Rudt* Sie haben mir während Ihrem Aufenthalt bey uns, über Ihre *oeconomi*sche Verhältniße (3) hinlängliche Auskunft gegeben, und mich über daß Schicksaal unserer Pflegetochter vollkommen beruhigt, Sie müssen aber bedencken daß es nur unsere Pflegetochter ist, und dan daß wir ihrer Mutter daß nehmliche Zutrauen einflößen müssen, welches ich in Sie hege, ich habe zwar ihrem Bruder vorläufig geschrieben, indessen wünsche ich, lieber Rüdt, daß Sie mich von ihrer *oeconomi*schen Laage schrifftlich unterrichten mögten, und mir dabey erlaubten dasjenige was Sie mir hierüber sagen der Mutter von *Melle Retzer* mitzutheilen, verzeihen Sie meine Bitte, die blos Folge von denjenigen Pflichten ist, die mir durch das Zutrauen der Famillie von *Melle Retzer* in mich, auferlegt worden sind. Wir freuen uns herzlich darauf, lieber *Rüdt,* Sie wieder bey uns zu sehen, der Tag Ihrer Ankunft wird ein Fest für uns (4) alle seyn, und mit innigem Vergnügen werden wir Sie in unserm kleinen Famillie Cirkel aufnehmen von dem wir Sie schon jetzt als Mitglied betrachten, eigentlich sollten wir Ihnen recht böse seyn, denn Sie rauben meiner Frau eine Freundinn die Sie wohl nicht zu ersetzen finden wird, doch gerne wollen wir Ihnen dieß verzeihen, wenn Sie unsere Pflegetochter recht vollkommen glücklich machen Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens. leben Sie wohl, lieber *Rudt*, und seyn Sie meiner vorzüglichen Achtung, und aufrichtigen Freundschafft versichert

J^b Fried *Gontard*

Frankfurt a/m den 14. Merz 1797.

[21]

Ich hoffe, lieber *Rudt*, daß Sie Ihre kleine Reise recht glücklich zurück gelegt haben, und freuen wird es uns alle bald Nachricht von Ihnen zu erhalten.

Ihre drey Kisten R *N^o.* 100. 101. 102 gezeignet sind heute von hier abgegangen, und kommen Freytag früh bey *Petraglia* in Miltenberg an, wo Sie solche abholen lassen können, die *Guitarre* wurde sorgfältig in einen der Verschläge verpackt. beykommenden Brief für Ihre Frau erhielte ich mit heutiger Post. Daß uns allen, die Trennung von Ihnen und Ihrer lieben Frau recht herzlich leyd that, brauch ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern, doch geschieden muß es seyn. Leben Sie so glücklich wie wir es wünschen, kommen Sie bald wieder zu uns, und vergessen Sie Ihre Freunde in Frankfurt nicht. Meine Frau empfiehlt Sich Ihnen und sie und die Kinder tragen Ihnen auf, die *chere amie* in ihrem Nahmen zu küssen

Den 22^t August 1797. *JFGontard*

[22]

Verzeihen Sie, Lieber *Rudt*, daß ich verschiedene Ihrer Briefe erst heute beantworte, durch ein Langwieriges Fieber welches mein Bruder gehabt, wovon er jedoch völlig wieder hergestellt ist, wurden meine Geschäffte verdoppelt, kurz nachher kam mein Schwager und seine Frau von *Hamburg* hier an und gaben zu vielen zerstreuungen Anlaß, Ende voriger Woche reißten Sie wieder ab, und ich benutze den ersten ruhigen Augenblick, um Ihnen zu schreiben, und Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch für die mir gegebene gute Nachricht von Ihrer lieben Frau abzustatten, wie sehr muß Ihnen, lieber Rüdt die Hoffnung bald Vater zu werden froh und vergnügt machen, auch Ihre gute Frau wird die kleine Unannehmlichkeiten welche mit Ihrem jetzigen Stand verbunden sind, geduldig ertragen, und Ihnen gewiß einen schönen gesunden Jungen schencken, der Vater und Mutter ähnlich sehen wird, wir nehmen gewiß (2) warmen Antheil, an jeder Ihrer Freude, und wünschen nichts sehnlicher als Sie immer glücklich und vergnügt zu wissen. Gewiß sind wir über den abgeschlossenen Friede sehr froh, wir sind da durch vor jedem neuen Besuch der Franzosen gesichert, da aber der Mensch nie zufrieden ist, so sind wir es auch nicht ganz bis auch der Reichsfriede gemacht ist, alsdenn erst wird unser künftiges schicksal gesichert seyn, wir wünschen nur zu bleiben wie wir sind und fürchten uns vor jeder Änderung, Sie scheinen vollkommen so zu dencken wie wir Frankfurter, ich glaube indessen daß Ihre Furcht vor Neuerung ungegründet ist, und

bin der Meynung daß Ihre Ritterschafftliche Verfassung eben so bleiben wird, wie Sie jetzt ist, Sie sind indessen glücklich keinen mächtigen Nachbar zu haben, der *Apetit* zu Ihren Gütern bekommen könnte, übrigens (3) können Sie Sich immer auf eine kleine Aderlaß von Ihrem Beutel gefaßt machen, Ihre *Cassa* wird bey dieser Gelegenheit nicht ungehudelt bleiben. Beyliegend *Nota* über das *Livrée*tuch. *Steigentesch* mußte unvermuthet nach Mannheim zum Regiment, und hat diese kleinigkeit zu berichtigen vergessen, die sich schon bey Gelegenheit zwischen uns finden wird, denn ich muß mir ausdrücklich von Ihnen ausbitten, daß Sie mir oder meiner Frau alle Ihre kleine *Commissionen* geben, wir werden uns gewiß immer ein wahres Vergnügen daraus machen Ihnen gefällig zu seyn.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich von mir, lieber Rüdt, und seyn Sie meiner wahren Freundschafft und Achtung stetz versichert

JFGontard

Frankfurt a/m den 6^{t} *Nov* 1797

[23]

Ich dancke Ihnen mein lieber *Rudt,* für Ihren freundschafftlichen Brief vom 20^{t} *Feb^{r}.* den ich wegen überhäuften Geschäfften erst jetzt beantworten kann, recht sehr freute es uns daß Sie und Ihre gute Frau glücklich in Bödingheim angekommen sind und daß unser liebes Lottgen vollkommen wieder hergestellt ist, machen Sie uns die Freude, und kommen Sie recht bald wieder zu uns, und seyn Sie versichert daß wir Sie alle recht herzlich lieb haben, und immer lieb behalten werden. Ihr rother Wein ist gestern in einer Kiste *R N^{o}:* 1. welche schon 4 Wochen gepackt ist, nach Miltenberg an *Pedraglia* abgegangen, . . . (2) . . Hier sind wir noch ruhig, und die Franzosen wollen uns wie es scheint keinen Besuch machen hoffentlich wird auch Ihre Gegend davon verschont bleiben. Meine Frau und Kinder sind gesund, Malchen läuft wieder, und ist schon mit mir spazieren gegangen, meine Frau hat eine grosse (3) freude darüber Leben Sie wohl mein bester *Rudt,* grüßen Sie mir Ihre gute Frau, und küssen Sie unser liebes Lottchen in meinem Nahmen bleiben Sie mein Freund, und seyn Sie meiner Unveränderlichen Freundschafft versichert

Ffurt a/m den 14^{t} Merz 1799 *JFG*

[24]

Recht herzlichen Danck lieber *Rudt* für die zwey schöne Sendungen Schnepfen dieses mal haben Sie mich zu reichlich beschenckt und Sie

müssen Ihre ganze Gegend von diesen guten Vögel entvölkert haben, ich habe meine ganze Famillie damit versehen, und wir werden Sie auf Ihre Gesundheit verzehren. Verzeihen Sie daß Ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, überhäufte Geschäffte die durch die Meße noch vermehrt werden sind daran schuld. Ihren Wein werden Sie wahrscheinlich bekommen haben . . . . . (2) Der *Bordeaux* Wein ist theuerer als ich anfanglich geglaubt habe, er soll aber auch sehr gut seyn, ich wünsche daß Sie damit zufrieden seyn mögten. Den Zitz für Ihre Frau wird die meinige bestens besorgen, meine Kinder haben die Wasserplattern, sind aber ziemlich wohl dabey. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens. Hier spricht man viel von einem Waffenstillstand, unsere Nachtbaren in Maynz halten sich ruhig, und von Kays. Seite wird auch nichts gemacht; denn kleine planckeyen kann man nicht rechnen. Leben Sie wohl lieber Rüdt und bleiben Sie mein Freund wie ich immer der Ihrige seyn werde

Ffurt a/m den 7^{t} April *JFGontard*

Haben Sie oder Ihr Bruder nichts mehr in unserer Gegend zu thun, kommen Sie doch einmal wieder zu uns

[25]

Mit der innigsten Freude, haben wir, mein lieber *Rudt* Ihren Brief so eben erhalten, nehmen Sie und Ihre gute liebe Frau unsere besten Glückwünsche an, und seyn Sie versichert, daß niemand an allem was Ihnen begegnet mehr Antheil nehmen kann wie wir; unser ganzes Haus jubelt, über Ihren kleinen jungen, hoffentlich wird er unserm lieben *Lottgen* gleichen, eben so brav und artig werden wie dies liebe Kind, wir freuen uns schon herzlich Ihre zwey kleinen bey uns zu sehen, kommen Sie nur recht bald, und geben Sie mir auch recht oft Nachricht von Ihrer guten *Marie.* Nun können Sie stolz seyn, mein guter *Rudt,* – ein männlicher Erbe ist doch eine ganz andere Sache, wie so ein kleines Mädgen doch müssen Sie mir mein kleines *Lottgen* nicht zurück setzen, und es immer noch eben so lieb haben.

Verzeihen Sie, mein lieber Freund, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, ich bin immer mit Geschäfften überhäuft, und es bleibt mir wenig Zeit (2) zu meiner *privat Correspondenz* übrig . . . . .

Meine Frau wird der Ihrigen nechstens schreiben. Leben Sie wohl mein lieber *Rudt* und bleiben Sie mein Freund

JFGontard

Den 21^{t} *Juny* 1799.

[26]

Ich habe Ihren guten Brief vom 24t August erst gestern erhalten mein guter *Rudt,* und freue mich herzlich daß Sie und Ihre lieben Kinder alle gesund und wohl wieder auf Ihren Gütern angekommen sind. Meine Frau hat der Ihrigen unterm 20t August mit dem Postwagen eine Schachtel über Heilbronn gesandt, die Sie hoffentlich seit dem erhalten haben werden sie enthielt nebst verschiedenen Sachen, die Ihre Frau bestellt hatte einen Brief von Ihr . . . .

Die bestellte *Tabatier* werde ich nach meinem Besten wissen und gewissen für Sie einkaufen . . .

Die Franzosen haben uns einen theuren Besuch gemacht, und einige Tage die äussere Thoren unserer Stadt besetzt sie sind jedoch ruhig wieder abgezogen, wir sind indessen über Hals und Kopf in die Stadt gezogen, und mußten *Adlersflicht* verlassen, welches uns gar nicht behagte . . . *Borckenstein* & seine Frau sind noch hier. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens, und küßt Ihre Frau und Ihre Kinder herzlich. leben Sie wohl und seyn Sie meiner Freundschafft versichert

Den 6 *Sept* 1799 – *JFG*

ein Stück vom fränckischen Landsturm ist heute durch unsere Stadt nach der Gegend von Maynz, meinen geringen Politischen Kentnissen nach, sind dies Maasregel, die unterbleiben hätten sollen, es ist gefährlich den Bauern vom Plug zu nehmen, und aus seinem Lande gehen zu lassen, nur zur vertheidigung seines eigenen Heerdes sollte er gebraucht werden.

[27]

Ich schrieb Ihnen vor 8 Tagen lieber *Rudt* und habe seit dem Ihren Auftrag vollzogen und eine recht schöne *Tabatier* für Sie ausgesucht welche auch den Beyfall meiner Frau hat . . . und wünsche daß Sie Ihnen gefallen möge

(2) Aus den Zeitungen ersah ich daß Ihr Bruder der Obrist leicht *blessirt* worden ist, hoffentlich wird es nichts zu bedeuten haben, in Ihrem ersten Brief schreiben Sie mir etwas davon lieber Rüdt, Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens, hoffentlich wird nun die Ihrige den Hut *etc.* erhalten haben, und freuen wird es uns bald Nachricht von Ihnen zu erhalten. Verzeihen Sie mein Geschmier, ich bin sehr beschäftigt und kann Sie nur noch meiner aufrichtigen Achtung und Freundschafft versichern

JFGontard

Ffurt a/m den 17 *Sept* 1799

[28]

So wohl Ihre Baarsendung als auch Ihren Lieben Brief vom 5t dieses, habe ich richtig erhalten mein bester *Rudt,* erstere wurde nach Ihrer Vorschrifft ausgetheilt, einliegend finden Sie die Quittung von Lilienstern. Es freut mich daß die *Tabatiere* beyfall gefunden hat, und ich stehe bey jeder Gelegenheit herzlich gerne zu Diensten . . . Es freut mich daß es mit der Wunde Ihres Bruders nichts zu bedeuten hat, hoffentlich wird er endlich das Creuz bekommen daß er in so mancher Rucksicht verdient, In der Schweitz gehts bös, *Hotze* tod, und sein (2) Corp hat viel gelitten Hier hatten wir auch wieder einen Besuch der Franzosen, der aber nur mit unbedeuteten Unkosten verknüpft war, indessen war eine Art von Schlacht zwischen ihnen und dem Landsturm, wo letzterer zu kurz gekommen ist, und wir hörten und sahen eine starcke *canonade* bey Nied, man wird indessen alles gewohnt, und hier war man bey dem ganzen Lärm zimmlich ruhig. In der HandlungsWelt sieht es eben so stürmisch aus, wie in der *politischen,* in *Hamburg* sind seit kurzem 40 Häuser gefallen, und die *total* Summa Ihrer *Banquerouten* beträgt wenige 24 *Millionen,* in London und *Amsth.* gehen die Kaufleute auch frisch zu allen T:, nur hier ists still, und wir sind bis jetzt mit heiler (3) Haut davon gekommen. *Borckenstein* ist nach *Hamburg,* ließ uns aber seine Frau hier und wird bald wiederkommen.

Meine Frau ist nicht recht wohl, wahrscheinlich ist die Witterung an Ihrer Unpaßlichkeit schuld, und es wird nichts zu bedeuten haben Die kinder sind wohl, Grüßen Sie Ihre liebe Frau von uns mein lieber *Rudt,* und Küssen Ihre guten Kinder in unserm Nahmen. Leben Sie wohl, und ⟨bleiben⟩ Sie mein Freund

JFGontard

Ffurt den 11 *Oct* 1799

[29]

Vor einigen Tagen, lieber *Rüdt,* ist eine Kiste *B v R N°:* 1 an *Carl Fr: Pedraglia* in *Miltenberg* für Sie abgegangen . . .

Mein Schwager und seine Frau haben uns vor 10 Tägen plötzlich verlassen, eine Krankheit von *Mde Rodde* Mutter meiner Schwägerinn war an Ihrer schnellen Abreise schuld, *Zeerleder* ein Landsmann Ihrer Frau ist seit gestern hier, und wird wahrscheinlich einige Wochen hier zubringen, bis jetzt habe ich nur wenig mit ihm sprechen können, sollte ich aber etwas *interessantes* von der Famillien Ihrer Frau von ihm erfahren, so werde ich es Ihnen mit Vergnügen mittheilen

(2) In Ihrer Gegend scheint es wegen den Franzosen unruhig zu seyn, melden Sie uns recht bald wie es Ihnen geht, und was Sie Ihre Frau und Ihre lieben Kinder machen.

Hier sind wir ruhig, meine Frau war nicht wohl, ist aber wieder besser, meine Kinder sind gesund. Leben Sie recht wohl mein Lieber Rüdt, und seyn Sie meiner immerwehrenden Freundschafft und Achtung versichert

Frfurt a/m den 5 *Nov* 1799 *JFG*

[30]

Verzeihen Sie mein lieber *Rudt,* daß ich auf verschiedene Ihrer Briefe erst jetzt antworte, überhäufte Geschäffte beständige Unruhe, und Kummer sind daran schuld, und Sie werden mein langes Stillschweigen entschuldigen wenn ich Ihnen die traurige Nachricht gebe, daß wir vorgestern unsere gute Mutter verlohren haben. Sie starb an den Folgen eines Schlagflußes daß Sie vor 3 Wochen getroffen hat, und Sie der Sprage beraubt, ich bin versichert daß Sie, lieber *Rudt,* den wärmsten Antheil an unserm gerechten Schmerz nehmen, dergleiche Trennungen thun immer sehr wehe, wenn Sie auch nicht unerwartet kommen, überhaubt ist der Winter ziemlich hart für unsere Familie, der Tod von *Oncle Henry* und der von meiner Mutter hat mich um ein gutes älter gemacht, auch *Tante Alexandre* war gefährlich kranck, Sie ist aber wieder besser, und ausser aller gefahr. Von *Sophie Dollfus* haben wir gehört daß es in Ihrem Schlosse gebrannt hat, Sie und Ihre liebe (2) Frau und Kinder sich aber noch zu rechter Zeit gerettet haben, hoffentlich haben Sie nicht viel verlohren, schreiben Sie mir bald ob der Schrecken Ihrer Frau nichts geschadet hat. auch wir hatten in der Nähe Feuer, und ein Haus daß auf den hintersten Hof von unserm Haus stoßt ist ganz abgebrandt.

Ihren Wein habe ich besorgt lieber *Rudt* mit erst abfahrenden Miltenberger Schiffer schicke ich an *Pedraglia* ein Ohm RheinWein von der nehmlichen Gattung wie mein Tischwein und 100 *Bouteillen Bordeaux* Wein in 2 Kisten schon jetzt würden Sie diesen Wein erhalten haben, wenn die Schiffart wegen dem Eisgang nicht gehemmt wäre . . . Ihrem lieben Bruder empfehlen Sie uns alle bestens, wird Ihn der Landsturm nicht bald wieder zu uns führen? Er wird uns immer recht herzlich willkommen seyn. Leben Sie wohl lieber *Rudt.* schreiben Sie uns recht bald, und grüssen Sie Ihre liebe Frau von uns

Ihr aufrichtiger Freund

Frfurt a/m den 14^{t} *Merz* 1800 J^{b} Fried *Gontard*

[31]

Ihre kleine Silberflotte ist glücklich angelangt lieber *Rudt, Lilienstern* hat f 46.50 cr davon erhalten, und mit dem Überrest habe ich Ihre Rechnung ausgeglichen. Sie können mirs sicher glauben, bester *Rudt,* daß es für mich und meine Frau das größte Fest wäre wenn wir auch nur zwey Tagen bey Ihnen zubringen könnten, ich sehe aber auf Ehre bis jetzt nicht ein, wie ich dieß möglich machen kann, die Arbeit nimmt täglich zu und oft weiß ich nicht wo mir der Kopf steht, zu sehr würde es mich freuen zu Ihnen zu kommen, um bis jetzt gänzlich darauf verzicht zu thun, aber versprechen darf ich nichts, lieber *Rudt,* vielleicht wird es in einigen Wochen ruhiger, und wenn wir auch nicht die Pfingsten bey Ihnen seyn können so finde ich vielleicht im Laufe des Sommers ein ⟨paar⟩ Tagen wo ich abkommen kann. Die Franzosen sollen wieder bis gegen Heilbronn vorgerückt seyn, dieß bekümmert mich um Sie (2) sehen Sie gefahr voraus, so schicken Sie mir Frau und Kinder und kommen Sie Selbst, hier sind wir ruhig, wahrscheinlich wird nichts bey uns vorfallen. Heute ziehen wir auf *Adlersflicht,* und nechsten Sonnabend erwarten wir meinen Schwager und seine Frau. Leben Sie wohl mein lieber *Rudt,* grüssen Sie Ihren Bruder und Ihre Frau von uns allen, und küssen Sie *Lotte* und den kleinen Jungen für unsere Rechnung

Ihr aufrichtiger Freund
JFGontard

Frankfurt a/m den 6^{t} *May* 1800

[32]

Ich habe, lieber *Rudt,* Ihren Auftrag auf 2 Ohm Rhein Wein zwar schon längst besorgt die Versendung konnte aber wegen eingetrettenem Frost und gehemmter Schiffahrt erst gestern geschehen . . .

Es freut mich herzlich daß Sie und Ihre liebe Frau noch manchmal an uns dencken immer hoffe ich in Laufe dieses Jahres einige Tage abkommen zu können und Sie zu besuchen, ich weiß indessen aus Erfahrung daß ich meine Lieblings*projecte* nicht immer in Erfüllung bringen kann. recht brav ist es von Ihnen daß Sie an der Bevöllkerung der Welt so tapfer (2) arbeiten, wenn Ihre Kinder Vater und Mutter ähnlich sind, so können Sie deren nicht zu viel bekommen, mögte Ihre Frau in Ihrem neuen Zustande der besten Gesundheit geniessen, Lotte wird wohl recht groß hübsch und artig geworden seyn, ich würde mich recht freuen dieses liebe Kind wieder zu sehen.

Nun lieber *Rudt* habe ich auch einen Auftrag an Sie von meiner Frau, deren Ausführung Ihr sehr am Herzen liegt Sie wünscht nehmlich daß Sie so gütig wären ihr von einem Ihrer ehrlichen Pächter zwey gute Kühe zu verschaffen, die eine sollte frischmelkend und die andere trächtig seyn, auf den Preiß muß es nicht ankommen, nur mögte meine Frau schönes und gutes Vieh haben, auch sind wir durchaus (3) nicht darmit *pressirt,* wir wünschten im Gegentheil solche erst in einigen Monathen zu haben, Sie wissen daß ich seit dem Tod meiner Mutter Ihren Garten übernommen habe, es sind dabey einige Morgen Äcker und Wiesen, welche drey Kühe ernähren können, meine Frau mögte eine Land*oeconomie* einrichten, die zwar wenig Nutzen, aber vielleicht einiges Vergnügen bringen wird hier fehlt es uns aber an gutem Vieh, und ich weiß daß man bey Ihnen vieles hat. Sie würden uns folglich sehr verbinden wenn Sie uns zwey Kühe verschaffen wollten Verzeihen Sie lieber *Rüdt* daß ich Ihnen mit diesem Auftrag beschwerlich falle. wenn ich auf Ihre Freundschafft und Güte sündige so müssen Sie meiner Frau die Schuld geben.

(4) Endlich ist der sehnlichst erwünschte Friede zu Stande gekommen, schön ist er nicht, indessen immer besser wie Krieg jetzt wirds ans entschädigen im armen Reich gehen, und da es heilig ist, so wird jeder ein stück wie von einer *Reliquie* haben wollen, unter diesen *Religuien* können aber weder Ritterschafften noch Reichsstadten gehören sie werden von lauter bösen Weltmenschen bewohnt, die man durchaus unangetastet lassen muß, sind Sie nicht auch dieser Meynung lieber *Rudt?* Schade daß man uns nicht darum befragen wird. Leben Sie wohl mein guter *Rudt,* empfehlen Sie mich Ihrem Bruder und Ihrer guten *Marie,* und bleiben Sie mein Freund wie ich der Ihrige bin

JFGontard

Ffurt den 20 *Feb* 1801

[33]

Die Nachricht von der glücklichen Niederkunft Ihrer lieben Frau hat uns recht sehr viele Freude gemacht lieber bester *Rudt,* genehmigen Sie unsern herzlichen Glückwunsch und seyn Sie überzeugt daß wir immer einen warmen Antheil an allem nehmen werden was Sie betrifft. Wie sehr hätte ich gewünscht Sie auch nur auf einen Tag besuchen zu können, ich bin aber leyder an meinem Pult fest gebunden, und Gott weiß wenn es mir gelingen wird, mich los machen zu können, so viel kann ich Ihnen versprechen lieber *Rudt,* daß die erste drey Tage die ich abkommen kann Ihnen bestimmt sind. ich beneide *Fritz* und *Mariane* die heute zu Ihnen

reißen, und mögte Sie so gerne begleiten, oder mit Steigentesch kommen, der nechsten Mondtag folgen wird . . . Meine Frau Läßt Sie und Ihre gute Frau herzlich grüßen, küßen Sie Ihre 3 Kinder in unserm Nahmen, Lotte aber zweymal, Ihre Jungens mögen noch so schön seyn die kleine Lotte wird immer einen Vorzug behalten. Leben Sie wohl lieber *Rudt,* und vergessen Sie uns nicht

JFGontard

Ffurt den 7 *August* 1801

[34]

Verzeihen Sie, mein lieber *Rudt,* daß ich Ihren freundschafftlichen Brief so lang unbeantwortet gelassen, Sie wissen daß ich nicht Herr meiner Zeit bin . . . Wie ich höre so haben Sie vor Ihren zwey jüngsten Kindern die Kuhpocken *inoculi*ren zu lassen ein Entschluß den ich sehr billige, vor einigen Monathen hat mein Schwager *Thierry* seinen Jungen ebenfalls diese pocken einimpfen lassen und wir waren alle damit sehr zufrieden Sollten Sie und Ihre liebe Frau nechstens Frühjahr nicht auf ein paar Wochen zu uns kommen können? herzlich würden wir uns alle freuen Sie einmahl wieder zu sehen und so gerne ich zu Ihnen käme, so ist meine Abwesenheit von hier mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß ich mir wenig hoffnung dazu machen darf.

(3) Meine Frau und meine Kinder sind gesund und lassen Sie und Ihre gute Frau herzlich grüssen. bleiben Sie mein Freund, und seyn Sie meiner Achtung und Freundschafft versichert

J^{b} Fried *Gontard*

Frankfurt a/m den 20$^{t.}$ *Merz* 1802

III. Verse und briefliche Äußerungen über und an Marie. Zur Charakteristik ihrer Erscheinung, ihres Wesens und ihrer Wirkung in Frankfurt

[35] *A la chère Amie*

Sur votre Teint brille le Coloris
De fraiche Rose, et du superbe Lys,
De leur Parfum, comme de leur couleur
Vous devéz réunir l'Assemblage enchanteur.

[36] 26 May 1795.

Schöne Frau vom *Berner* Lande,
Dieses Tages Königin,
Nim im bildlichen Gewande,
Unßrer Wünsche Segen hin

Mag dein leben ungetrübet
Weiß wie diese Binde seyn
Und das Schicksal das dich liebet
Wircket Gold u Silber drein.

Weilst du gern in unsrer Mitte,
O! so streuen Dank u pflicht
Blumen jedem deiner Tritte
Ihre Blumen welcken nicht.

[37] *Oberstleutnant Carl Freiherr Rüdt von Collenberg an seinen Bruder Friedrich. Prag, 17. März 1798. (Auszug)*

Der F⟨eld⟩M⟨arschall⟩L⟨eutnant⟩ Gr⟨af⟩ *Mels-Colloredo* hat der Frau Schwägerin *Marie* ihre Gesundheit bey unserer Mustertaffel hochweg getruncken, und mir aufgetragen nebst seinen *Respekt,* ihr wissend zu machen, daß ihm kein *Thée* jemahl so gut geschmeckt habe, als welchen sie die Gnade gehabt hätte ihm in der *Contar*ischen Gesellschafft einzuschencken –.

Die Freundliche Mine die er dabey gemacht hat, und wie man ihm angesehen hat, mit welchen *gusto* er die güte des *Thées* noch fühlt,war ein spaß zu sehen . . .

Das mußt du der Frau Marie allein sagen denn mir scheint der kleine *Loui* mögte eiffern. in Eil.

[38] *Ludwig Freiherr Rüdt von Collenberg an Marie*

Feldlager bey Amberg den 13te August 796 in der ober Pfaltz.

Schon längstens hätte ich Ihnen Liebste Theuerste Marie geschrieben, da ich mir aber immer Hoffnung machte die *Gondart*ische Famillie bey unserem Rükzug irgent wo zu sehen, und durch die guten *Sophie*

und Marian von dem was mir auf dieser Welt am schätzbarsten ist, von Ihnen Liebenswürtigstes Mädgen etwas zu erfahren, so unterlies ichs bis jetz. Gestern erfuhr ich daß die guten ihren weg nach Leipzig genommen, wodurch mir alle Hoffnung sie zu sehen benommen ist. Aufs ungewisse wag ich diese Zeilen, wie wohl ich glaube daß sie Ihnen Liebe, unter der Aufschrift nicht verfehlen werden.

Daß ungemach was wier ausstehen ist schreklich, jedoch weit schrecklicher waren meine sorgen als sich die gefahr Frankfurth nährte, ich eilte hin um dich Englisches Mädgen noch ein mahl an dieses für dich allein schlagentes Herz zu trüken, um alles was (2) in meinen kräften steht dir Liebe Marie an zu biethen; mein Wagen und Pferde waren da um deine Befehle zu erwarten, (Verzeihe Liebe gute daß ich mich dem Vertraulichen du bediene.) Aber nicht ein mahl daß Vergnügen dich zu sehen, dir Lebe wohl zu sagen war mir vergönt. Wie vom Donner gerührt stund ich da als man mir sagte, Marie sey einen Tag vor meiner Ankunft, nach Hamburg abgereist. Was ich da Empfand, ist über alle ausdrüke, daß Gefühl übersteigt alle Worte. – – –

Mit thränen in den augen, mit wehmuth und schmertz angefüllt kehrte ich also gleich zu meinem *Bataillon* zurük, denn was hatte ich auch in Frankfurth mehr zu thun! da es Marien nicht mehr ⟨in⟩ seine Mauern schloß. Hätte ich nicht ursach mit dem Schiksal zu zürnen! Ich verzweifle doch nicht, und verspreche mir bald von allen denen schreklichen ereignissen noch ein erträgliches Ende. Und dann Liebe Marie wenn der schöne Mund der mir so oft gesagt (3) hat daß du mir gut bist, es noch wiederholt; (oder sollte er es schon vergessen haben, Nein, kein mistrauen, es ist ohnmöglich daß unwarheit über so schöne Lippen komt.)

Dann eile ich zu dir Liebe um allen gehabten Kummer und sorgen in deinen Armen zu vergessen, und mich nimmer mehr von dir zu trennen. O! Marie dann Tausch ich nicht mit dem Grösten und Reichsten der Erde, dich Göttliches Mädgen zu besitzen ist der Gröste meiner Wünsche, ist mir über alles.

Ich füge hier meine *Adresse* mit bey, um recht bald eine antwort von dir guten zu erhalten. Ich beschwöre dich Theuerstes Mädgen bey allem was dir Heillig ist, Ich beschwöre dich bey unserer Liebe (wenn sie dir je wehrt war) mir recht bald zu schreiben. Einige zeilen von dir Lieben Marie, daß du wohl bist, das dirs gut geht (4) und dich dann und wann deines *Louis* erinnerst der dich unausprechlich so über alle gräntzen Liebt; werden Balsam für meinen kummer für meine Leiden sein.

Louis.

Adresse. A Monsieur le Baron Louis de Rüdt premier lieutnant des Grenadiers du Regiment de François Kinsky au Battaillon de Riera au Service de sa Maj. L'Empereur et Roi
pr Leipzig *a*
et Eger. *l'armée du Comte de Wartensleben.*

[39] *Ludwig Freiherr Rüdt von Collenberg über Marie (in einem Brief Mariens an ihren Bruder Daniel Rätzer. Vor der Verlobung, im Winter 1796/97. Auszug)*

L⟨ouis⟩ hat mich jezt in 6 monathen nicht gesehn u nichts von mir gehört er hat mir einmal geschrieben u keine Antwort bekommen: wohl schon lang habe ich gewünscht ihn wieder zu sehn, aber es ist auch gut so; er hat jezt Zeit gehabt drüber nachzudenken, meine Gegenwart hat ihn nicht gestört. Einer seiner Freunde in der nehmlichen *Compagnie* . . war vor einiger Zeit hier u erzählte seiner Braut sobald *L:* Urlaub bekommen könne, wolle er auf ein paar tage hierher u denn sogleich zu seiner Mutter reißen . .: also guter Bruder wird sich mein Schicksal bald mehr entwicklen. Du fragst mich „wer bürgt dir für die daurenden guten Gesinnungen seiner Mutter u Geschwister? mein Herz bürgt mir dafür u mein Betragen würde es thun u mein bestreben die Liebe dieser Mutter u Geschwister zu gewinnen wenn es erst so weit gekommen wäre. *L:* sagte einmal als ich mir so etwas merken lies „Marie braucht sich nur zu zeigen um zu gefallen u wer sie näher kennt u nicht Liebe u Achtung für sie fühlt ist ein schlechter Mensch. Das ist nun freilich ein bischen zu viel – aber sehr verzeihlich denn die Eigenschaften die wir in einer Geliebten Person zu finden glauben, denken wir, müssen auch von andren bemerkt u geschäzt werden. – *Sophie,* der ich das aus deinem Brief vorgelesen was ihn angeht, sagte „du weißt was *L* antworten würde, u ich bin seiner Meynung, wenigstens habe ich noch niemand gesehn der dich kent u nicht liebt, denn, meyne ich dein Bruder hat unrecht; was seine Famillie dagegen einzuwenden hat wird vorher geschehen u wenn sie denn ihre Einwilligung gegeben, u die Mutter, die ihren Sohn zärtlich liebt u eine rechtschafne gute Frau seyn soll, wird dich schon deswegen lieben weil er durch dich glücklich wird.

[40] *Sophie Dollfus, geb. Gontard (1773–1861) an Marie (Auszug)*

Freitag den 12 Januaris ⟨1798⟩

Kurtz oder lange deine Briefe freuen immer, sie spregen so ganz zum hertzen, den nuhr das hertz hat sie diktiret, welge freude macht mir deine Freundschaft, und wie gerne höre ich von dir, das ich die einzige bin, der du so ganz inig gut bist, ich beneide nimanden um deine Freundschaft aber ich möchte doch gerne die erste sein, ich fodere dis mit einem gewissem rechte, den ich kenne kein weib das ich mehr liebe wie dich, mit welgem feuer habe ich noch diesen abend mit der guten Lansberg von dir gesprogen, so wie du sonst, gleig der morgen sonne die ihre wohltähtigen strahlen über die erde streud, und der geder erwachende Mensch entgegen lacht, in unserem zirkel emphangen wurdest, so erheiteren sich auch ietz unsere gesigter, und unsere zungen werden geleufig, zu deinem lobe wen von dir die rede, mir sehen dich gleig dem bande an welges uns alle zusammen knüpfte und dem mir dis bündnis ewig danken werden, wir liebten uns untereinander, und alle diese liebe hat bei dir ihren samelplatz, wie schön wahr unser kleiner zirkel als er noch durch dich belebt wurde, du hast ihn verlassen, doch unsere gedanken folgten dir.

[41] *Von derselben (Auszug)*

Montag den 5. Feberauris ⟨1798⟩

Meine gute Marie schrieb mir einmahl, das selbst ein schlegter Strumph von meinen händen gestrickt ihr Freude machen würde, dieser gedanke verbunden mit der begirde das zu lernen, was andere so schön machen, hat mich bewogen, eine haube zu unternähmen, ich habe diese arbeit mit Freude gemacht, den der gedanke führ dich zu arbeiten, that mir wohl . . . liebe Marie wie oft denke ich an dich, doch gewis nie ohne den wunsch mit dir zu sein, du warst so ofen gegen mich, und manges was du anderen nicht sagen würdest, sagtest du mir, ach ich wahr so froh in deiner nähe, den bei dir fande ich die wahre hertzligkeit, die in dem sie von hertzen kömt auch wieter, zu hertzen tringt. Ich bin diesen abend mit Sussette und der Sömering gewähsen, du kanst dir wohl denken, das da recht viel von dir die rede wahr, die guten Menschen wissen wohl das sie mir Freude damit machen, und wen ich stum gegen ihnen über sitze, so öfenen sie mir den mund in dem sie deinen nahmen ausspregen.

Brewilier hast du sehr viele freude durch deinen brif gemacht, noch gesteren haben mir davon gesprogen, und wünschen uns immer unsere

gute Marie in unsere mitte. gutes Weib liebe uns nuhr halb so viel, wie mir dich lieben und mir werden zu friden sein. schlafe wohl morgen sage ich dir mehr.

Dinstag den 6.

Ich habe meinen abend bei susette zugebragt wo wir das ende der Angniese Lielien gelehsen, (3) Ich bin sehr froh meine wette gewonen zu haben, die Prinzes ist die Mutter, und der geheimnisvolle Charls der Vatter, Northeim ist und bleibt der geliebte, ich werde dir gelegenheit geben, deine schuld zu bezahlen, mache dich nuhr auf ein schönes dejeneu gefast wen ich zu dir komme . . . ietz lebe wohl beste Marie, Grüse deinen Mann, und sage ihm das ich ihm imer noch sehr gut sei. liebe imer deine

Sophie.

hast du lange nichts von Steigentesch gehört, es ist mir ja wohl erlaubt um nachrigt von ihn zufragen.

[42] *Von derselben (Auszug)*

Dinstag den 30 April ⟨1799?⟩

kaum kan ich mich an den gedanken gewöhnen, in diesem (3) augenblick nicht bei dir zu sein, doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, die kleine reise, die mir diesen Sommer zu euch machen wollen, ist unser lieblings gespräg, dismahl kan ich mit mehr sigerheit, ein mir so liebes verspregen geben . . . Alles ist nun hir auf dem lande, Susette wird Morgen auch hingehen, sie hat uns sehr artig gebehden sie recht oft zu besugen, aber die läre wird sie nicht ausfühlen die du führ uns dort liesest, und so wird uns der ort, auch in der grösten geselschaft eine Einöde sein.

[43] *Von derselben (Auszug)*

Frankfurt den 4 Juni ⟨1799⟩.

(2) wen dir Susette lange nicht geschriben hat so must du ihr verzeihen, sie hat itzt ihren bruder und seine Frau bei sich, und das macht ihr viele arbeit, den die wollen unterhalten sein, da hat sie immer viele leude bei sich, doch hat sie dich gewis nicht vergessen, den wen sie von irgend jemanden mit liebe sprigt, so ist es von euch treien . . (3) . . nicht wahr beste du verzeihst das ich so geschmirt habe, es ist immer so späde, wen ich in mein zimmer komme, da wegen der *B.* jeden tag supers sind. wen du es nuhr lesen kanst, und dich daraus überzeugst das deine *S* dich immer liebt.

[44] *Marianne Gontard (1771–1832) an Marie (Auszug)*

Franckfurt d 29 Juni 1799

Meinen Herzlichsten Glückwunsch, zu deiner Glücklichen Niederkunft, Arme Marie hast wieder so viel leiten müssen . . . wie Herzlich hätte ich gewünscht, die Freude der ganzen Famille mit an sehen zukönnen bei der ankunft des kleinen Jungen Herns diese Freude mus sehr gros gewessen sein, die kleine Lotte würd doch nicht darüber vergessen werden? . . .

Nun ist entlich der Ball vor den Könich ⟨von Preußen⟩ vor bei; der Könich war sehr gnätich Er sprach mit Jedermann, ganz so wie Er es als Kronprinz getahen hat, den Sonntag im Wilhelmsbad, sprach Er schon sehr viel mit als unsern Hern, und da gab Er zu verstänhen es würde Ihn Freuen alle seine altenbekanten Franckfurter auf einem ball wieder zu sehen . . . Er danzte mit der *Bernay* und mit der schönen Frau von Holshausen, und die Könichin danzte mit Ihm dem *Bernay* Marie! Was ist die Könichin und Ihre schwester so schön, die 4 Schwestern wahren alle Griegs ⟨Griechisch⟩ gekleitet, Sie sahen aus wie 4 recht schöne schwebente Wechswood ⟨Wedgwood⟩ figuren, Mein Vater fand es seine nur Sie, und unsere Marie die sich so kleiden könten, weil nur diese, die Figuren und daß ganze wessen da zu hätten, Er habe Sich ihmmer gefreud wenn Er dich hätte ins Zimmer kommen sehen, wegen deiner schönen art dich zu presentiren . . .

Durch den Toht der armen Metzler die grade den tag vorher starb konte niemand von Bethmans auf den Ball gehen und *Susette* hatte also Tuhrneisen den ganzen abend nur allein für sich, du kanst dir also leicht dencken wie vergnücht Sie war, auch ist Sie fast bis ganz zur letz geblieben, diese *puis*allerschaft gehet noch ihmer fort ihren gang.

[45] *Elise Kinkel an Marie. Mannheim, 10. März 1803 (Auszug)*

Daß ich Ihnen herzlich gut war davon konnte ich Ihnen keine Beweise geben aber das muß die gute Mari gefühlt haben. Ich betrachte Sie oft und dachte mir daß Sie viel in Ihrem Vaterlande auf den Gebürgen gelebt haben müssen. Sie wissen daß man hohen Gebürgen besonders aber den Schweizerischen die Eigenschaft anerkennt, daß die reine äterische Luft die man daselbst atmet, die Seele sanft und heiter stimmt, die Leidenschaften dämpft und ihnen das scharfe bittere benimmt, das uns Flächen Bewohner öfters drükt; wenn ich meine sanfte Mari dann vor mir sah mit ihrem wohlwollenden Gesicht mit der Seelen Ruhe die nichts erschüttern zu können scheint, dann dachte ich mir Ihnen immer in Ihrem romantischen Vaterland.

[46] *Admiral Henri Kinkel an Marie. Gleichzeitig (Auszug)*

und wirklich die Uberzeugung von solchen Menschen wie sie und die Ihrige geschätzt und geliebt zu werden, hat etwas das dem Hertzen sehr wohl thut, und den stoltz schmeichelt.

[47] *IV. Marie an Sophie Dollfus (Bleistift)*

Schon ehe deine nachricht kam wußte ich das *Louis* hier sey ich hab ihn gesehn u kan ihn nicht sprechen. Die Lorchen kam vorhin auf mein Zimmer „ach Mamsel es geth hier auf der Wiese ein Ofizier schon lange auf u: ab u: sieht immer hinauf nach den Fenstren er will gewiß ihnen oder der M^me^ *Gontard* ein kompliment machen. ich wurde so bestürzt, daß mir die arbeit aus den Händen fiel die Mägde sizen den ganzen tag vor der thüre u: sind aufmerksam drauf geworden; die Kinder fahren beständig im Garten herum; ich wollte mit F: *G:* auf die Wiese sah ihn an einen Baum gelehnt meine unruhe zu beschreiben wäre vergeblich ich ließ Sie allein u gieng zurück Sömmering die schon zimmlich überzeugt einige worte wegen ihm mir hingeworfen hat geth mit Janot (?) da herum u er ist noch da!

(2) Ich wünschte so sehnlich ihn zu sehn den guten *Louis* er ist hier mir so nah den ganzen tag u ich kan ich darf ihn nicht sprechen o! wenn er es glaubt daß ich ihm gut bin so wird er fühlen wie mir dabey zu muthe seyn mag ich sehe keine möglichkeit ihm näher zu kommen den tag über gewiß nicht den ganzen morgen ist F *G:* mit Höl: oben ihn der Laube u ihm *Cabinet* die Kinder verlaßen diese Gegend Bediente u Mägde immer ums Haus herum wenn er morgen wieder käme u bemerkt würde es wäre nicht gut. o sagt es ihm ihr guten um meinetwillen vorsichtig zu seyn es Hülfe doch nichts als mich in eine tödliche unruhe zu bringen. Wenn er es auf's ungewiße wagen will diesen abend (3) um 9 uhr vieleicht werde ich doch eine minute finden wo ich allein da seyn kan wenn Sophie es gut findt. aber Vorsichtig wenn an meiner ruhe ihm was gelegen ist denn H: *G:* wird Weidemann begleiten sie könten sich leicht antreffen sein weißes Kleid ist zu merklich. lebt wohl ihr guten grüßt ihn herzlich.

[48] *V. Ein Fragment des ‚Hyperion' in der Abschrift Mariens*

Ich solte das Vergangne schlummren laßen. Aber ich weis nicht warum? Das Bild des Ionischen Mädchens verfolgt mich jezt öftrer wie je. Ich wolte dir gerne von etwas andrem schreiben, aber ich habe nichts in der Seele als die Tage die dahin sind.

Ich kan sie izt so ungestört begehn, die Todtenfeier meiner Jugend! Meer und Erde schläft in der Schwüle des Mitags u: selbst die Quelle, die sonst hier spielte ist vertrocknet. Kein Lüftchen säuselt durch die Zweige! Ein leises Aechzen der Erde wenn der brennende Strahl den Boden spaltet! Aber das stört wohl nicht! Auch giebt die Cypreße die über mir trauert Schatten genug. –

Ach! da sie mir erschienen war, u: mein ungedultig Herz noch Ruhe fand in der Einen, daß ein solches Wesen unter uns auf Erden lebte, da ich sie noch dem Himmel gönte dem sie angehörte, und der Welt die sich verschönerte durch sie, da ich so in (2) reiner Freude in stiller seeliger Genügsammkeit das süße Licht umschwebte – wenn ich neben ihr gieng, und hörte, u: von nichts mehr wußte als dem herrlichen Geist ihrer Rede und sich am Ende kein wort mehr fand für ihre Gefühle u. sie schweigend niedersah erröthend vom himmlischen Feuer, u. mir dann so sichtbar ward wie sie vergaß, daß ich noch um sie war – ich hätte sie um alles nicht an mich gemahnt – meine Seele fühlte nie sich göttlicher als wenn ich sie so betrachtete in ihrer heiligen Vergeßenheit! – Warum konnt es nicht so bleiben? warum mußt ich an mich denken? ich armer Thor! warum mußt ich fodren daß das herrliche mein seyn sollte das meiner nicht bedurfte? Ich sehe nun klar, wie ich ihr gar nicht⟨s⟩ war. Die Welt achtete mich nie; da⟨s⟩ wäre nun wohl zu tragen! aber daß sie mich nie achtete, daß sie – ma⟨n⟩ verweilt wohl auch an den verrütteten Ruin⟨en⟩ (3) über einem Grabe, sucht sich die unkentliche Schrift zu deuten, weis nichts heraus zu finden und geht vorüber – O ich wollte ganz schweigen über meinen Schmerz – aber du wirst gern den Glauben ⟨mir⟩ gönnen, das es wohlthätig ist wo mann sich nicht selbst helfen kan sich an ein Brüderlich Herz zu halten? – Ich möchte mir so gerne sagen das ich sie wieder finden werde in irgend einer fernen Welt des ewigen Dasyens. – Ewiges Daseyn? was nenne ich so? – Und sie gehet ihren Gang allein, sie eilet zum Ziel die Heldin; wie solte ⟨sie⟩ sich umsehn nach diesem und jenem? –

Du wirst wenig Freude mehr haben an mir. Aber zürne nicht! Was ists das nicht verwelkte. O so ein armes Wesen! wovon mann nicht weis wozu es da ist wovon es ausgieng wohin es wiederkehrt, ob es früher fällt oder später, was ists am Ende? – – –

Ach! das Leben ist kurz, sehr kurz. Wir Leben nur Augenblicke u. sehn denn Tod umher. (4) Es giebt noch Augenblike, wo es mich so weit über mich selbst erhebt das herrliche Gefühl, der Mensch sey nicht fürs einzelne geschaffen

II. TEIL: ERLÄUTERUNGEN

Die folgenden Gänge bewegen sich im Vorhof der Dichtung, zu der sie doch hinstreben, in einem Mittelraume zwischen Welt und Werk. Die Texte geben mehr Intimes als Monumentales. Aber sie zeugen von Hölderlins Umgebung in Frankfurt. Sie bereichern und sichern die Kenntnis seines Lebens und seiner Umwelt dort durch Fakten, Daten und einen Kreis von Figuren, die bisher im Schatten oder gar im Dunkel standen. Sie vermitteln ferner in einer Fülle und Dichtigkeit, die bisher nicht da war, die Atmosphäre, worin sich der Dichter 1796–98 in der alten Stadt bewegt hat, in dem Hause, das ihm Schicksal wurde. Sie beleuchten von verschiedenen Seiten die Lebensart, den Lebensstil dieses Hauses, und wohl den Lebensstil großbürgerlicher Häuser des Frankfurt von damals überhaupt. Im Atmosphärischen eben, das dem Biographen zum Verstehen der Dichtung, der dichterischen Stimmung vornehmlich, unschätzbar sein muß, liegt wesentlich, und abgesehen von dem liebenswerten Reiz, die Bedeutung der Funde.

Das Licht, das von den neuen Dokumenten ausgeht, beleuchtet *des Hauses Kleinod,* wie es von andern gesehen, empfunden, geliebt wurde, und läßt erkennen, wie „richtig" der Dichter gesehen hat. Es reicht aber noch hinab in eine tiefere Schicht. Es beleuchtet ergreifend die tragische Situation der Liebenden, vornehmlich die der Frau, – ihre Teilhabe an zwei Welten, die sich nicht miteinander vertrugen: der Welt der Gesellschaft, an die sie gebunden war und blieb, und der Welt, die der Fremdling, der Dichter vertrat.

Dieser tragische Aspekt, samt manchem andern Einblick, wird sich freilich erst durch den zweiten Teil voll auftun, den das Jahrbuch 1957 bieten wird. Die Fülle war nicht auf ein Mal zu bergen. Der Herausgeber bedauert dies selbst; er ist jedoch den Redaktoren schon für den weiten Raum im heurigen Jahrbuch sehr aufrichtig verbunden. Jedenfalls sind die Funde als Einheit zu nehmen. Ganz befriedigend ist keine Aufteilung. Mit Absicht ist das Hyperion-Fragment, das etwa gleichzeitig im 3. Band der Stuttgarter Ausgabe erscheint, nicht aus dem Gesamtkreis herausgebrochen. Am Anfang stehen sinnvollerweise die Sachen um Ludwig Zeerleder. Vom Nachlaß der Freifrau Marie Rüdt von Collenberg, geb. Rätzer, durften den Vorrang die sieben Briefe Susette Gontards erhalten, dazu die fünfzehn Jacob Friedrichs, von dessen Hand bisher fast nichts unmittelbar Charakteristisches da war. Dann aber mußte endlich die junge Bernerin vorgestellt werden durch eine Auswahl von Briefen an (und über) sie,

die ihre Erscheinung, ihr Wesen, ihren Zauber widerscheinen und verstehen lassen, daß sie als *Bild der Freude* galt. Der Herausgeber glaubte hier nicht eben sparsam sein zu dürfen, weil das Hervortreten eines solchen Wesens im nächsten Umkreis des Dichters wohl zu den Rätseln der Hölderlin-Biographie gehört. – Der zweite Teil soll vornehmlich Briefe Mariens aus dem Hause Gontard bieten, dazu solche von ihren Geschwistern und von Freunden des Freiherrn in Frankfurt.

Der Verfasser mußte vorläufig Personen, Orte und Dinge vergegenwärtigen, also vornehmlich Erzähler, Nachzeichner von Lebensläufen, Nachgestalter von Gestalten sein und sich zeitweilig etwas weiter von Hölderlin entfernen. Der Bezug auf diesen Mittelpunkt wird wohl im zweiten Teile wieder ständig einleuchten. Erst hier werden die wichtigsten Dokumente recht „interpretiert" werden können. (Im selben Jahrbuch wird dann, als seltsame Art Gegenstück zu den Erscheinungen Susettens und Mariens, das zwielichtige Leben einer Persönlichkeit, die der Dichter ohne Namen in zwei Briefen auszeichnend erwähnt, aus archivalischen Quellen nachgezeichnet und nach seiner Bedeutung für ihn befragt werden. Es ist die Gesellschafterin Charlottens von Kalb.)

Mit Rücksicht auf den Raum mußten die Fußnoten auf das Notwendigste beschränkt werden. Angesichts der notgedrungenen Aufspaltung des Ganzen in zwei Komplexe bittet der Herausgeber vorläufig um Nachsicht gewisser Lücken und Schönheitsfehler der Komposition.

1. Susette Gontard und Ludwig Zeerleder

Denke nur! Gestern Abend bekomme ich durch die S . . . die höchst unerwartete Nachricht, daß Z . . . von Bern (der vor 5 Jahren mir das Fragement von Dir abschrieb) so eben bei ihr gewesen sey. Daß griff stark in meine ruhige Stimmung ein, und es fiel mir gleich auf's Herz, ob auch wohl diese Erscheinung, Dir nicht irgend eine Art von Bekümmerniß bringen mögte, und es beunruhigte mich sehr. Aber um's Himmels willen, mein Einziger! laß es Dir nur keine Sorge machen, es wäre sicher unnöthig, Ich betheure Dir noch einmal. Er war mir nie mehr als Bruder, und Freund! und kann mir nie mehr werden. Aber Du kennst mich ja und Du hast tausend Beweise wie mein Herz Dir hingegeben ist . . .

. . . Wie gerne werd ich von Dir mit ihm Sprechen, und wie sehr wird daß mein Herz erleichtern. Ich werde ihn nie entfernend begegnen denn dieß, wäre aus mehr als einem Grund nicht gut, aber mit dem ganzen Gefühl und Stolz meiner Liebe werde ich mich ihm entgegenstellen, und er wird gewiß sie ehren.

Dies, und einiges andere, schrieb Susette Gontard am *Montag,* dem 4. November 1799[1], dem Freund in Homburg. In ihrer Besorgnis beschwor sie ihn fast am *Donnerstag* derselben Woche:

[1] Die Briefe der Diotima, hg. von Karl Viëtor, S. 46 (Insel-Bücherei Nr. 455,

Aber Du Guter werden auch meine Nachrichten, Dich nicht kümmern? – O! laß es nicht! – – – Wer weiß wie es kommen kann, wozu es gut ist wenn ich meinen Schmerz, so fern und doch so nahe Dir zu leben, ganz, mit Wahrheit, vor einen sichern Freund enthülle! – – – Denke auch mit Gewißheit daß ich immer nach Deinem Sinn, nur das Nöthigste sagen werde, und daß unsere liebste Liebe, immer nur uns bekannt, und ein heiliges Geheimniß bleiben wird . . .

Noch dreimal, doch ruhigen Tones, erwähnt Susette den Gast aus Bern. Bis vor wenigen Jahren war dieser ein Namen- und Wesenloser. Auf Bitten des Hölderlin-Archivs und Jürgen Isbergs in Hamburg nahm Beda Allemann die Spur auf, die bald zum ersten Ziele führte. Der Gesuchte war Ludwig Zeerleder (1772–1840): Enkel Albrecht von Hallers, Sohn eines angesehenen Bankiers, nachmals selber Finanzmann von Rang und dabei tatfreudiger Patriot, der geschickt die Interessen seiner Vaterstadt in ihrer klippenreichen Politik während der Jahre der Helvetischen Republik, der Mediation und der Restauration zu verfechten wußte.

Bald nach Ludwig Zeerlebers Tode gab sein jüngster Bruder Bernhard eine kenntnisreiche, zuverlässige Skizze seines Lebens und Wirkens[1]. Sie würdigt den Politiker apologetisch, den Menschen pietätvoll, ohne doch alle Schatten zu vertuschen.

In einem guten, wohlgestellten Haus erzogen, reich begabt an Körper und Geist, weltoffen, gesellschaftsfroh und bildungsfreudig, scheint Ludwig in seiner Jugend längere Zeit ein ambivalenter Charakter geblieben zu sein, – ein Geist auch, „dessen lebhafte Phantasie und vielleicht nur zu vielseitige Bildung zuweilen eine andere Laufbahn zu erheischen schienen". Weltkenntnis halber ging er im Sommer 1793 auf Reisen: zunächst, für nur acht Tage, nach Frankfurt, „wo er die alte Freundschaft seines Hauses mit Moritz Bethmann erneute", von da nach Hamburg, wo er vom Juli 1793 bis in den März 1794, und nach England, wo er von Anfang Juni bis ins Spätjahr 1794 weilte. „Anfangs 1795" kehrte er nach Bern zurück und übernahm „mit einem jüngern Bruder die Leitung des Handelshauses".

In Art und Erscheinung war Ludwig ein Mann, dem „das äußere Wesen wie der innere Werth . . . die Herzen gewinnen" mußte, dem darum auch „sein ganzes Leben durch die Gunst der Frauen und der Jungfrauen zu Theil ward": „geschmückt durch regelmäßige und aus-

1954). Der Text hier und in den folgenden Zitaten nach den Handschriften revidiert. – *S . . .*: die mit Susette befreundete Frau des Anatomen Sömmerring; *B . . .*: Simon Moritz Bethmann, mit Z. seit 1793 befreundet.

[1] Erinnerung an Ludwig Zeerleder, Konstanz 1843; etwas gekürzt: Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jg. 1840, 2. Th., S. 787–824. Der Darstellung des Bruders sind die Fakten und die Zitate des folgenden Abschnitts entlehnt.

drucksvolle Gesichtsbildung, durch einen alle Forderungen der Plastik erfüllenden Körperbau, durch natürliche Anmuth, durch die feine, hoch und ächt gebildete Sitte, welche aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete". Im Drang des Lebens war es „der eigenthümliche Vorzug dieser seltenen Natur, daß sie, wenn auch der Strom zuweilen über die Ufer sich ergoß, doch das richtige Bette nie ganz verließ und den Damm nie zerstörte".

Über Ludwigs Reisen wußte Bernhard Bescheid dank einem Tagebuche seines Bruders „in Form von Briefen an seinen Freund Hirzel" in Zürich. Allemann suchte vergebens danach. Wohl aber fanden sich Spuren in Publikationen des vorigen Jahrhunderts. Alfred Stern hatte einiges „Aus dem Briefwechsel von Fritz von Stein und Ludwig Zeerleder" mitgeteilt[1]: Zeugnis lebenslänglich enger Freundschaft zwischen Goethes Zögling und dem jungen Berner. Das Reisetagebuch war schon für Stern verschollen, seine Vermutung, die Freunde hätten sich in Weimar kennengelernt, längst widerlegt durch Briefe Steins an Charlotte von Schiller[2]. Aus Hamburg schreibt dieser am 8. Oktober 1793:

Nur vier junge Leute habe ich hier angetroffen, . . . darunter . . . einen Hr. v. Zeerleder, einen ganz munteren Kopf, mit dem ich aber immer in Streit lebe, wegen seiner eigensinnigen Behauptungen.

Am 27. Februar 1794 teilt er mit, er werde mit zwei Freunden in acht Tagen *eine Tour durch Deutschland und England* antreten. Zwölf Tage weilen sie in Berlin, ein paar in Dresden bei Körners; am 1. April schreibt Stein aus Leipzig, am 9. Mai aus Frankfurt, und dazwischen, vom 14. bis zum 18. April, vermerkt Knebel in Weimar den Besuch in seinem unveröffentlichten Tagebuchkalender.

Die Urlichs noch bekannten Briefe Zeerleders an Stein sind inzwischen verschollen, die Steins und die Reisetagebücher seit kurzem in der Burgerbibliothek Bern geborgen. Sie harren ihrer Auswertung, die vornehmlich wohl auf das Verhältnis von Kultur der Empfindsamkeit und Kultur der klassischen Humanität in der Geistigkeit des jungen Berners achten

[1] Goethe-Jahrbuch 9, 148–160.

[2] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Bd. 1, Stuttg. 1860, S. 440 ff. – Erwähnungen Z.s in gedruckten zeitgenössischen Dokumenten: Fritz von Stein an Goethe, Hamburg 11. 10. 1793 (W. Bode, Stunden mit Goethe 8, 1912, S. 115–117). – Charlotte von Stein an Fritz, 30. 6. 1794 (Briefe an Fr. v. St., hg. v. Ludwig Rohmann, 1907). – Joh. Friedr. Herbart an Joh. Schmidt, 26. 9. 1798 (Herbart, SW 16, 93). – Rud. Steck an J. R. Fischer, 19. 1. 1799 (ebenda S. 101). – Endlich A. W. Schlegel an Madame de Staël, 24. und 26. 12. 1810, 21. 6. 1811, 30. 8. 1814 (Pauline de Pange, A. W. Schl. und Frau v. St., Hamburg ⟨1940⟩, S. 211, 213, 222 f., 419).

müßte. Nach gewissen Indizien steht er reiz- und bedeutungsvoll an der Schnittlinie der beiden Bereiche[1].

Im Vordergrund des Bildes, das Zeerleder von Frankfurter Häusern entwirft[2], steht die von Hölderlin gefeierte Gestalt, wie sie der Berner erlebt und zeichnet. Sein erster Besuch währte nur vom 18. bis zum 25. Juli 1793. Gesellschaftlich gewandt und offenbar gerne „herumgereicht", aber auch zum Vergleichen lustig und ein Ideal der Geselligkeit in sich tragend, blickt der Gast alsbald kritisch-kühl auf die Verhältnisse. Das Bild der vierundzwanzigjährigen Frau aber prägt sich ihm mit zarten und hellen, doch unauslöschlichen Zügen ein. Der Frankfurter Geldaristokratie ebenbürtig, daher selbstsicher und unbefangen, spricht er seine Bezauberung viel rascher aus als der künftige Hofmeister. Doch in dem Bild, das er entwirft, walten die gleichen Züge vor. Nicht begabt mit der Gabe dichterischer Verwandlung des Angeschauten, doch tief davon berührt, vermittelt Zeerleder den Realgrund und bestätigt, was Hölderlin im Brief beschreibt, im Gedicht gestaltet und feiert, indem er die Erscheinung seinem Weltbild einfügt und von ihm her deutet, aus ihm aufleuchten läßt. *Là j'aime Sa grace et là Sa majesté*, so bekennt Zeerleder, und Hölderlin[3]:

Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, u. Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen.

In der Einheit des „Harmonisch-Entgegengesetzten" begreifen beide das Wesen der Frau und den Grundzug eines klassischen Menschenbildes. –

Das Verlangen, sie wiederzusehen, wird im Frühjahr 1794 an der Bestimmung der Reiseroute seinen Teil gehabt haben. Fast einen Monat

[1] Einige philologische Fragen müssen vorläufig offenbleiben. Z.s Tagebücher haben die Form von Briefen an seinen Freund Hans Jakob Hirzel (1770–1829), nachmals Staatsrat in Zürich. Zu gewissen Abschnitten (z. B. Nr. 1) gibt es darin Varianten, deren Grund und Absicht vorerst unklar ist. Dieser Frage wird ein kurzer Exkurs im nächsten Jahrbuch gelten.

Aber auch in der Wirklichkeit hat Z. viele Briefe an Hirzel geschrieben; das ergibt sich aus zwei Stellen von Nr. 5. Ihr Fund würde wohl das Unmittelbarste zutage fördern, was Z. von Susette Gontard empfunden und geschrieben hat.

Endlich aber scheint doch auch diese noch eine Zeitlang Briefe mit ihm gewechselt zu haben. Eine *bessere Correspondentin* nennt sie Stein (Nr. 10). Auch diese Briefe sind verschollen. Ihre Aufbringung würde gewiß den Fund krönen.

[2] Von den *beyden jungen Gontard* ist der eine natürlich Jacob Friedrich, Susettens Mann, der andere doch wohl sein Bruder Franz (1759–1829), vermählt mit Barbara Friederike Wichelhausen (1765–1835). – Über Franz und seine Frau vgl. die Lebens-Erinnerungen ihrer Tochter Maria Belli-Gontard (Frankfurt a. M. 1872, S. 1, 4 und 5 f.).

[3] StA 6, Nr. 123 Z. 13–15; vgl. Nr. 136 Z. 57–59.

verweilen die Freunde, ehe sie den Strom der Romantiker hinabfahren. Von Anfang an stehen die Tage dort für Zeerleder im Schatten des Abschieds[1]; von Anfang an sieht er jetzt in Frau Gontard *die Vollkomne* und tritt auch damit in die Nähe Hölderlins, der freilich wiederum dieselbe Erfahrung sehr tief in seiner geistigen Welt begründet in der ergreifenden Rückschau Hyperions auf seine erste Begegnung mit Diotima, worin er *die Vollendung . . . gegenwärtig gefühlt* hat[2].

Ich läütre mich in Ihrem Umgange: so empfand Zeerleder damals, – wohl ohne die Krise zu ahnen, durch die sein dritter Besuch ihn führen sollte. Er machte den Traum einer *Rükreise über Frankfurt* im Spätjahr 1794 wahr und blieb diesmal *vier ganze Monate*. Über die berichtet er erst am 28. April 1799, in einer Rückschau und Rechenschaft (Nr. 5).

Damals, ums Jahresende 1794, muß Zeerleder Frau Gontard in seiner Abschrift das soeben erschienene *Fragment von Hyperion* überreicht haben[3]. Er wollte damit einer Frau, die er liebte, nicht einen aufgehenden Stern am literarischen Himmel bekannt machen: er wollte der *Vollkommnen* im Spiegel der Dichtung sein eigenes Empfinden vermitteln. Darum gab er dem vorgeschriebenen Text durch Abschrift eine persönliche Note. Ein Liebender war es, der da die Geschichte von Melite und Hyperion nachschrieb, – die Geschichte von dem *heiligen Frieden ihres Herzens* und der *Nacht und Armuth* des an der Welt und an sich selber Leidenden. Ein ohne Glück, bald wohl auch ohne Hoffnung Liebender, der sich durch wertherische Stimmung zu Bescheidung und Distanz hindurchrang.

Der Rückblick betont das *Verschrobene* der Tage von einst. In diesen war zunächst noch anderes Licht um die Dinge. *Kühnheit und Freyheit von*

[1] Kurz vor oder nach dem Abschied sandte Stein an seine Tante Sophie von Schardt in Weimar einen Brief, worin er das lange Verweilen in Frankfurt als *Gefälligkeit* hingestellt haben muß. Darauf schrieb ihm seine Cousine Amalie von Imhoff nebst einem Gruß an seinen *Reisegefährten* die neckisch-anzüglichen Worte: *blose Gefälligkeit war es doch nun wohl nicht! . . . ich habe immer gehört daß die Reichsstädterinnen gefährlich sind, unter dem allgemeinen Reichs-fähnlein der Schönheit, üben sie eine despotische Gewalt aus, der sich sogar die Democraten unterwerfen müssen.* (Briefe von Amalie von Imhoff an ihren Vetter Fritz von Stein. Hg. von Heinrich Meisner, Erich Schmidt. Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin, NF. 5, Berlin 1911, S. 8.) Auch am 3. 8. 1794 kommt Amalie auf den Reisegefährten zu sprechen, der ihr anscheinend nicht gleichgültig geblieben war.

[2] Hyperion 1, 93 (2. Buch, 3. Brief).

[3] Neue Thalia. 4. Th. 5. Stück 1793, erschienen erst November 1794. – Die Vermutung Alfred Kelletats (HJb. 1954, S. 91 Anm. 1), die mit *Zl. B.* signierte bedeutsame Besprechung des 1. Bandes von Hyperion in der Oberdeutschen allg. Litteraturzeitung (25. 10. 1799) sei von Zeerleder, ist zwar, nach freundlicher Auskunft von Staatsarchivar Dr. von Fischer, aus seinem Nachlaß nicht zu belegen, trotzdem aber recht einleuchtend.

Vorurtheilen spricht der Zurückschauende seinem damaligen Denken und Trachten zu. Gemeint ist nicht Libertinismus und Immoralismus, sondern ein Subjektivismus von der Art Werthers, oder Ferdinand von Walters, – ein Anspruch auf das Recht der Natur und des Herzens, sich über die Grenze hinwegzusetzen, die durch die Bindung der Frau gesetzt war, – eine *Freigeisterei der Leidenschaft*[1].

Sichtbar wird in der Rechenschaft auch ein anderes wertherisches Element: der zunehmende Weltverlust, der Rückzug aus allen Verhältnissen, die sich verkrampfende Beschränkung des Lebens und Denkens auf den einen Gegenstand, der fast allein noch das Medium der Wirklichkeit darstellt. Seit *Werther* ist solche Weltentfremdung durch leidenschaftliche Liebe ein Phänomen zeitgenössischer Dichtung[2]. Bei dem jungen Berner ging dies so weit, daß er *lange alle andern* Briefe der Seinigen *uneröffnet beyseite legte,* außer denen des Zürcher Freundes, der ihn denn auch schließlich aus seinem „Sichverliegen" aufriß. Ein solcher Zuruf wäre aber wohl verhallt, wenn er nicht selbst durch die Krise zu Besinnung und Bescheidung gekommen wäre. Darauf deuten die Briefe Steins nach Frankfurt (Nr. 7 und 8). Es beleuchtet wohl nicht nur die spätere Ansicht Zeerlederś, sondern auch die Einsicht, die ihm noch in Frankfurt aufging, wenn er erklärt: *mein Verhältniß . . . konnte nie mich glüklich machen, vielleicht das Glük meiner Freündin zerstören.*

Eine Natur, so sagt Zeerlederś Bruder, die, „wenn auch der Strom zuweilen über die Ufer sich ergoß, doch das richtige Bette nie ganz verließ und den Damm nie zerstörte". Der Schluß des Rückblicks bestätigt dies. Aus Werther-Stimmung wurde nicht ein Werther-Schicksal. Ziemlich rasch scheint sich Zeerleder ins Unabänderliche gefügt, den heimatlichen Verhältnissen anbequemt und der Gesellschaft seiner Vaterstadt angeschlossen zu haben. „Es war jetzt die letzte Zeit des alten Bern. Welt und Genuß drängten sich wie in den Jahren vor der Sündfluth. Wie hätte Z. ihnen fremd bleiben sollen? . . . Dennoch waltete in dem Allen, wo die Leidenschaften brausten, bei Z. die Überlegung vor." So erzählt der Bruder, mehr andeutend als ausführend. Jedenfalls hat der Heimgekehrte bald seinen *Aufenthalt in Frankfurth* als *Episode* betrachtet. Der Anspruch der väterlichen Handlung, zu der bald der des Freistaats in seiner Agonie kam, drängten ihm wohl *des Lebens ernstes Führen* auf. Er knüpfte frühere Beziehungen zu einem Mädchen aus sehr altem Geschlechte wieder an. Die Patriziertochter wurde „nach manchen Stürmen der Zeit" seine Frau für eine lange, kinderreiche Ehe, deren anscheinendes Glück ihn doch

[1] Schiller, Nationalausgabe Bd. 1, 165.
[2] Kabale und Liebe IV 4; Don Carlos I 2 v. 203 f. und V 1 v. 4509–14.

nicht vor einem gefährlichen Nervenzusammenbruch nach der aufreibenden Vertretung Berns am Wiener Kongreß zu bewahren vermochte. Aber „körperliche Leiden . . . haben ihn nie besiegt, der nur gegen seine eigene Phantasie oft nicht stark genug war": so berichtet Bernhard, der dann das sechste Jahrzehnt seines Lebens als dessen „Zenit" würdigt: „Glücklich in seinem häuslichen Leben, einer der größten Grundeigenthümer, hohes bürgerliches Ansehen genießend, umringt von Freunden, wie Wenige."

Längst ruhte damals die Frau, die dem jungen Berner als *die Vollkomne* erschienen war und, nach einem andern Freundeswort, *das wandellose Leben der Gottheit* gelebt hatte[1]. Zeerlederś Hochzeit war am 24. Mai 1802 gewesen, vier Wochen vor Susettens Tod.

Im Spätherbst 1799 hatte Zeerleder Frankfurt wieder besucht, als ein vorübergehend halb Entwurzelter. Beim Sturz des alten Bern, im Frühjahr 1798, hatte er sich als Major in Durchführung heikler Aufträge des Rats und Generalstabs durch Umsicht, List und Mut hervorgetan, gleich darauf in Wien sich diplomatische Sporen verdient, bald aber, inmitten allgemeiner Auflösung, auch in die des väterlichen Handelshauses sich schicken müssen. Er stand nun in der Gründung einer neuen Existenz. All dies hatte ihn, wie Frau Gontard sofort empfand, *sehr verändert.*

Was nun dort, im Weißen Hirsch, einmal in stiller Stunde gesprochen worden sein mag: kein Zeugnis gibt Antwort auf eine solche scheue Frage. Vielleicht wirkte sich jene Veränderung des Gastes auch in gemeßnerem Verhalten aus. Zu regelmäßigen Besuchen scheint es nicht wieder gekommen zu sein.

Über allem aber steht, ebenso stolz wie vertrauend, das Wort Diotimas vorm Wiedersehen: *mit dem ganzen Gefühl und Stolz meiner Liebe werde ich mich ihm entgegenstellen, und er wird gewiß sie ehren.* Sie wußte sich geborgen in dem Adel ihres Herzens, und sie traute solchen Adel auch dem Gaste zu, der einst im Umgang mit ihr zu einem *bessern Menschen* geworden und ihr selbst *Bruder und Freund* gewesen war.

Er war mir nie mehr, sagt sie. Aber *Bruder und Freund,* das war er. Niemals wohl hätte sie – eines der echtesten und sichersten Frauenwesen der Goethezeit – so weit sich erschlossen, wenn sie nicht auch in dem jungen Patrizier das Echte sicher empfunden hätte, – jenen Adel des Herzens eben, auf den sie auch vorm Wiedersehen nach vier Jahren noch vertraut. Die *Extravaganz,* vor der Stein ihn leise warnt, war, wenn sie schon ihm nahelag, doch niemals die allgemeine *Extravaganz* eines Verwöhnten, Ennuyierten aus der jeunesse dorée der Berner Gesellschaft. Daß ihm

[1] Sinclair an Hölderlin, 30. 6. 1802 (Hell. 6, 343).

Susette mit der freien Herzlichkeit begegnete, die so bezaubernd in ihren Briefen an Hölderlin waltet, geht aus seinen Aufzeichnungen hervor. Daß sein Wesen und seine Erscheinung sie nicht unberührt ließ, davon zeugt nicht nur ihre Beteuerung an sich in dem Brief an den Dichter, sondern ebenso das *noch einmal* ihres Beteuerns: sie muß ihm mündlich einmal, *unter trautem Gespräch,* von Zeerleders Empfindung erzählt und ihre Stellung zu ihm erklärt haben. Sie tat es vielleicht auf eine Frage hin, gewiß aber nach einem Gesetze, dem aller *Liebenden Herz* untersteht, das sie selbst in ihrem Brief umschreibt und das der Dichter einmal in die schlichten Worte faßt: *daß es rein sei zwischen uns*[1]. Kristallene Reinheit fraulichen, herzwarmen Wesens: diesen Eindruck erweckt ihre Erklärung an Hölderlin, mit Zeerleders Aufzeichnungen zusammengehalten, gerade in der liebenswerten Sorge darum, wie er, an dem sie nicht nur die Macht der schöpferischen, sondern auch die Gefahr der stimmungsanfälligen *Phantasie* gekannt haben wird, die Nachricht von dem Besuche des Freundes von einst aufnehmen werde. Sie war diesem weit entgegengegangen, – aber sie war ihm in einer Haltung begegnet, worin *grace* und *majesté, Lieblichkeit und Hoheit* sich verbanden, – in der Haltung etwa, wie sie Marquis Posa als klassisches Urbild schöner Seele zeichnet:

In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen. –

Der Nachricht von Zeerleders Ankunft geht um zwei Tage vorauf einer der schönsten Abschnitte in Diotimas Briefen. Sie ist erfüllt von überschwänglichem Lebens- und Liebesgefühl: *von dem Einen, das seit ich Dein liebes Bild gesehen, im Wachen, und im Träumen gleich einer leisen lieblichen Melodie in mir nach tönt . . . Und mir war so unbeschreiblich wohl dabey, daß ich die Stimme der Natur in mir vernahm, und ich dankte ihr mit gerührtem Herzen.* – – Es bedurfte wohl eines mächtigern und heimlichern, wohl auch eines reineren Zaubers, als ihn der Berner Patrizier besaß, um in der jungen Frau des Frankfurter Handelsherrn Stimmungstöne dieser Art, so voll von Wirklichkeit und voll von Dichtung, von Leben und Geist zumal, zu wecken, ihr *die Stimme der Natur* in ihr selbst wie das Weben und die Gegenwart des Geistes in der Natur vernehmlich zu machen und den Grund ihres Wesens zu voller, hingebender Entfaltung aufzuschlie-

[1] Nr. 235 Z. 23.

ßen. Darüber mußte freilich wohl – ein tragisches *Opfer der Liebe,* wie sie selber es ahnte – *der Liebenden Herz vergehn.*

2. Die junge Bernerin im Haus Gontard

Mad. Gontard.
Dem. Rezer. *aus Frankfurt.*
M. Hoelderlin

So schrieb dieser im Juli 1796 in das Besucherbuch der Gemäldegalerie zu Kassel, wo sich damals Frau Gontard, auf der Flucht vor den Franzosen, einige Wochen mit ihren vier Kindern, ihrer Schwiegermutter und dem Hofmeister aufhielt. Der reizvolle Eintrag ist wie das ganze Besucherbuch erst jüngst der Verborgenheit enthoben worden[1]. Er illustrierte in der Hauptsache Bekanntes.

Dem. Rezer dagegen war der Hölderlin-Forschung völlig fremd. Eine belanglose Reisebekanntschaft? Vielleicht identisch mit der *blühenden Schweizerin,* von der damals *die Mahlerzunft zu Kassel . . . ganz . . . bezaubert* war und die bald darauf *einen Herrn von Ried . . . von altem Adel* heiratete? In dieser Nachricht Wilhelm Heinses[2] lag die erste Spur. Die zweite, entscheidende, ergab sich aus den Lebens-Erinnerungen der greisen Maria Belli-Gontard (1788–1883), einer Nichte Susettens[3], die von ihrer Gouvernante, Elise von Retzer aus Bern, erzählt und fortfährt:

. . . ihre jüngere Schwester, Marie, kam später zu meinem Onkel Cobus-Borkenstein . . . ⟨Diese⟩ war eine Schönheit, besonders erinnere ich mich ihres wunderschönen hellblonden Haares . . . Mehrere Jahre später verlobte ⟨sie⟩ sich . . . mit dem Herrn Baron Rüdt-Collenberg, einem reichen, jungen badischen Offiziere. Nach der Vermählung quittierte er, und bezog ein Gut in Büdigheim.

Der „Gotha" bestätigte im wesentlichen diese Angaben. Eine Anfrage und Bitte an den Urenkel hatte den in der Vorbemerkung erwähnten und bedankten Erfolg. Damit waren aus der Verborgenheit die Gestalt und der umfangreiche Nachlaß einer Persönlichkeit heraufgeholt, die mit dem Dichter anderthalb Jahre, während der Zeit seines tiefsten Lebensglückes, unterm selben Dache gewohnt und der Frau, die er liebte, nahegestanden hatte. –

Marie war in Bern am 10. Juni 1772 als drittes Kind des Christoph Rätzer geboren. Dieser bekleidete als Nachfolger seines Vaters das Amt

[1] Hans Vogel (Direktor der Staatlichen Kunstsammlungen), Die Besucherbücher der Kasseler Museen aus der Goethezeit. Kassel 1956, S. 8 und Tafel I.
[2] 16. 7. 1797 (SW 10, 324 Schüddekopf).
[3] Frankfurt a. M. 1872.

des Standesweibels, das zwar nicht als herrenmäßig galt, aber seinen Inhabern durch den Umgang mit den höheren Standespersonen einigen Einfluß auf Staatsgeschäfte, auch gesellschaftlichen Anstand verschaffte. Die Familie hatte wohl einst einen Landvogt gestellt, gehörte jedoch im 18. Jahrhundert der bescheidneren Burgerschaft an und zählte nicht mehr zu den regierenden, doch immerhin zu den regimentsfähigen Geschlechtern, die laut Ratsbeschluß von 1783 das Adelsprädikat führen durften, – ein Recht, das nur wenig gebraucht, für Mariens Eheschließung aber von Bedeutung wurde.

Die Kinder müssen sorgfältige Schulbildung genossen haben. Darauf deutet in ihren Briefen die Gewandtheit und Flüssigkeit des Ausdrucks. Ihre Fähigkeit, den Brief zum Spiegel der Persönlichkeit werden zu lassen, ist zugleich Symptom hellen, raschen Verstandes, heiteren Temperaments und herzwarmen Gemütes.

Die Geschwister liebten sich. Sie fühlten sich in ihren späteren Schicksalen über die räumliche Trennung eng verbunden und hatten Freude daran, von ihrer Liebe zu sprechen. Besonders herzlich blieben einander Marie und ihr Bruder Daniel (1770–1808) zugetan, der zärtlich „Benjamin" gerufen wurde.

Marie fühlte sich zeitlebens in sehnsüchtiger Treue als Kind ihrer Heimat. Ihre Jugend scheint eine vorwiegend harmonische gewesen zu sein, wesentlich bestimmt durch eine heitere Empfindsamkeit, die sich gern aus der Stimmung der Landschaft nährte und freudig in sie einschwang. In einem köstlich humorvollen Brief einer Jugendfreundin wird herzlich der abendliche Lieblingssitz der Mädchen, die *gute Alte Linden,* beschworen:

Sechs Jahre sind nun vorüber, seit dem wir fast jeden Abend hier saßen im freundlichen Abendroth! oft sahen wir da in stiller Entzükung, den prächtig Spielenden Farben am weiten Horizont zu, dann lud die herschende Stille, zu Herzlichem Sarge uns ein.

In seiner Schweizer Heimat schon muß von dem jungen Mädchen ausgestrahlt sein, was sich in Frankfurt dann so hohen Maßes geltend machen sollte: ein „Stand der Gnade vor Gott und Menschen", begründet in angeborner Charis und Wohlbeschaffenheit des ganzen Wesens, – ungewöhnlicher Liebreiz und Zauber, sanfte Macht über die Herzen von Frauen gleich wie von Männern. Das *Bild der Freude* war sie, sagt ihre älteste Tochter. Der Freundschaftskult der Zeit, der auch an den Toren der vornehm gesetzten Stadt nicht haltgemacht und das Gemüt der jungen Bernerinnen besessen zu haben scheint, kam dieser sanften Gewalt zugute. Da ist L. F. – wohl etwas älter, vielleicht Lehrerin Mariens –, die noch 1800, als dreifache Mutter, sich in Erinnerung ergeht an *la delicatesse de*

Vos sentiments, la douceur inalterable de Votre aimable caractere, et toutes les qualités estimable qui se developoit d'un jour a l'autre. – Da ist C. Ris: ein schwerblütiges und schwerlebiges, von düsteren Erinnerungen bedrängtes und klagefreudiges, doch auch im Resignieren tapferes Wesen, in *gepreßtem Herzen* übervoll von gestauter Empfindung, das, mit Hölderlin zu sprechen[1], „nicht weiß, wo es hin mit seiner Liebe soll" und in einem schwärmerischen Kult mit ans Pathologische streifender Leidenschaft der schönen Entfernten anhängt, auch als die schon Mutter ist. *Meine Geliebte* nennt sie sie, *das Theüerste was wir auf der Welt haben,* und erklärt ihr: *Wie könnte ich dir schreiben ohne dir zu sagen daß deine Freündschaft das höchste Glük meines Lebens ist.* Ein Geschenk Mariens – eine Kette aus ihrem schönen Blondhaar mit Medaillon – entzückt sie aufs höchste, während sie das Geständnis ihrer ersten Liebe, im Sommer 1796, *aufs schmerzlichste betrübt:*

. . . ach erst jzt verlor ich dich auf immer, dich die geliebteste Person die ich auf diesen Erdenrunde besize . . . o Marie Marie mit dir ist mein Lebensglük von mir gewichen für mich blühn keine Freüden mehr, traurig werde ich mein Leben zubringen, einsam mitten im Kreise von guten Menschen die mich lieben werde ich in den Stunden süßer Erinnerung deinen Verlust beweinen.

Nach einem Briefe Daniels an Marie spielte man in dem Freundeskreis auch Theater. – Was das junge Mädchen an Lebensart und Lebenskenntnis mitnahm, als es sich der Fremde anvertraute, wissen wir nicht. Bald darauf muß sie dem Bruder ihre *Verlegenheit . . . in Gesellschaften* gestanden und gefragt haben, wie sie es anstellen könne, *anders zu werden*; in seiner Antwort warnt er sie vor Forcierung ihres Wesens und verweist sie einfach an ihre Natur:

Es dünkt mir damit gerade so als wenn du um nach deiner Meinung geschmakvoller gekleidet zu seyn, deine einfache dir anpaßende Kleidung wegwerfen wolltest, um eine andre anzuziehen die mit Prunk gearbeitet und nach einer dir fremden Form zugeschnitten wäre. Man fällt dabei sehr oft und nur allzuleicht ins affektirte.

Es bedurfte wohl kaum dieser Lehre. Marie blieb in Frankfurt, inmitten großer Verhältnisse, einfach sie selbst, und das Haus Gontard tat das Seine dazu, daß sie es konnte.

Mit dem frühen Tod des Vaters war wohl die Sorge ins Haus getreten und hatte die beiden älteren Töchter zur Umschau nach einer Stellung gezwungen. Die in Frankfurt könnte sehr wohl, wie später die Hölderlins, von Dr. Johann Gottfried Ebel vermittelt worden sein, dem Freund der Gontards, der um 1790 in der Schweiz lebte[2]. Nach Maria Belli-Gontard kam die fünf Jahre ältere Elise vor Marie nach Frankfurt, zu ihrem

[1] Nr. 147 Z. 24 f.

[2] Über Ebels Persönlichkeit und Leben s. die Einführung zu Nr. 103.

Vater Franz Gontard (1759–1829), Jacob Friedrichs älterem Bruder und Geschäftsteilhaber. Von der Güte ihrer Erzieherin weiß Maria Belli noch im Alter so wohl zu erzählen wie von der Schönheit der jüngeren Schwester (und ihrer eigenen Eltern). *Chère amie* war bald Elisens Name, der sich dann auf die Schönere übertrug. Wie diese sollte Elise in Frankfurt „ihr Glück machen". Im Haus ihres Brotgebers wurde mit ihr, wohl 1792, ein preußischer Major bekannt, Christian Ernst von Malschitzky, damals im Stabe des Königs und Kronprinzen – der die Bürgerstadt am Main sehr liebte (vgl. Nr. 44) –, nachmals Oberst und Direktor der Geheimen Kriegskanzlei. Ihm, dem *très honnet homme* in Bethmanns Brief (Nr. 11), folgte Elise 1794 nach Berlin. Von seinem gutmütig-heiteren Wesen zeugt Maria Belli, von seinem glücklichen Leben mit Elise seine wenigen Briefe bis zu der Nachricht von ihrem jähen Tod am 22. September 1808. Bei den Gontards hinterließ die Entführung der jungen Frau, die weniger schön, aber ebenso charmant und dabei resoluter war als ihre Schwester, eine empfindliche Lücke.

Elisens Verheiratung mit einem preußischen Offizier lenkt den Blick auf eine Tatsache, die auch für Mariens Leben von Bedeutung wurde, aber ebenso bedenkenswert ist für das Verständnis der gesellschaftlichen Atmosphäre, die der Dichter in Frankfurt vorfand. Die Handelsstadt war damals, in den Koalitionskriegen, Etappenstadt kat'exochén. Wie die Feste Mainz in der Kampflinie, so bildete Frankfurt in deren Rücken den Angelpunkt der langgestreckten Rheinfront. Es mochte nun am Ober-, am Mittel- oder Niederrhein losgehn: die Reichsstadt war immer betroffen, sei es bedroht und umkämpft, sei es von starken Durchmärschen berührt und von Stäben belegt. In ruhigen Zeiten vollends war sie, dank ihrem Gesellschafts- und Kunstleben, der Urlaubs- und Vergnügungsort für die Offiziere der Truppen ringsumher. Nach Abschluß des Vertrages von Leoben waren sogar, wie Mariens Bräutigam am 24. April 1797 schreibt, *in der Gestrigen Oper etlich und 20. Officiers* der vor der Stadt stehenden Franzosen. –

Marie muß ihre Stelle spätestens Ende August 1792 angetreten haben. Henry war damals fünf, Jette dreieinhalb, Lene zwei und Male noch nicht ein Jahr alt, sie selber nur drei Jahre jünger als die Frau des Hauses. Am 28. Januar 1793 wünscht ihr Daniel, *daß seit dem 2ten 7br* ⟨1792⟩ *die Anfälle des schwarzen Heimwehes sich wo nicht verlohren, doch gemindert haben.* Der Wunsch ging in Erfüllung. Dank ihrer Charis wußte Marie – im schönsten, reinsten Sinne des Wortes – „lieb Kind zu werden" in Frankfurt. Susettens Mädchen hingen ihr so zärtlich an wie seinem Lehrer der Knabe Henry, zu dessen rührendem Brieflein an seinen *Holder* vom

27. September 1798 – *Ich halte es fast nicht aus, daß Du fort bist* – die ihrigen an Marie (Nr. 15 a und b) so reizende Gegenstücke bilden. Zärtlich denkt und spricht von ihr auch der Geschäftsmann Cobus, der sie in seinem ersten Brief an den Freiherrn (Nr. 20) ausdrücklich als *Pflegetochter* bezeichnet. Marie war eben, was Hölderlin, der Fremdling, niemals wurde, seiner Natur nach niemals werden konnte: Kind des Hauses. Als solches stand sie mitten drin in dessen Geselligkeit. Offene Türen fand darum auch ihr Bruder, als er 1794 zu längerem Besuche nach Frankfurt kam. Besonders enge Freundschaft schloß sie mit Marianne Gontard (1771 bis 1832) und deren Schwester Sophie Dollfus (1773–1861), den Töchtern von Jacob Friedrichs Onkel Johann Heinrich Gontard-du Bosc (1736 bis 1799), dem damaligen Chef der Firma und Eigentümer des Weißen Hirsches. Marianne, die Gutmütig-Behäbige, wohl auch Beschränkte und zum Klatsch Geneigte, und Sophie, die Kluge, offenbar gut Aussehende, waren früh und herzlich vertraut mit Mariens Not und Glück (Nr. 47). Ein Brieflein Mariens vom 13. März 1797 an Ludwig, der eben zu Hause weilte, um seine Mutter geneigt zu stimmen, läßt einen harmlos-liebenswerten Blick in das Gebaren der Mädchen tun, das von der Freude auch ins „Dalbern" überging (s. Jahrbuch 1957).

Der Lebensstil im Hause Johann Heinrich Gontards findet vor Zeerleders Augen keine Gnade (Nr. 1). Viel freundlicher urteilt nach des Alten Tod der Offizier, Dichter und Kavalier August von Steigentesch, der bei den Gontards aus und ein ging. Er schreibt am 20. Dezember 1799 dem Freiherrn Ludwig, seinem besten Freund vom Kriege her:

Um den alten Gontard thut mir es sehr leid. Du hast recht es war das beste Haus in Fr. Man sah bei ihm doch immer einige ehrliche Gesichter aus der Fremde, die ohne prozentspekulationen dastanden, und sich das Essen schmeken ließen. Ich habe unter seinen Augen manche frohe Stunde erlebt.

Jedenfalls machte Johann Heinrich im Weißen Hirsch wenn nicht das größte, doch eines der größten Häuser der reichen Stadt. Am 21. Mai 1795 schreibt Marie ihrem Bruder:

Son: fuhren wir Nachmitags zur Mama nachher packte ich noch meine sieben Sachen ein; gieng noch allein in Hirsch wo eine ganz außerordentlich große Geselschaft war, den ganzen Winter war's nicht so brillant, ich amusirte mich mehr als gewöhnlich.

Hier, beim alten Gontard im Weißen Hirsch, verkehrten besonders auch die Herren der Stäbe und der Truppen umher. Von ihnen wurde die junge Bernerin umhuldigt und umschwärmt. Ein Streiflicht darauf wirft der Bericht des Freiherrn Carl über die Szene mit dem alten Schwerenöter Mels-Colloredo (Nr. 37); dem eleganten Steigentesch tat es die strahlende Erscheinung an, und sie selber schreibt ihrem Mann 1814 nach

Wien, wo er seinen Ritterkanton beim Kongreß vertrat, sie freue sich über seine Bekanntschaft dort mit *G: L:* – nach einer andern Stelle aufzulösen: Graf Lehndorff – der vor zwanzig Jahren *eine ernsthafte Neigung* für sie gehabt habe.

Das Haus des alten Gontard mag es auch gewesen sein, wo die junge Bernerin den gleichaltrigen kaiserlichen Premierleutnant Ludwig (Wilhelm) Freiherrn Rüdt von Collenberg kennenlernte, den Sohn eines Geschlechtes von fränkischem Uradel, das seit jeher im westlichen Mainfranken, im sog. Bauland hauptsächlich in Bödigkeim am Ostrand des Odenwaldes saß. Von der Baulust des Barock ergriffen, hatten die reichsritterschaftlichen Herren im 18. Jahrhundert zu Füßen der an den Hang gelehnten Burg, von der neben dem breiten Haupttrakt mit großzügigem Giebel noch der mächtig ragende Bergfried steht, in einem Park ein stattliches Schloß erstellt. Der Ehe des Vaters, der seit 1779 tot war, mit einer Berlichingen (1733–1806) waren sieben lebende Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter, geschenkt worden. Ludwig, das jüngste, am 24. Juli 1772 geboren, war in Colmar Zögling der Kriegsschule des alten Pfeffel gewesen und um 1790 zu Prag ins kaiserliche Heer eingetreten, hatte von Anfang an den Koalitionskrieg mitgemacht und war in den Niederlanden verwundet worden. Dem Kaiser dienten auch zwei seiner Brüder, die dem Kriege zum Opfer fielen: Philipp starb Ende 1796 in Mainz an den Folgen einer schweren Verwundung, Carl, der älteste (geb. 1756), männlich ernsteste und militärisch begabteste, im September 1800 als Generalmajor in Oberitalien: nach seinen Briefen ein herber Charakter von wuchtig steilem Stolz, verschlossen und soldatisch hart, pflichtenstreng und arm an Freude, doch darum keineswegs auch arm an Empfindung, in seltnen Stunden selbst der Empfindsamkeit offen, hungernd nach Ruhe und privatem Glück, – ein Sohn der Zeit und ihr Opfer zumal, früh verzehrt von seiner Pflicht und von Entbehrungen, aufreibend weiten Märschen, mörderischen Feldzügen, worin *Heere tobten, wie die kochende See... Und jeder Wunsch und jede Menschenkraft Vertobt' auf Einer da, auf ungeheurer Wahlstatt*[1].

Aus weicherem Holze geschnitzt und reicher begabt mit Grazie war Ludwig. Seine und Mariens älteste Tochter Charlotte, verm. von Racknitz (1798–1871) zeichnet in einer Schrift über „Die Frauen von Rüdt", deren Ahnenportraits bei aller Familienpietät auch eine liebenswert kritische Tönung aufweisen, ihren Vater so:

Er erregte durch seine Schönheit allgemeine Bewunderung, besaß etwas chevalereskes, war aber vielleicht der wenigst intelligente unter den Brüdern, obgleich er viel scharfe Beobachtungs-

[1] Die Völker schwiegen ... (StA 1, 238 v. 9 und 13 f.)

gabe und einen richtigen praktischen Verstand besaß. Man sagte in seiner Jugend von ihm, daß er eine „königliche Physiognomie" habe, nicht ohne poetisch gemütliche Auffassung, voll Sinn für Ideale, enthusiasmusfähig, freundschaftstreu und anhänglich.

Die Briefe des jungen Offiziers bestätigen dies Bild. Marien wird er um dieselbe Zeit erkannt und lieben gelernt haben wie der Dichter Susette: in den ruhigen Monaten des Waffenstillstands, der Ende Mai 1796 zu Ende ging. Aus dieser Zeit am ehesten – einige Wochen vor der Flucht nach Kassel – mag das in fliegender Hast mit Bleistift hingeworfene Brieflein Mariens an Sophie stammen (Nr. 47). Gleich darauf wurde Ludwigs und Carls Regiment in die schweren Kämpfe gegen Jourdan an der Lahn und näher an Frankfurt heran verwickelt, die nach Moreaus Übergang über den Oberrhein (24. Juni 1796) zur Aufgabe der Reichsstadt und zum Rückzug der Nordarmee Wartensleben in die Oberpfalz führten. Während Marie mit Susette Gontard und den Ihrigen am 10. Juli[1] nach Kassel und von da nach Driburg ging, machte der Freiherr den Rückzug mainaufwärts mit. Aus dem *Feldlager bey Amberg* schrieb er am 13. August seinen besorgten Brief (Nr. 38), zu dem ihrigen an Sophie ein ebenso rührendes Gegenstück, wohl das erste Bekenntnis einer Liebe, die sehr empfindsam, doch des Wortes nicht recht mächtig, unbeholfen nach gemäßem Ausdruck sucht.

Nach der Wende des Feldzugs bei Amberg (24. August) waren Ludwig und Carl bei der Heeresabteilung, die den Feind über die Lahn verfolgte. Von einem hartnäckigen Gefecht in der Limburger Vorstadt schreibt der Ältere am 18. September nach Hause:

Ich und der Loui sind beyde, ohnerachtet wir mehrere Stunden einen Regen von Kugel aushielten, glücklich durchgekommen.

Im November lagen sie nördlich vom Westerwald. Am 23. schreibt Carl nach Bödigheim:

Der Loui ist gantz wohl seufzt nach die WinterQuartier nach Frankfort die nicht kommen wollen, und studiert wie er sich vom Solthadtenleben losmachen will.

Des Dienstes reichlich müde waren beide, aber den Jüngeren zog die Sehnsucht nach Frankfurt, den Älteren band ein stoisches Pflichtbewußtsein. Am 11. Februar 1797 schreibt er aus Offenbach:

Quittiren ist gegenwärtig nicht möglich, ob ich gleich mehr als ein Hund geplagt bin, die Confusion in allen Stücken ist sich nicht vorzustellen nun muß ich aber aushalten es mag gehen wie es will.

[1] Am Tag der Abreise schrieb Hölderlin zu Nr. 122 und 123 je ein Nachwort, datiert vom 10. Juni. Er muß sich dabei verschrieben und den 10. Juli gemeint haben. Der Vf. hofft dies in der Einführung zu Nr. 122 auf Grund des Inhalts der Nachschrift erwiesen zu haben.

Als er das schrieb, war er mit seinem Regiment schon auf dem Marsche nach Italien. Er hat an der Hochzeit seines Bruders nicht teilgenommen, hat, obwohl Jahrs darauf in Prag, anscheinend ihn und die Seinen und die Heimat nicht wieder gesehen: – ein tapferer Edelmann, an dem auch die herbe Düsterkeit seines Wesens, und die gelegentliche Härte und Ungerechtigkeit seines Urteils imponiert, weil sie mit männlich gefaßter Kraft gepaart ist und mit klarer Einsicht in das Schwung- und Ordnungslose der Verhältnisse im Heer des Kaisers, dem er diente. – Das Verhalten seines Bruders, der der Liebe folgte, schuf dem Pflichtbewußten Unmut: *Mir ist es gleichgültig,* so schreibt er Ende 1796, *und will von der gantzen Geschichte nichts hören und nichts wissen.* Anfang Dezember 1796 hatte Ludwig Urlaub nach Frankfurt bekommen, um *seine Quittierung daselbst abwarten* zu können (die er im nächsten Frühjahr auch erhielt). Carl gab es auf, mit dem Verliebten *raisonablement* über seine *verdammten projécte* zu sprechen, die, wie er meinte, *allerhand verdrüßlichkeiten bey der familie ... hervorbringen werden.* Solche blieben jedoch aus. Die Heirat wurde sehr erleichtert durch das Adelsprädikat, das Marie vom Berner Rat, gemäß der eingangs erwähnten Verfügung, auf ihre Papiere gesetzt bekam. Die soziale und erbrechtliche Bedeutung dieses „von" für seine *Pflegetochter* ermaß Cobus Gontard sofort mit Freuden. Er war es dann, der *als erbetener Beystand der Fräulein Braut* den Ehekontrakt mitunterzeichnete. Zuvor, im März 1797, reiste Ludwig nach Hause, um seine Mutter und seinen Bruder Friedrich, der das Stammgut verwaltete, für Marie zu gewinnen. In den Tagen, da sie bangend seiner Briefe und der Entscheidung harrte, erfuhr sie von Jacob Friedrich und Susette herzliche Güte.

Mein Louis, wenn ich es nie gewußt hätte wie nahe du meiner Seele bist, so würde mir es deine abreiße gesagt haben; – ich war so gespannt den ganzen abend und hatte mit meinen Gefühlen angehalten; als du wegwarst brachen sie los meine gute Frau Gon: führte mich auf mein Zimmer, herzlich stimmte sie in meine aufgeregten Empfindungen, mit zarter sorgsammer Freundschaft und sanftem Trost suchte sie mich zu beruhigen, führte denn meine Blicke in eine heitrere Zukunft, und lockte mir so, selbst unter meinen Thränen ein lächlen hervor, erst als sie mich ruhiger glaubte und mir einige Tassen Thee gegeben verlies sie mich.

So schreibt sie zehn Tage nach Ludwigs Abreise. Am 21. März:

Der beste zärtlichste Vater kan nicht mit treuerer Sorge für das wohl seines liebsten Kindes bedacht seyn, als der gute H: Gontard für mich. Und seine liebenswürdige Frau die mit Ihrer sanfteren freundschaft im stillen ausdenkt was uns angenehm seyn kan, es ist sorecht die wahre Güte die aus dem Herzen fließt. Wenn du wiederkömmst solst du Sie Mutter nennen hat Sie gesagt; unßre junge Mutter die kaum ein paar jahr älter ist als ich; – Sie sind beyde so gut!

Am 10. Juli 1797, auf den Tag ein Jahr nach der Flucht vor den Franzosen, wurde zu Frankfurt die Hochzeit gefeiert, im Weißen Hirsch

oder im Hause von Jacob Friedrichs zweitem Onkel, dem vornehmen Seidenhändler Alexander Gontard am Roßmarkt[1]. Es war eine Ehe nicht aus blinder Leidenschaft, doch aus herzlicher Neigung und lieblichem Wohlgefallen an der schönen Erscheinung des andern. Man „war sich gut": ein Lieblingswort Mariens, die im März nach Bödigheim schrieb:

acht tage ohne nachricht! und sonst die süße Gewohnheit dich täglich zu sehn, von dir zu hören du seyest mir gut: – ... Mein Louis, wenn du recht gut warst und deine Augen mit Liebe und Zufriedenheit auf mich geheftet, wie mir denn so wohl war und ein unnennbares großes Heiliges Gefühl sich in mir regte; ... nie habe ich den Werth deiner Liebe inniger empfunden, als in solchen Augenblicken wenn deine schöne Seele so ganz in deinen Zügen ruhig lag und ich mir denn still sagte „wenn er mir so bleibt so giebt es kein glüklichers Geschöpf unter der Sonne": – mein einziger Louis du wirst mir gut bleiben nicht wahr? –

Noch mehrere Wochen blieb das junge Paar zu Gast im Hause Gontard. In dem stillen Bödigheim möge sie *gar nichts, als gute Menschen* erwarten: so hatte an Marie schon im April Elise Rüdt geschrieben, die aus Schwaben stammende Frau des Freiherrn Friedrich, die ihr dann mit vornehmem, von einem leisen Hauch der Kühle umwehten Takt entgegenkam und die Eingewöhnung nicht schwer machte[2]. In kinderloser, kühler Ehe lebend, gab Elise von ihrer Liebe viel den Kindern ihrer Schwägerin, die bald das Haus belebten. Charlotte und Ludwig, die beiden ersten, zu deren Geburt die Frankfurter Freunde Glück wünschen, kamen am 10. Mai 1798 und am 20. Juni 1799 zur Welt.

Den Familien Gontard blieb Marie samt ihrem Manne herzlich verbunden. Im Frühjahr 1799 weilten beide zu längerem Besuche wieder dort. Susettens Gegenbesuch scheint Traum geblieben zu sein. Deren Kinder hingen zeitlebens an ihrer einstigen Erzieherin. Ein Wort von ergreifender Schlichtheit und heimlicher Trauer für das, was sie ihnen war, schreibt Helene Gontard, Susettens schönste Tochter, am 2. April 1818[3].

[1] Das letztere nach schriftlicher Angabe des Lokalforschers Hans Heimpel, der kurz darauf starb. Jedenfalls hatten Jacob Friedrich und Susette an der Ausrichtung der Hochzeit wesentlichen Anteil.

[2] 1770–1834, Tochter des Bürgermeisters von Harpprecht in Eßlingen und seiner Frau Elisabeth, geb. von Kinkel, die in zweiter Ehe mit dem Bürgermeister von Roßkampf in Heilbronn vermählt war. Nach den Erinnerungen ihrer Nichte Charlotte hatte Elise Rüdt „ein Gemüth voll Liebe und Güte, einen originellen und klaren Geist, zartes und strenges Pflichtgefühl, aber auch Empfindsamkeit". Klugheit und große Schönheit sprechen aus ihrem Bilde, von der Hand des Heilbronner Malers Heinrich Füger, des begehrten Portraitisten der Wiener Aristokratie.

[3] Es war kurz vor ihrer Vermählung (30. 7. 1818) mit dem romantischen Konvertiten Christian Heinrich Schlosser, dem sie in Paris am 4. 11. 1820 jäh entrissen wurde. Sie hatte wohl in Fein- und Schönheit am meisten von der Mutter an sich. Ein Brief von ihr an Zeerleder vom 2. 10. 1814 zeugt von tiefer Schwermut der *Einsamen,* wie sie am Schlusse sich nennt.

Sie bedankt sich für ein Geschenk der Erinnerung, einen Ring aus Mariens Haaren, und für die herzlichen Worte der Freundin, die ihr *wie ein liebes Lied aus heitrer Kindheit im Herzen nachklingen.*

Mehr und mehr ging Marie in tüchtiger, musisch vertiefter Erziehung ihrer Kinder auf. Schatten und Sorgen blieben auch diesem Leben, das in so strahlendem Lichte sich entfaltet hatte, nicht erspart. Seine größere, an bezaubernd Schönem ärmere, an menschlich reifem Gehalt doch reichere Hälfte braucht hier nicht mehr nachgezeichnet zu werden. Es war ein erfülltes Leben. Nach Jahrzehnten besuchte sie noch einmal die Schweizer Heimat. Der Freiherr setzte sich in den Jahren der Agonie der Reichsritterschaft tätig ein, zu retten was zu retten war; er vertrat, wie schon erwähnt, seinen Kanton 1814 auf dem Wiener Kongreß, 1816 am Bundestag in Frankfurt. Er starb am 16. September 1830, Marie am 1. Juli 1849.

Der Katalog ihrer hinterlassenen Bücher umfaßt 219 Werke in 436 Bänden. Er enthält neben modisch Vergänglichem viel Bleibendes, darunter den Homer von Voß, nach dem Bericht der Tochter ein Lieblingsbuch Mariens. Helvetisches mag schon das junge Mädchen nach Frankfurt begleitet haben oder aus Treue zur Heimat beschafft worden sein. Naturgemäß ist nicht auszumachen, was schon der Freiherr für sich, was Marie bestellt oder bekommen hat. Fraglos ist dies nur in wenigen Fällen. Zu ihnen gehört: Friedrich Hölderlin, Gedichte, Stuttgart 1843. Es ist die zweite Cottaische Auflage, besorgt von den Schwabs, eingeleitet durch eine Skizze der *Lebensumstände des Dichters. Aus den Mittheilungen seines Bruders und seiner Freunde.* Dieses Bändchen, aus dem Todesjahr des Dichters, hat die alte Dame noch gekauft oder geschenkt erhalten. Mit welchen Empfindungen sie die Gedichte, besonders die an Diotima, und die biographische Skizze gelesen, was sie aus ihren Erinnerungen heimlich dazugetan, ob ihr das alles – wie einst der Freundin Helene Gontard ihr Brief an sie – *wie ein liebes Lied aus heitrer Kindheit im Herzen nachklingen* mochte: wir wissen es nicht.

Nach den Erinnerungen ihrer Tochter Charlotte wußte Marie durch Erscheinung, Haltung und Bildung „eine Achtung und Ehrerbietung zu erzwingen, welche mancher Hochgeborenen nicht gezollt wird". Bis ins höchste Alter erweckte sie einen idealen Eindruck

durch würdevollen Anstand, ächt weibliche Haltung, große Stetigkeit des Wesens, Ruhe und eine Art von Schönheit, die sich an vielen Männern, selbst aus den höchsten Ständen bewährt hatte. Vor ihrer Ehe erregte sie viele, tiefe und nachhaltige Leidenschaften. Der Kopf und wundervolle Nacken waren vollkommen antik geformt ... Die Haare und Locken, wie die Gewänder, wurden immer in dem in ihren Jugendjahren so beliebten hellenischen Geschmack geordnet ... Der Ausdruck der sanften, höchst interessanten und edlen Züge entsprach dem, bey gewissermaßen phlegmatischen Temperament doch höchst strebsamen geistigen Wesen ...

Ihre Erscheinung paßte ganz in jene Zeit hoher Gestalten, die damals in Dichtungen und bildlichen Darstellungen eine große Rolle spielten.

Das *Bild der Freude* soll sie in ihrer Jugend gewesen sein. So schreibt die Tochter. Ihr Nachlaß bestätigt es. Es ist wohl immerhin der Beachtung wert – auch symptomatisch für die Entwicklung und die Situation der Hölderlin-Forschung –, daß im nächsten Umkreis um den Dichter in Frankfurt, bisher völlig im Dunkel stehend, eine Gestalt von so ungewöhnlichem Liebreiz und Zauber lebte, ein Wesen, das, um es nochmals zu sagen, vor Gott und Menschen im Stand der Gnade war, ein Liebling gütiger Natur, reich und doch mit Maßen begabt mit allem, was für den Beschenkten wie für seine Umwelt das Leben lichter macht. Daß sie bis heut im Dunkel blieb, hat seinen Grund vornehmlich darin, daß der Dichter sie niemals erwähnt: ein Beispiel für die Macht des dichterischen Wortes, Bleibendes zu stiften. Susette: sie *lebt und bleibt* im Gedicht[1], sie ist verwandelt zu Diotima und darum unsterblich. Daß aber Hölderlin die lieblich-schöne Hausgenossin niemals, auch nicht im Brief, erwähnt, ist wohl ebenso wert der Beachtung wie ihr Dasein. Offenbar strahlte für ihn, beinahe vom ersten Tag an, die Frau des Hauses so viel Licht aus, daß alles drum herum in Schatten sank. Es hätte nicht Vernunft und Sinn, wenn man die Tatsache, daß er sich der etwas älteren Frau, der Mutter von vier Kindern, zuneigte, psychologisch ausschlachten wollte. Neben Diotima tretend und mit ihr verglichen, erscheint die junge Bernerin unstreitig als die Lebenskräftigere. In ihrem Bilde fehlen eben darum die dunklen, die tragischen Züge, die sich in dem Susettens ausprägen. Darin liegt keinerlei Werturteil. Jene geheime Affinität zum Tragischen aber zog den Dichter zu Diotima hin und ließ ihn in ihr eine Schicksalsgefährtin erspüren, eine Schwester, wenn nicht im Wesen, so doch in der Situation inmitten der Zeit. Es war die Situation der Verlorenheit der *Seltnen, Guten*[2]. Ihr, Diotima, hätte er wie früher seinem Freunde Stäudlin zurufen können[3] – und ruft er mit andern Worten zu –: *du suchst auf diesem Erdenrunde, Edler Geist! umsonst dein Element.* Von Marie, der *blühenden Schweizerin,* hätte er wohl niemals, wie schon in Frankfurt von Diotima, dichten können[4]:

Du schweigst und duldest, und sie versteh'n dich nicht,
Du heilig Leben! welkest hinweg und schweigst,
Denn ach, vergebens bei Barbaren
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte,

Die zärtlichgroßen Seelen, die nimmer sind!

[1] StA 1, 239 v. 10. [2] Nr. 180 Z. 19 f. [3] StA 1, 180 v. 39 f.
[4] StA 1, 242 v. 1–5.

Nochmals: in einer solchen Konfrontierung liegt keinerlei Werturteil; man mag sich herzlich freuen an der lichten Gestalt, dem *Bild der Freude* und seinem Erscheinen. Susette und Marie: sie stehen zueinander ungefähr so wie Panthea und Delia im 'Empedokles'. Daran wird im übernächsten Abschnitt anzuknüpfen sein.

3. Die Sommerwohnungen der Gontards

Nächster Woche ziehn wir wahrscheinlich in ein Landhaus bei der Stadt, das HE. Gontard gemiethet hat. Das Haus selbst ist treflich gemacht und man wohnt mitten im Grünen, am Garten unter Wiesen, hat Kastanienbäume um sich herum und Pappeln, und reiche Obstgärten und die herrliche Aussicht aufs Gebirg.

So schreibt Hölderlin seiner Schwester gegen Ende April 1797[1].

Wie andere wohlhabende Familien zogen die Gontards im Frühjahr aufs Land vor den Toren der Stadt und blieben draußen bis in den Herbst hinein. Das ist längst bekannt.

Du kannst ... Morgend's von H⟨omburg⟩ weg gehen, und wenn es in der Stadt 10 Uhr schlägt, erscheinst Du, an der niedrigen Hecke, nahe bey den Pappeln, ich werde dann oben an meinem Fenster mich einfinden, und wir können uns sehen, ... schließe ich dann in einigen Minuten das Fenster, ist es ein Zeichen daß ich herunter komme ...

So schreibt Susette Gontard dem Freund am 4. April 1799, einige Wochen vor dem Auszug aufs Land; am 9. Mai dann: *Gestern Abend spät zogen wir heraus*[2]. Beide Male weiß sie den Dichter mit der Örtlichkeit vertraut.

Als der, jährlich gleiche, Landsitz der Gontards gilt das damals Bassompierresche Gut in Oberrad, – jenseits des Mains, südöstlich oberhalb der Stadt.

Hier also wären monatlich im Sommer 1799 und ein letztes Mal im Mai 1800 die Liebenden flüchtig zusammengetroffen, um durch die verschwiegende Hecke schnell ihre Briefe zu tauschen. Man hätte sich demgemäß vorzustellen, daß der gewesene Hofmeister, von Norden, von Homburg herkommend, am hellichten Morgen, durch die ganze Stadt hindurch über die Sachsenhäuser Brücke zu seiner doch sehr heimlichen Zusammenkunft gewandert wäre ...

Die Quelle der Überlieferung – die einzige Quelle – ist Maria Belli-Gontard mit ihren Lebens-Erinnerungen (S. 7f.). Sie berichtet, ihr Vater habe den Landsitz gemeinsam mit ihrem Onkel Cobus gemietet; sie erwähnt ferner ausdrücklich das Gehaben des alten Herrn von Bassompierre, und den dort gefaßten *Entschluß* ihrer Eltern, *eine Gouvernante ... anzunehmen,* als die dann Elise Rätzer gewählt wurde.

[1] Nr. 138 Z. 55–59; vgl. Nr. 145 Z. 3–11.
[2] Die Briefe der Diotima, aaO. S. 29 f.

Der alte Herr von Bassompierre starb als der Letzte seiner Familie 1793[1]. Elise kam spätestens 1792 ins Haus. Der gemeinsame Sommeraufenthalt der beiden Familien in Oberrad fällt also lange vor Hölderlins Wirken in Frankfurt. – Man könnte später nochmals dorthin gezogen sein. Das ist wohl denkbar, – aber nicht für die Zeit, da der Dichter in der Familie weilte.

Mariens Nachlaß gibt Aufschluß über die Sommersitze mehrerer Jahre. Am 21. Mai 1795 schreibt sie ihrem Bruder jubelnd und neckisch aus Hausen, einem Dorfe nordwestlich der Stadt (s. das Jahrbuch 1957), und Jahrs darauf – Hölderlin ist schon da; er wird im selben Brief erwähnt –:

... um 9 fuhren wir herum nach einem Landhaus zu sp⟨ecul⟩ieren du kenst Dufais Garten? auf der Pfingstweid den haben wir gemiethet, freylich ein auffallender contrast gegen das liebliche Hausen! aber dieß oder in der Statt zu bleiben war unßre Wahl.

Hausen liegt, wie Anton Kirchner 1818 in seinen „Ansichten von Frankfurt a. M." sagt[2], „im schönen Niddagrunde, wo es von Spaziergängern aus der Stadt, besonders am Freitage, fleißig besucht wird ... Anziehender ... sind ... die verschiedenen Fußpfade, jener besonders, der sich durch den Wiesengrund zieht und einen herrlichen Blick über üppige Fluren bis zu den Gipfeln des Taunus gewährt. Dort findet sich ein Augenpunkt, wo man die vier Wartthürme der Stadt alle zugleich sieht". – Die Pfingstweide lag im Osten der Stadt vorm Allerheiligentor (heute Zoologischer Garten). Der nahe Röderberg war mit vielen Garten- und Sommerhäusern besetzt. Hier also, im Landhaus und Garten der alten Tuchhändlerfamilie du Fay an der *Pfingstweid,* ist der Ort zu suchen, wo Diotima und der Dichter im Frühsommer 1796 sich erkannten und in ihren ersten *ungestörten Stunden ... so in himmlischem Frieden neben einander* lebten[3], bis die Bedrohung der Stadt durch die Franzosen zur Rückkehr in den Schutz ihrer Mauern und, am 10. Juli, zur Flucht nach Kassel zwang. Hier, und im Frühsommer 1796, in der Zeit ihrer ersten, heimlichen Liebe, ist wohl auch jenes rührende Brieflein Mariens (Nr. 47) geschrieben, das den Dichter im Verkehr mit Diotima erscheinen läßt.

Und 1799, in dem schicksalsschweren Sommer nach der Trennung? Die Frage läßt sich eindeutig klären. Am 6. September 1799 schreibt Cobus Gontard dem Freiherrn Ludwig:

[1] Nach Alexander Dietz, Frankfurter Handelsgeschichte, 4. Bd. 1. Tl., Frankfurt a. M. 1925, S. 283.
[2] Frankfurt a. M. 1818, Bd. 2, S. 153.
[3] Hölderlin an Susette (Nr. 182 Z. 20–24).

Die Franzosen haben . . . einige Tage die äußere Thoren unserer Stadt besetzt sie sind jedoch ruhig wieder abgezogen, wir sind indessen über Hals und Kopf in die Stadt gezogen, und mußten Adlersflicht verlassen, welches uns gar nicht behagte.

Und am 6. Mai 1800:

Heute ziehen wir auf Adlersflicht, und nechsten Sonnabend erwarten wir meinen Schwager und seine Frau.

Diese Mitteilung stimmt vollkommen zu der in Susettens letztem Brief an Hölderlin, der dem gemäß endgültig auf den 7. Mai zu legen ist[1]:

Gestern sind wir erst hier her gezogen und mein Bruder kömmt erst Sonnabend.

Adlersflicht ist der nach der Frankfurter Patrizierfamilie von Adlerflycht benannte und ihr zugehörige Hof, im Norden der Stadt, unweit vom Eschenheimer Tor, heute ersetzt durch die Adlerflycht-Schule und längst von der Stadt überwuchert. Der abgebildete Lageplan, aus einem Liegenschaftsverzeichnis um 1800, mag die ländliche Umgebung anschaulich machen. „Die Adlerflychtsche Hofreite war weniger ein Landhaus als vielmehr ein Bauerngut, ein Wirtschaftshof", so heißt es in einer historischen Skizze der Familie[2]. Nach dem entzückenden Gouache-Bild von Johann Georg Meyer aus dem Jahre 1779[3], das von Westen, vom Öderweg her gemacht ist und im Vordergrunde diesen zeigt, kann von Bescheidenheit und reiner Bäuerlichkeit des Anwesens kaum die Rede sein. Das ist wohl ein Bauerngut mit einem richtigen Wirtschaftsgebäude im Norden, aber auch mit einem stattlichen Landhaus vornehm spätbarocken Stils.

Hier also haben im Sommer 1799, und noch ein Mal am 8. Mai 1800, die Liebenden sich heimlich getroffen. Damit verringert und vereinfacht sich Hölderlins Weg: von Homburg her liegt der Adlerflychtsche Hof vor der Stadt, die der Dichter gar nicht zu berühren brauchte. Was aber das Gouache-Bild teuer macht, sind die Hecken, durch deren eine die Briefe ausgetauscht wurden, und die Pappeln, die ebenfalls in denen Diotimas und Hölderlins erscheinen, und der Weg im Vordergrund, auf dem der Dichter monatlich von Norden her gekommen ist. Wer das Leid und die Tragik dieses spärlich-heimlichen Verkehrs bedenkt, den mag das schlichte Bildchen wohl ergreifen. –

[1] Die Briefe der Diotima, aaO. S. 56.

[2] Emil Herr, in: Festschrift . . . der Adlerflychtschule in Frankfurt a. M. 1876 bis 1926, S. 45–50.

[3] Dem Historischen Museum ist der Vf. für die freundliche Erlaubnis zur Wiedergabe dankbar. – Den Zustand des Hofes um 1864 zeigt der aus Vogelperspektive gezeichnete genaue Stadtplan von Delkeskamp (Original im Stadtarchiv).

Gewisse Anzeichen sprechen nun aber kräftig dafür, daß die Familie Gontard schon vor 1799, mit Hölderlin, auf *Adlersflicht* gewohnt hat. Darauf deutet die schon vermerkte Selbstverständlichkeit, mit der Susette jedesmal von der Örtlichkeit spricht. *An der niedrigen Hecke, nahe bey den Pappeln,* so sagt sie: das Bildchen macht die Instruktion aufs schönste anschaulich; es kann sich wohl nur um die paar einzelnen Pappeln in der linken Hälfte des Bildes und um die Hecke längs des Weges handeln, *die niedrige* im Unterschied zu der höheren im Mittelgrunde. Wenn Susette dann bittet, Hölderlin möge *an den Anfang der Einfahrt nicht weit von der kleinen Laube* kommen, so ist diese Stelle auf dem Bilde nicht mehr sichtbar; sie muß an der Verlängerung des Weges nach rechts, nach Süden liegen, da, wo auf dem Lageplan von dem breiteren Wege der nach der Hofreite sich abzweigt.

Der Dichter war über die Örtlichkeit im Bilde, hatte also wohl mindestens den Sommer 1798 dort verbracht. Eben dies ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit auch aus Susettens Brief an Marie vom 27. März 1799:

Ich bin jetzt in Erwartung, meinen guten Henry und Eugenie, bald hier zu sehen . . . In einigen Wochen werden wir hienaus ziehen, und ich wünsche sehr daß meine gänzliche Einsamkeit durch sie unterbrochen wird, sonst wird es mir ein trauriger Aufenthalt seyn, weil auch überdieß, alles dort mir die Erinnerung an den vorigen unangenehmen Sommer zurückruft sie kennen in diesem Stücke meine schwache Seite.

Die trübe Erinnerung war also an *dort,* an den Ort des vorigen Sommeraufenthalts gebunden, dieser also 1798 und 1799 derselbe: der Adlerflychtsche Hof.

Für 1797 endlich geht dies mit beträchtlicher Wahrscheinlichkeit aus Susettens Brief an Marie vom 12. Mai 1798 hervor:

Ich lebe jetzt sehr einsam, aber weil daß mein Geschmack ist sehr vergnügt auf dem Lande. mein Garten macht mir angenehme Beschäfftigung.

Wieder, wie in den Briefen an Hölderlin, setzt sie die Örtlichkeit als wohlbekannt voraus: die frühere Hausgenossin war eben mit dem allen vertraut vom Sommer 1797 her, ihrem letzten in Frankfurt.

Hölderlin hat also mit Susette und ihrer Familie den Frühsommer 1796 ganz sicher in du Fays Garten auf der Pfingstweid, die Sommer 1797 und 1798 sehr wahrscheinlich auf dem Adlerflychtschen Hof verbracht: im Norden der Stadt, um sich herum, wie auch der Lageplan zeigt, *reiche Obstgärten* und vor sich *die herrliche Aussicht aufs Gebirg* des Taunus. Dort entzückte es ihn im Frühjahr 1797 – es war das letzte rein glückliche seines Lebens –, wie *an tausend Zweigen des Hains, wie an brennenden Kerzen | . . . das*

Flämmchen des Lebens glänzt, die röthliche Blüthe[1]: die Blüte der Kastanienbäume ums Haus herum, die in dem eingangs zitierten Brief hervorgehoben und wohl in den Wipfeln des Bildchens wieder zu erkennen sind.

Innerhalb der Stadt bewohnte Susette Gontard mit den Ihrigen den Weißen Hirsch, genauer: einen Teil dieses großzügigen Anwesens am Großen Hirschgraben, in dem der Eigentümer (seit der Teilung 1773), Cobus' Onkel Johann Heinrich, wie erwähnt, ein sehr gastliches Haus zu machen liebte.

Hier also wohnte Diotima. Hier starb sie, wie 1793 ihre Mutter. Hier fand der Dichter sein Schicksal. So will es einhellig die Überlieferung, die allerdings in Hölderlins Briefen nicht ausdrücklich bestätigt wird. Das Haus ist längst den Ansprüchen der modernen Stadt geopfert, vorm Untergang aber von dem Maler Carl Theodor Reiffenstein in Bild und Wort aufgehoben, im Gedächtnis Frankfurts geheiligt.

Durch die neuen Funde wird jedoch die Überlieferung in eine vorläufig heillose, für den Verfasser bis jetzt trotz aller Mühe und aller Hilfe des Stadtarchivs nicht lösbare Frage gestellt. Dieser Frage wird ein Exkurs im nächsten Jahrbuch gelten müssen.

4. Die Erzieherin und der Hofmeister

Am 11. Februar 1796 bittet der Dichter zu Haus um seine Flöte, auf der er früh geübt war[2]. Im Frühsommer, von der Pfingstweid aus, lädt Marie dann ihren Bruder nach Frankfurt ein:

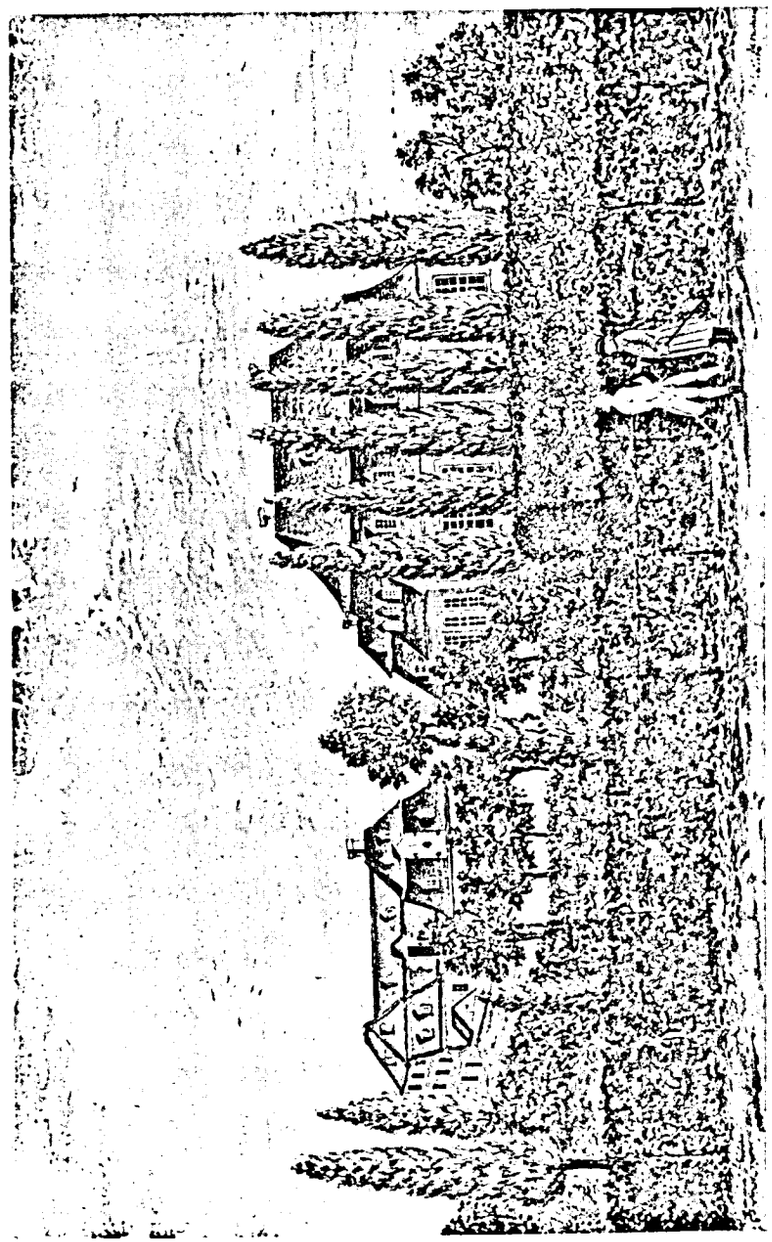
du solst uns schon wieder gesund werden; auf unßrer schönen Pfingstweid unter den Paplen herum springen, Blumen pflücken, mit unßren Hölderlin Duette flöten er ist sehr stark ⟨darin⟩.

Der Dichter muß also öfters gespielt, wohl auch mit andern zusammen musiziert haben. Marie sang und spielte die Laute und nahm darin Unterricht; nach Daniels Brief vom 25. November 1795, dem allerdings der ihrige von der Pfingstweid widerspräche, mag ihr Susette Gontard ein Instrument geschenkt oder doch besorgt haben; jedenfalls schreibt Daniel mit galantem Humor:

Also eine Laute? das ist vortreflich, liebes Mädchen, ich küße der Madame G. die Hände dafür. Wie mich das freut, wie viele angenehme Augenblicke das dir machen muß? dann dudle ich auch einst mit meinem Pfeifchen zu den lieblichen Tönen die deiner Nachtigallkehle sich sanft entwinden werden.

Susette endlich: sie liebte die Musik und bedurfte ihrer; es ist kaum anders denkbar, als daß auch sie gern und öfters musiziert hat; Zeerleder

[1] Die Muße (StA 1, 236 v. 5 f.). [2] Nr. 116 Z. 35.



Der Adlerflychtsche Hof
Gouache-Zeichnung von Johann Georg Meyer. 1779. Frankfurt a. M., Historisches Museum

Flämmchen des Lebens glänzt, die röthliche Blüthe[1]: die Blüte der Kastanienbäume ums Haus herum, die in dem eingangs zitierten Brief hervorgehoben und wohl in den Wipfeln des Bildchens wieder zu erkennen sind.

Innerhalb der Stadt bewohnte Susette Gontard mit den Ihrigen den Weißen Hirsch, genauer: einen Teil dieses großzügigen Anwesens am Großen Hirschgraben, in dem der Eigentümer (seit der Teilung 1773), Cobus' Onkel Johann Heinrich, wie erwähnt, ein sehr gastliches Haus zu machen liebte.

Hier also wohnte Diotima. Hier starb sie, wie 1793 ihre Mutter. Hier fand der Dichter sein Schicksal. So will es einhellig die Überlieferung, die allerdings in Hölderlins Briefen nicht ausdrücklich bestätigt wird. Das Haus ist längst den Ansprüchen der modernen Stadt geopfert, vorm Untergang aber von dem Maler Carl Theodor Reiffenstein in Bild und Wort aufgehoben, im Gedächtnis Frankfurts geheiligt.

Durch die neuen Funde wird jedoch die Überlieferung in eine vorläufig heillose, für den Verfasser bis jetzt trotz aller Mühe und aller Hilfe des Stadtarchivs nicht lösbare Frage gestellt. Dieser Frage wird ein Exkurs im nächsten Jahrbuch gelten müssen.

4. Die Erzieherin und der Hofmeister

Am 11. Februar 1796 bittet der Dichter zu Haus um seine Flöte, auf der er früh geübt war[2]. Im Frühsommer, von der Pfingstweid aus, lädt Marie dann ihren Bruder nach Frankfurt ein:

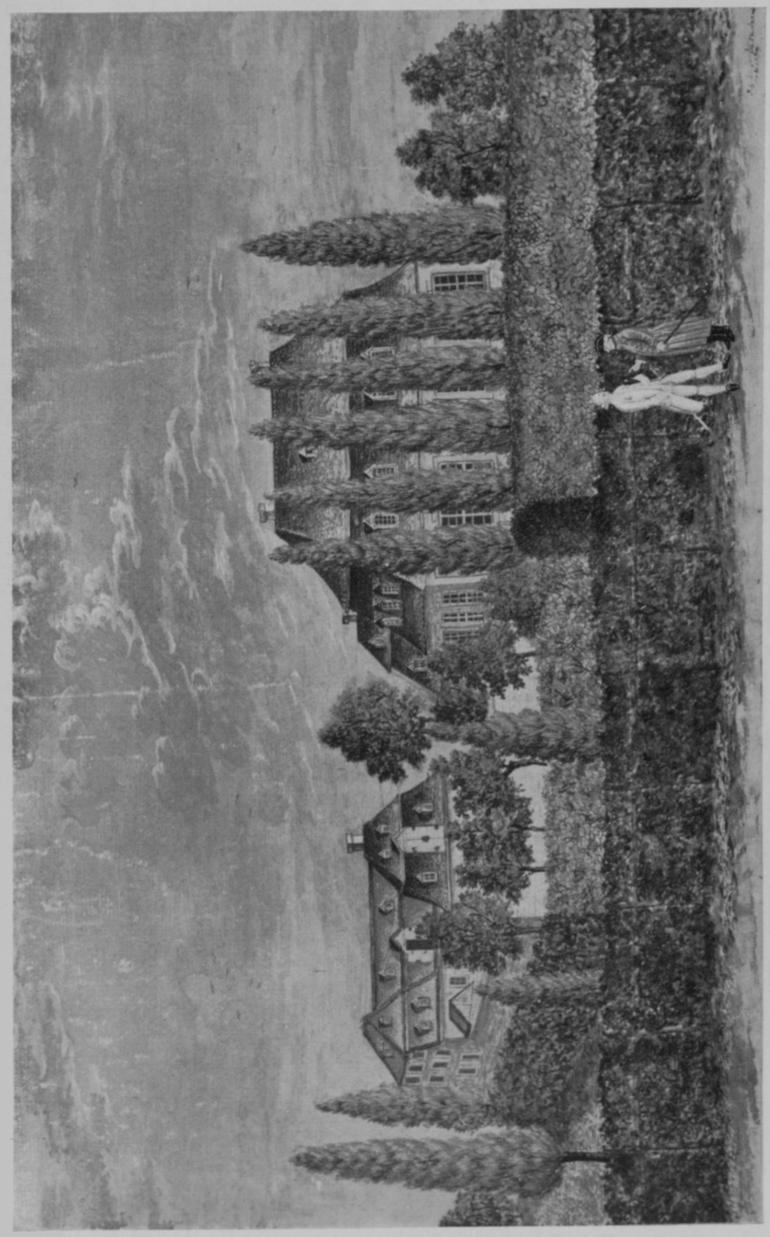
du solst uns schon wieder gesund werden; auf unßrer schönen Pfingstweid unter den Paplen herum springen, Blumen pflücken, mit unßren Hölderlin Duette flöten er ist sehr stark ⟨darin⟩.

Der Dichter muß also öfters gespielt, wohl auch mit andern zusammen musiziert haben. Marie sang und spielte die Laute und nahm darin Unterricht; nach Daniels Brief vom 25. November 1795, dem allerdings der ihrige von der Pfingstweid widerspräche, mag ihr Susette Gontard ein Instrument geschenkt oder doch besorgt haben; jedenfalls schreibt Daniel mit galantem Humor:

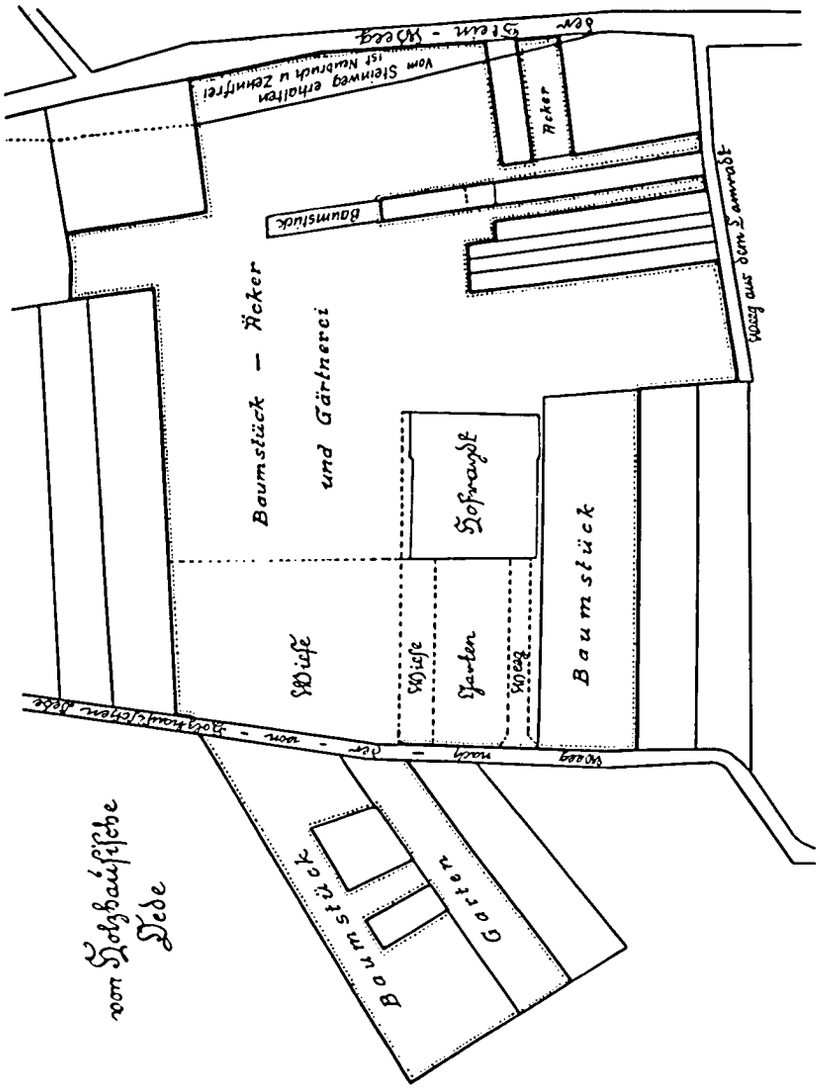
Also eine Laute? das ist vortreflich, liebes Mädchen, ich küße der Madame G. die Hände dafür. Wie mich das freut, wie viele angenehme Augenblicke das dir machen muß? dann dudle ich auch einst mit meinem Pfeifchen zu den lieblichen Tönen die deiner Nachtigallkehle sich sanft entwinden werden.

Susette endlich: sie liebte die Musik und bedurfte ihrer; es ist kaum anders denkbar, als daß auch sie gern und öfters musiziert hat; Zeerleder

[1] Die Muße (StA 1, 236 v. 5 f.). [2] Nr. 116 Z. 35.



Der Adlerflychtsche Hof
Gouache-Zeichnung von Johann Georg Meyer. 1779. Frankfurt a. M., Historisches Museum



Der Adlerflychtsche Hof und seine Umgebung
Lageplan nach einem Liegenschaftsverzeichnis. Um 1800.

erwähnt ihr Klavierspiel (Nr. 1), sie selber schreibt Anfang März 1799 dem Freunde:

Ich will versuchen ob ich die Musik mir wieder an's Herz legen kann,

und Anfang November berichtet sie beglückt von einer Stunde, da sie *die Stimme der Natur* in sich vernahm und ihre *lange dem Gesange verschloßnen Lippen* wieder einmal *ihre alten Lieblingslieder* summten[1].

Für die erste Zeit von Hölderlins Leben im Hause Gontard – nur für sie – tut sich so der Einblick auf in eine schöne Geselligkeit, die, wie vier Jahre später im Hause Landauer zu Stuttgart, von *goldnen Stunden der Musik* erheitert und erhöht war[2].

Aber die Liebenden *schuffen sich* als *die Einsamen,* je mehr sie sich erkannten, desto mehr *nur von Göttern gekannt ihre geheimere Welt*[3], an der kein anderer mehr vollen Anteil haben konnte. Zudem ging die junge Bernerin seit dem Frühsommer 1796 ihrer eigenen künftigen Welt entgegen. Von der Pfingstweid, wie schon früher erwähnt, schickt sie an Sophie Dollfus in die Stadt hinein jenes rührend unruhige Brieflein (Nr. 47), das Diotima und den Dichter *unter trautem Gespräch,* weltvergessen, in *Laube* und *Cabinet* des Gartens erscheinen läßt, – in einer der *ungestörten Stunden,* von denen er im Rückblick sagen wird[4]:

wo wir und wir nur um einander waren . . . beede so frei und stolz und wach und blühend und glänzend an Seel und Herz und Auge und Angesicht, und beede so in himmlischem Frieden neben einander.

In den Worten der von ihren eigenen Herzensdingen bedrängten Marie aber glaubt man einen, sei es vorübergehenden, Unmut über solche Weltvergessenheit der Liebenden zu spüren. Leise beginnt „die Welt" auf sie mit prüfenden Augen zu sehen und sich ihre Gedanken zu machen. Nach der Rückkehr von Kassel und Driburg, wohl im Frühjahr 1797, ist wie so oft Susettens Bruder Henry Borkenstein mit seiner Frau zu Gast; bald darauf kommen die beiden nach Berlin. Von dort schreibt Elise von Malschitzky am 8. Juni 1797 an Marie einige humoristisch anzügliche Sätze, die sich nur in Andeutungen halten, aber in Anbetracht des beteiligten Personenkreises wohl nur auf den Dichter und Diotima bezogen werden können:

Ich habe die Tagen eine außerordentliche Freüde gehabt, Hr Borkenstein war hier mit seiner lieben Frau, ich kan dir gar nicht sagen welche Freüde es mir machte; wir haben uns beynahe heiser von Frt gesprochen, und da habe ich den so viele neüikeiten vernomen, welche schon lange

[1] Die Briefe der Diotima, aaO. S. 22 und 45 f.
[2] Nr. 229 Z. 65 f.
[3] Götter wandelten einst . . . v. 11 f. (StA 1, 274).
[4] Nr. 182 Z. 20–24.

vorgefallen sind, in der Famille, von denen ich aber kein Wort gewußt, Borkenstein konte sich nicht genug wundern daß ich nicht au courant wäre, von allem waß mich doch interessieren müßte den Er wollte von mir noch waß neües hören. Zulezt war unser Schluß „Verliebte Leben nur für sich, und durch sich, vor Ihnen ist die ganze Welt tod" Amen, Amen!!! –

Marie also hatte vollkommenen Takt bewahrt; – mehr noch, sie durfte fünf Jahre danach in ihrem schmerzlichen Nachruf auf die tote Freundin, in einem Brief an ihren Bruder vom 18. August 1802, von sich sagen:

und wohl mir das ich nicht am Glauben an sie wankte daß ich sie immer mit treuer Freundschaft vertheitigte . . . –

Seit der Flucht nach Kassel schweigen Mariens Briefe von dem Dichter. (Die an Susette sind ja nicht erhalten.) Auch in denen an sie findet sich nirgends sein Name; niemals bestellt Susette Grüße von ihm vor der Trennung; – nach ihr schloß sich das ohnehin aus. Es ist wie eine Scheu von allen Seiten, auch nur durch Nennung des Namens an etwas zu rühren, etwas im Innern zu treffen. Zudem, wie früher betont, gehörte der Dichter niemals in dem Maße wie Marie zum Hause, er blieb der Fremdling.

Aber auch er seinerseits erwähnt die Hausgenossin niemals. Der Hauptgrund dafür ist früher schon genannt worden. Selbst ihren Hochzeitstag übergeht er schweigend. Und doch schreibt er an eben diesem Tage, dem 10. Juli 1797, zwei Briefe, an Neuffer und seine Mutter (Nr. 140 und 141). Der an den Freund aber bekennt mit erschreckender Heftigkeit, ganz unvermittelt, den Zwiespalt seiner Lage und seiner Stimmung: *Ich bin zerrissen von Liebe und Haß.* Er bezeichnet den Eintritt der Krise des Lebens im Hause Gontard.

Zwei Briefe am Tage der Festlichkeit, die gar nicht erwähnt ist: der Dichter wird also wohl nicht daran teilgenommen und mag, allein zurückgeblieben, so recht das Zermürbende seiner Stellung im Haus empfunden haben, das er dann im November andeutend seiner Mutter gesteht (Nr. 148). Außerdem aber mag ihn an diesem Tage, da zwei Menschen seiner Umwelt, von recht verschiedener sozialer Herkunft, ein künftiges Leben auf ihre Liebe gründeten, das Bewußtsein seiner eignen Heimatlosigkeit, und der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, heimgesucht haben: darauf deutet vielleicht das kurze Nachwort seines Briefes an die Mutter vom selben Tage:

Ich wollte, ich könnte mich auch zu so etwas entschließen. Man hat doch seinen eignen Heerd. –

In Mörikes Abschrift gibt es von Hölderlin ein wunderschönes Gelegenheitsgedicht: An eine Verlobte[1]. Vom Motiv könnte man versucht

[1] StA 2, 32; zur Überlieferung s. 2, 447–449.

werden, es auf Marie zu beziehen, deren Bräutigam als Soldat *im Felde* gewesen und die selber wahrhaft eine *Musentochter* war (v. 8 und 14). Aber der Stil des Gedichtes, wie es Mörike, und offenbar auch schon der Empfängerin, vorlag, weist doch wohl eindeutig ins Jahr 1800, verbietet also die biographische Zuordnung.

So könnte es scheinen, als habe die junge Bernerin achtlos außerhalb der *geheimeren Welt* von Hölderlins Dichtung gestanden. Einst aber war es doch anders, einmal nahm sie nachweislich lebendigsten Anteil daran. Es war wohl sicher in den ersten Monaten der Gegenwart des Dichters im Hause, vor der Flucht nach Kassel. In einem dünnen Bündel, dessen spätere Aufschrift, von anderer Hand, fast zu flüchtigem Beiseitetun verführte, fanden sich zwei Oktavblättchen: nach sicheren Spuren Teile eines selbstgefertigten Heftes und erst nach der Beschriftung aus diesem herausgerissen, auf 3¼ Seiten bedeckt von Mariens Hand in der Frankfurter Zeit. Von den anderen Blättern des Heftes hat sich noch keines finden lassen[1]. *Das Bild des Ionischen Mädchens:* dies allein schon konnte die Herkunft verraten; hinzu kam der Stil, der Rhythmus, und einige Sätze sind identisch mit solchen im Thalia-Fragment. Ein Bruchstück des 'Hyperion' also. Seine Stellung in der Genese des Romans kann hier noch nicht erörtert werden; das bleibt vorläufig dem Hyperion-Band der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe anheimgegeben.

Warum und wozu Marie das Bruchstück abschrieb, ist schwer zu sagen, und wohl wenig wahrscheinlich, daß sie dem Dichter einen von ihm erbetenen Dienst damit erwiesen haben sollte. Von der strahlenden Helligkeit ihres Wesens sticht der Inhalt düster ab. Wurde sie, das *Bild der Freude,* trotzdem von dem *Bild des Ionischen Mädchens,* wie es der Dichter feiert, innerlich betroffen, wurde sie, die *Musentochter,* von der Dichtung als solcher, von der Macht der Sprache, mit einem freien Wohlgefallen

[1] Die Ziffer VIII auf S. 1 oben links macht eher den Eindruck, erst nach der Abschrift hingesetzt zu sein. – Gegenüber der Bezeichnung „Abschrift" scheint übrigens nach einer Lesart einige Vorsicht angebracht zu sein. Auf S. 2 unten steht, mit dem ersten Wort am Ende der vorletzten Zeile beginnend, der Satzteil: *man verweilt wohl auch an den verrütteten Ruinen* (die Fortsetzung des Satzes auf S. 3 oben). Ursprünglich hieß es: *man verweilt wohl gern an einer Ruine* (oder: *einem ⟨Grabe⟩*). Das Wort *gern* ist gestrichen, *auch* aus *an* hergestellt, *an den* in das Wort *einer* (oder *einem*) hineingeschrieben, *verrütteten* über der Zeile hinzugefügt. Dieser für eine Abschrift auffällige Befund läßt mindestens die Möglichkeit zu, daß es sich eben nicht um eine Ab-, sondern um eine Nachschrift in Gegenwart des Dichters handelt, der dann sofort eine Verbesserung diktierte. Auf derselben S. 2 (Z. 5) spricht die Änderung: *Geist ihrer Rede* aus: *Geist ihrer Seele* nicht eben für, doch auch nicht strikte gegen eine solche Annahme. – Gewisse Formen paßt die Schreiberin ihrem eigenen helvetischen Brauch an, wie er in ihren Briefen herrscht: so *schlummren, öftrer, fodren.*

berührt? Wir wissen es nicht. Wir erkennen nur den aufrichtigen Anteil, den sie, auch sie, am Schaffen des Hausgenossen nahm, eh er mit Diotima in jene *geheimere Welt* einging. Und wir mögen uns freuen ob dieser Teilnahme, die uns das Bild des jungen Mädchens wesentlich bereichert und vertieft.

Außerdem darf aber wohl gefragt werden, ob nicht die Gestalt Mariens, wiewohl ganz Urbild geworden, doch in Hölderlins Dichtung eingegangen sei. Ein Versuch der baren Rückführung dichterischer Wesen auf Wirklichkeit hätte freilich gerade bei Hölderlin wenig Glück und Geschick. Darum geht es nicht. Aber sein 'Empedokles' stellt neben Panthea, die Schwester Diotimas im 'Hyperion', – stellt neben die dem Geist ganz Offene, von ihm Gefährdete in gleicher Schönheit und Reinheit das Athenermädchen Delia (ursprünglich Rhea), das schon im ersten Gespräch mit der Freundin dem schönen Maß, in der großen Totenklage dem *Bleiben im Leben,* im gesicherten, schönen Leben das Wort redet und hier unverkennbar ein Sprachrohr des Dichters wird, dem die Gefahr und das Unmaß empedokleischen Daseins aufgeht.

Doch kummerlos ist unser Wohlgefallen,
Und nie verliert das liebe Herz sich so
In schmerzlich fortgerißner Huldigung,

so sagt sie eingangs, und in der Klage:

Ists denn nicht schön
Bei Menschen wohnen; es weiß
Mein Herz von andrem nicht,

und gleich darauf:

Sieh! herrlich auch
Und freundlich ist die Erde,

und endlich:

Dich entzündet, große Seele! der Tod
Des Großen, aber es sonnen
Die Herzen der Sterblichen auch
An mildem Lichte sich gern und heften
Die Augen an Bleibendes.

Nochmals: es geht hier nicht um „Rückführung". Biographisch ist hier gar nichts von der jungen Bernerin. Es ist nur eben die Frage – sie darf gestellt werden, wenn es auch keine schlagende Antwort darauf geben wird –, ob dem Dichter nicht in Marie und Susette, und gerade in ihrem herzlichen Nebeneinander, zwei Urbilder des Verhaltens zu Leben, Welt

und Geist aufgeleuchtet sein könnten, die dann ihrerseits in sein Trauer- und Festspiel eingingen.

Sicher scheint aber dies: er hätte wohl kaum so Ergreifendes wie Diotimas Tod und die Gestalt einer Panthea schaffen können, wenn ihm nicht an Susette Gontard mehr und mehr das Tragische ihrer Situation, die Verlorenheit ihres Wesens in der Zeit düster aufgegangen wäre. Von dieser Tragik vornehmlich handelt

die Fortsetzung im Jahrbuch 1957.

HÖLDERLINS WEG ZU DEN GÖTTERN

VON

WOLFGANG SCHADEWALDT

Vielleicht ist es für den großen schöpferischen Menschen in den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Himmelsstrichen charakteristisch, daß ein einziges großes Anliegen, zunächst dunkel verfolgt, dann immer bestimmter sich ausprägend, in seinem Leben wie seinem Werke übermächtig wird. Dies Anliegen mag im Lauf des Lebens immer weiter um sich greifen, sich stofflich bereichern und in seinen einzelnen Ausprägungen vielfältig verzweigen, je mehr jene Wechselwirkung zwischen Daimon und Tyche, die wir Leben nennen, sich mit Erfahrungen und Begegnungen, Taten und Erleidnissen zum Schicksal formt: der innere lebendige Kern und die Entelechie seines Wesens, die den Menschen ganz unverwechselbar als den, der er ist, bestimmt, bleibt in allen Verwandlungen und Verzweigungen doch immer gleich.

Auch Friedrich Hölderlin, so vielfältig man ihn in seinem Leben wie in seiner Dichtung betrachten kann, ist in seiner Grundrichtung durch ein solches großes einfaches Anliegen bestimmt. Wir können es umschreiben als das aus dem Ungenügen an Zeit und Zeitlichkeit geborene Heransehnen eines besseren reineren Weltzustandes in einer neuen Einigkeit der Geister, Natürlichkeit, Unschuld, Heiligkeit des Lebens oder mit einem Wort: der Wiederkunft der Götter, und der Lebensweg, den Hölderlin als fühlender wie leidender Mensch und zugleich als Dichter gegangen ist, war sein Weg zu den Göttern.

Den äußeren Lebensstadien nach ist dieser Weg Hölderlins bezeichnet durch die Kindheitsjahre in Nürtingen, die Jahre auf den Schulen zu Denkendorf und Maulbronn, die Tübinger Universitätsjahre, die Wanderjahre in Waltershausen, Jena und wieder Nürtingen bis hin nach Frankfurt, wo er Diotima fand, und schließlich die unsteten Jahre in Homburg, Stuttgart, Hauptwil, Nürtingen, Bordeaux, Nürtingen und wieder Homburg, wo die jahrelang bis zu seinem späten Tode währende Umnachtung über ihn hereinbrach. – Zugleich durchmaß er auf diesem Lebenswege die verschiedensten Glaubens- und Bildungswelten: die Welt des Pietismus und Klopstocks, der Philosophie Kants und Fichtes,

Der Aufsatz ist in der Sammlung Die großen Deutschen, Deutsche Biographie in 4 Bänden, hg. von Hermann Heimpel, Theodor Heuss und Benno Reifenberg, Bd. II, 1956, S. 354–361 erschienen und wird mit Erlaubnis des Propyläen-Verlags Berlin hier abgedruckt.

des Idealismus Schillers, bis der schon früh beginnende Einfluß der Griechen: des Homer, des Platon, des Heraklit, des Sophokles, des Pindar und wieder des Sophokles, in ihm immer mächtiger wurde. Die Bezeugungen aber dieses Weges, der der Weg eines Glaubens und einer Glaubenssuche war, sind Hölderlins Dichtungen, wie sie, in der Knabenzeit beginnend, bis in die Zeit seiner Umnachtung reichen. In wiederholten Verwandlungen von einer „Sangesart" zur anderen vorangetrieben, sind sie auf ihren Höhepunkten hymnische Theoskopien, Prophetien und gerade in diesem „Außerdichterischen" echte Dichtung in dem hohen Sinn, daß hier nicht bloß empfunden und erlebt, gefühlt und erlitten wurde, sondern in alledem sich ein Seherisches am Werke zeigt. Hohe Gesichte, von dem fühlenden Dasein wahrgenommen, bezeugen sich dokumentarisch in diesen Dichtungen: ein Sagen dessen, was ist, ein Sagen und Nennen der Götter. Dieses erhebt sich aus unbewußtem Ahnen in der Kindheit zu einem noch beschränkten Wissen, strebt von da fort zur Schau der Götter und einem Leben in „Innigkeit" mit ihnen und endet schließlich, als das Schicksal immer unverhüllter hereinbricht, im Verstummen.

I

„Da ich ein Knabe war", singt Hölderlin später zurückblickend selber, „. . . So hast du mein Herz erfreut, / Vater Helios! und, wie Endymion, / War ich dein Liebling, / Heilige Luna!" Und er fährt fort, daß er ‚damals sie noch nicht mit Namen rief', ‚all die treuen, freundlichen Götter', und auch sie ‚nannten ihn nie, wie die Menschen sich nennen, als kennten sie sich'. „Doch kannt' ich euch besser, / Als ich je die Menschen gekannt, / Ich verstand die Stille des Äthers . . . Im Arme der Götter wuchs ich groß." Das heißt, das Kind, der Knabe lebte damals in unbewußt unschuldigem Umfangensein von den Mächten und Kräften der liebenden Natur um ihn her. Und so kam es damals denn auch zu jenem Abend, den das frühe Gedicht aus dem Jahre 1786, 'Die Meinige', festhält: Der Knabe, mit dem Bruder Carl am Neckarstrande spielend, plötzlich, während der Strom im Abendschimmer dastand, von einem „heiligen Gefühl" ergriffen, bebend lispelnd: wir wollen beten! Und dann mit dem Bruder im Gebüsche hinkniend: „Lieber Gott, die Stunde war so schön!"

Allein von jenem unschuldigen Hingegebensein an die noch ungenannten Götter, in dem dann später auch Homer, der „fromme Mäonide", sein „junges Herz so ganz gewonnen" hatte, erfolgt eine Entfremdung, die Hölderlin selbst (in der Kapitelerzählung seines Hyperion) als ‚Abfall' bezeichnet hat: „Auch von ihm (Homer) und seinen Göttern war

ich abgefallen." Dieser Abfall scheint auf die späte Jünglingszeit des Dichters und zumal die Tübinger Studienjahre zu gehen, in denen der zum Pfarramt Bestimmte sich mehr und mehr mit den Doktrinen der christlichen Glaubenslehre bekannt machte und ihnen zugleich mehr und mehr entwuchs. Mit sich selbst und der Welt war er damals uneins geworden. Von seinen „Grillen und Launen und wie die Plaggeister alle heißen", von „Mißhandlung", „Druck", „Verachtung" spricht er in seinen Briefen. Und wieder auf das unschuldige Glück seiner Kindheit zurückblickend, empfand er damals in dem Gedicht 'Einst und Jetzt' die Einsamkeit und Verachtetheit, in der er nun lebte, mit leidenschaftlicher Verbitterung: „Zurück denn in die Zelle, Verachteter! / Zurück zur Kummerstätte . . ." Jedoch eben in diesem verzweiflungsvollen Zustand, wie er wohl der Zustand der Götterferne ist, brachte ihm das Frühjahr und der Sommer des Jahres 1790, während er sich auf die Magisterprüfung vorbereitete, die „Genesung" und mit dieser Genesung auch die erste Epiphanie der Götter.

2

An dieser Genesung, die er „in Entzückungen verloren" als eine „Verwandlung" erfuhr, als den Wiedergewinn der Kraft und ein Frei- und Seligsein wie einst, hatte die Liebe zu Lydia, der „süßen Retterin" (Elise Lebret), einen bedeutenden Anteil. Allein dem kam im geistigen Bereich im Zusammenhang mit den in Hölderlins Freundeskreis betriebenen philosophischen Studien ein leidenschaftliches Innewerden des ‚Eins und Alles', des *Hen kai Pan* entgegen. In dem Anruf der Liebe, der ihn im Persönlichsten betraf, vernahm er zugleich den Anruf jener All-Liebe Aphrodite-Urania, die als Sympathie und Harmonie die ganze kosmische Natur durchwebt. Mit überstürzender Gewalt muß dieses sinnlich-geistige Erlebnis damals über Hölderlin gekommen sein: „Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen: ‚warum liebst du nicht mich?' . . . die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnisvoller" (Hyperion, Thaliafragment). Und er schrieb jene Hymne 'An den Genius Griechenlands', die das „Herabschweben" des griechischen Genius als des „Erstgebornen der hohen Natur" beschreibt und wie der neue Gott, der lange gesäumt hat unter den Göttern, im Olymp im Angesicht der Götter sein Reich auf Liebe zu gründen beschließt. Und diesem Gedicht, das ganz ausdrücklich die Epiphanie des Griechengenius darstellt, folgte der große Tübinger Hymnenzyklus, der, eingeleitet durch die große Hymne an die Göttin der Harmonie, die ihm auch als „Wahrheit" und „Geist der Natur" galt, nun darauf in den einzelnen Hymnen an die Muse und die Genien der Freiheit, Menschheit, Schönheit, Jugend, Freundschaft, Liebe ein umfassend kosmisch Göttliches prismatisch aufteilt und dabei doch wieder auf jenes umfassend Göttliche zurückweist. Die Sprachform, die hier waltet, ist die Begeisterung des von unerhörten Gesichten neu erfüllten Hierophanten, der sich nicht mehr lediglich Begriffen oder Idealen, sondern göttlichen Lebensmächten gegenüber weiß und mit dem Innewerden dieser göttlichen Welt- und Seelenmächte auch das Heraufkommen jenes neuen besseren Weltzustandes nahe bevorstehen sieht.

3

Diese bedeutungsvolle Epiphanie des Griechengenius und der Aphrodite-Urania im Sommer und Herbst des Jahres 1790 war der erste Durchbruch Hölderlins zu den Mächten überhaupt, aber noch nicht die Wiedergewinnung der Götter als der wirklich Lebendigen. Die Ergriffenheit, die in dem Tübinger Hymnenzyklus wie auch den Frühstufen des Romans 'Hyperion' sich ausspricht, bleibt die Ergriffenheit des noch getrennt Denkenden und Fühlenden. Ein überschwengliches neues Wissen erfüllt den Dichter, doch dies Wissen bleibt „Wissen" und äußert sich in einer begeisterten Emphase des Verkündigens, die die emphatische Verkündigungsform Schillers zwar neu durchglüht, aber noch nicht sprengt. Viel antikisches Emblem führt der dichterische Ausdruck noch mit sich, wenn da in reichster Fülle von Elysium, Orkus, Pepromene, Tellus, Hebe, den Dioskuren die Rede ist. Ja, dieses Nennen der Helden und der Götter, das nun die früher von Hölderlin gebrauchten altbiblischen Gottesnamen Jehova, Eloa, Abba, „Herr Herr!" abgelöst hat, ist noch kein eigentliches Mit-Namen-Nennen, sondern mehr ein Bezeichnen. – Um vom Bezeichnen wirklich zum Nennen der Götter zu gelangen, vom Verkündigen zum Singen aus der inneren Stille, die die Stille der lebendigen Verbundenheit und unmittelbaren Erfülltheit ist, mußte Hölderlin eine zweite Epiphanie erfahren. Dieses geschah nach seinem Übergang nach Frankfurt im Jahr 1796, als er in dem Hause Gontard Erzieher wurde und ihm in Susette Gontard die „Athenerin" oder gar „Athenäa" selbst und schließlich Diotima, wie er sie nach Platon nannte, entgegentrat.

4

Wieder hatte Hölderlin, um zu diesem Gipfel zu gelangen, ein dunkles Tal der Enttäuschungen und Niedergeschlagenheiten durchmessen müs-

sen. Enttäuschung hatte ihm das mit frohen Hoffnungen übernommene Amt eines Hofmeisters bei der Frau von Kalb in Waltershausen eingebracht. Enttäuscht hatte er Jena, wo er mit großen Erwartungen in der Nähe Schillers bei Fichte und Niethammer sich dem Studium der Philosophie hinzugeben gedacht hatte, verlassen müssen, ja, dieser Weggang von Jena war fast so viel wie eine Flucht vor Schiller gewesen, der ihn mächtig anzog, zugleich aber mehr und mehr auf ihm lastete. Und so erlebte er im darauffolgenden Spätsommer und Herbst zu Nürtingen wieder einmal die tiefste Abgestorbenheit der Seele: „Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgibt. So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich." Und eben aus diesem zweiten Abgrund der Niedergeschlagenheit erhob ihn nun die neue Liebe zu Diotima, und er erlebte von neuem eine ‚Genesung', ein neues ‚Schwellen der Lebenskraft' und eine ‚Rückkehr ins Leben'. Seine Gedichte, vor allem das große Reimgedicht 'Diotima', bezeugen es ebenso wie seine Briefe, in denen er seine neue ‚Verjüngung', ein wieder ‚freieres, schnelleres Regen seines Wesens', bekennt und es ausspricht, daß ihn „die Höllengeister, die er aus Franken (Waltershausen) mitnahm, und die Luftgeister mit den metaphysischen Flügeln, die ihn aus Jena geleiteten, . . . verlassen haben". Vor allem: über das ‚Wissen' ist er nun zum ‚Sehen' hinausgewachsen: „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ichs sehe, möcht ich lachen über all mein Wissen." Und er bekennt andererseits, immer mehr zu fühlen, „wie unzertrennlich unser Wirken und Leben mit den Kräften zusammenhängt, die um uns her sich regen".

Diese Kräfte, die um uns her sich regen, eben sind die Götter, in deren unmittelbar ebenso fühlendem wie wissendem Verein er nun lebte. In der Liebe Diotimas, die ihm selber als seine „Heldin", als „der Seligen Einer" (*μακάρων τις*) erschienen war, war er zur Schau der Götter hindurchgedrungen, wie er später selber rückblickend sagt: „Du, die Großes zu sehn und die schweigenden Götter zu singen / Selber schweigend mich einst stillebegeisternd gelehrt." Unter der Wirkung dieser einzigartigen Liebe hatten sich die in den Tübinger Hymnen und auch in den Frühstufen des Hyperion-Romans noch als Genien verehrten Mächte nun in die lebendige Wirklichkeit der Götter zurückverwandelt. Die „Treuen", „Freundlichen", „Guten", „Immergleichen", „Alleserhaltenden" sind sie nun, „brüderlich" erscheint ihm das Licht, seine „süße Schwester" nennt er die Natur, und „Vater" ist ihm der Äther, der ihm „den himmlischen Trank . . ., den heiligen Othem, zuerst in den keimenden Busen" gegossen. Konnte es ihm früher so erscheinen, als ob der Griechengenius

sein Reich auf Liebe gegründet habe, so ruft er nun den ‚jungen Dichtern' zu: „Seid nur fromm, wie der Grieche war. / Liebt die Götter!", und hält den ‚scheinheiligen Dichtern' entgegen: „. . . ihr glaubt nicht an Helios, / Noch an den Donnerer und Meergott." – Und von seinem eigenen einfachen Lieben der Götter zeugt nun auch die ganze Art, wie er in der erst in Frankfurt vollendeten Form des 'Hyperion' wie auch in seinen Gedichten aus dieser Zeit von den Göttern und den göttlichen Mächten spricht: „O seid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr tief Vermißten, Verkannten! Kinder und Älteste! Sonn' und Erd' und Äther mit allen lebenden Seelen!" – Alles angespannt begeisterte Verkündigen ist nun überwunden, überwunden ist das ‚Stolze, Wilde, Wortereiche und Leere' seiner früheren Art. Sein dichterisches Wort, das sich von nun an nicht mehr in die ebenso glatte wie emphatische Schillerische hymnische Reimform fügt, sondern den griechischen Hexameter oder die Strophe der äolischen Dichter verlangt, ist jetzt in seiner ernster erfüllten Schlichtheit zu einem inneren Gesang geworden, der wohl zu dem Schönsten gehört, was je in deutscher Sprache gesungen wurde.

5

Diese glückhafte Epoche der Innigkeit mit den neugewonnenen Göttern ging zu Ende, als Hölderlin 1798 unter beschämenden Umständen gezwungen wurde, Frankfurt zu verlassen und nach Homburg zu gehen. Eine neue Verfinsterung des Sinnes kam nun über ihn, als er die Geliebte verloren hatte und als ferne von ihr „zerreißend bald auf den Saiten des Herzens alle Geister des Todes" ihm zu spielen schienen. Allein den Göttern blieb er auch in seinem neuen großen Leide fest verbunden, und gerade in diesem Leide gedieh sein Singen zumal in den Elegien 'Menons Klagen um Diotima', 'Brot und Wein' und in dem großen hexametrischen Gedicht 'Der Archipelagus' zur vollsten Reife des nun ganz erfüllten Worts. Die Götter aber offenbarten sich nun immer mehr als die großen Schicksalsgeber. Nicht nur, daß er sie auch im Leide weiter liebte und verehrte, er erfuhr nun mehr und mehr die Furchtbarkeit des Göttlichen und gewann es über sich, auch diese Furchtbarkeit zu verehren: „Die Götter schenken heiliges Leid uns auch, / Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde / Schein' ich, zu lieben gemacht, zu leiden." – „Heilig" heißt ihm das Schicksal nun. Er hat es „ehren gelernt", liebt es auch im Unglück, und „der Übermut auch soll sich beugen vor dem, was um uns und über uns ist". „Das aber ist der Stachel des Gottes; nie / Kann einer lieben göttliches Unrecht sonst." Und in seiner Empedokles-Tragödie dringt er von Entwurf zu Entwurf nun immer entschiedener zu

einer Vorstellung des Tragischen vor, in der nicht irgendeine Schuld eine Sühne fordert, sondern der Mensch ‚in aller Unschuld verderben muß'. An der allzugroßen Nähe des Göttlichen selbst geht der Mensch zugrunde, das schwache Gefäß zerbricht an der Überfülle des Göttlichen, dem es sich zu öffnen wagte: „Damit es nicht zu anderem Brauche dien' / Und Göttliches zum Menschenwerke werde."

Dieser Weg Hölderlins – jetzt nicht mehr *zu* den Göttern, sondern ein Weg *mit* ihnen – führt ihn, während er, seine Kräfte immer mehr verzehrend, von Homburg nach Stuttgart, von dort für nur kurze Zeit in die Schweiz nach Hauptwil irrt und schließlich nach Frankreich bis Bordeaux verschlagen wird, immer tiefer in die Erfahrung jener in Güte wie Furchtbarkeit für Menschendenken unauflösbaren Dämonie des Göttlichen hinein. Zumal in Frankreich traf ihn etwas, von dem er, in die Heimat zurückgekehrt, „wie man Helden nachspricht", wohl sagen mag, daß ihn „Apollo geschlagen". Leben und Tod, Segen und Vernichtung in einem scheint ihm immer mehr das Wesen des Göttlichen zu sein, und wenn er schon immer dieses Wesen in der Großartigkeit des ebenso vernichtenden wie segenspendenden Gewitters erfahren hatte, so gelangt er nun dazu, zu sagen: „Unter allem, was ich schauen kann von Gott, ist dieses Zeichen mir das auserkorene geworden." Als der „Herr des Lebens und des Todes" gilt Gott ihm in Bordeaux. ‚Tötend und befreiend' kommt der Donnerer dem blinden Sänger als Retter. „Es schreitet fort der Götter Schicksal, wundervoll und voll des Todes und des Lebens."

Auch Hölderlins dichterischer Stil gewinnt in dieser Zeit der Erfahrung des Dunklen, Todesträchtigen der Götter eine neue Kraft. Das Blühende der vollkommenen ‚Innigkeit' tritt zurück, und an die Stelle des Singens tritt ein großartiges Sagen, in dem das schlichteste Wort, hart in den unerhört gespannten Satz gestellt, eine bis dahin in deutscher Zunge noch nicht erreichte Realität gewinnt. In seinen späten Vaterländischen Gesängen weist Pindar, der weise Dichter (*σοφός*), der Künder der Musen (*Μουσᾶν προφάτας*) ihm den Weg zu einer neuen „Sangesart", von der Hölderlin weiß, daß „einige eine solche Sprache zu wenig konventionell finden" werden, allein: „Ich kann nicht anders." Die unendliche Erfahrung eines Leidens von Gott her gibt diesen Gesängen ein einzigartiges Charisma des Ernstes und der tiefen, ehrfürchtigen Gottgewißheit, getragen von jener Frommheit, die nun, fern von allem überschwenglichen Verkündigen, vor dem Göttlichen, das sie aussagt, zugleich auch eine heilige Scheu bewahrt: „Kein Sterblicher kann es fassen. Vom Höchsten will ich schweigen." Alle Motive der bisherigen Dichtung Hölderlins kommen in diesen Gesängen neu zusammen: die fühlend ergriffenen Bilder der Natur als die Bezeugungen der segnenden wie vernichtenden Kräfte des Göttlichen; die Zeit und die Geschichte als der Weg, auf dem Götternähe seit dem letzten der Himmlischen, Jesus Christus, zu Götterferne in „liebender Nacht" geworden ist und nun die schon seit langem herangesehnte Zeit ganz nahe bevorzustehen scheint, die das Ende der „Unruhe des Zeitengeists" bedeutet und mit der Wiederkunft der Götter ein Leben in Unschuld, Einigkeit, Kindlichkeit, Reinheit wieder heraufführen wird; die Entfaltung des Wesens und der Wirkung der Himmlischen wie der Sterblichen in ihrer Auserwähltheit wie Verfallenheit. Und wenn dabei das Nachdenken auf der einen Seite zu so unerhörten Dingen hindrängt, wie: „Nicht vermögen / Die Himmlischen alles. Nämlich es reichen / Die Sterblichen eh' an den Abgrund . . . Lang ist die Zeit, es ereignet sich aber / Das Wahre", so vollendet sich Hölderlin in diesen Hymnen nun auch zum Mythgestalter nach dem Vorbilde Pindars, und er bildet in 'Patmos', 'Wanderung', 'Germanien' wieder echte Mythen, heilige Geschichte, die am Bilde des Vergangenen und Gewesenen Zukunft deutet. Ja, zum Verwalter alter heiliger Überlieferungen und zum Deuter des Altgesagten wird auf dieser Stufe in ihm wieder der Dichter: „der Vater aber liebt, / Der über allen waltet, / Am meisten, daß gepfleget werde / Der feste Buchstab, und bestehendes gut / Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang."

In diesem Sinne erscheint es irgendwie als innerlich unausweichlich, daß Hölderlin schließlich zum reinen Deuter, ‚Interpreten', Übersetzer geworden ist. Die Übertragungen des 'König Ödipus' und der 'Antigone' des Sophokles waren seine letzten Werke, und als innerlich notwendig erweist sich so auch der in Hölderlins eigener Zeit und noch lange nach ihm unverstandene Stil dieser Übersetzungen: jene nackte, harte Wörtlichkeit, die jede Gefälligkeit des Wortes fast eigensinnig verleugnet und das Wort über jedes Singen und Sagen hinaus nun ganz als täterisches Wort faßt und behandelt: als Wort, das nicht nur aussagt, sondern in welchem Geschehen geschieht. „Vorzüglich aber bestehet die tragische Darstellung in dem faktischen Worte, das, mehr Zusammenhang als ausgesprochen, schicksalsweise, vom Anfang bis zu Ende gehet."

Zu einer Art tragischen Glaubens war das Gottesbewußtsein Hölderlins in diesen letzten Jahren des liebenden Leidens an den Göttern und ihrem Schicksal gereift. Und eben diesen tragischen Glauben verwirklichte er nun dichterisch als Übersetzer durch das streng befolgende Deuten und Nachsprechen des „Ungeheuren", das er im Sophokles fand: „wie der Gott und Mensch sich paart, und grenzenlos die Naturmacht

und des Menschen Innerstes im Zorn eins wird . . ." und wie „das grenzenlose Eineswerden durch grenzenloses Scheiden sich reiniget". – Und als ein „wüstgewordenes Land, das in ursprünglicher üppiger Fruchtbarkeit die Wirkungen des Sonnenlichts zu sehr verstärket, und darum dürre wird", erscheint ihm der tragische Mensch, der, weil er sich zu sehr dem Göttlichen geöffnet hat, unschuldig schuldig an dem Göttlichen verbrennt.

6

Über die in den vaterländischen Hymnen und den Übersetzungen aus dem Sophokles erreichte Nähe zum Göttlichen in seiner unermeßlich spendenden Güte wie Furchtbarkeit konnte es ein Hinaus nicht mehr geben. Hölderlin konnte zuletzt vor dem Göttlichen nur verstummen. Dies geschah, als in den Jahren 1804 bis 1806 die furchtbare Seelennacht über ihn hereinbrach, in der er noch bis zum Jahre 1843 in Tübingen gelebt hat. Auch Gedichte hat er noch in dieser Zeit geschrieben und vor allem die Jahreszeiten, den Frühling, den Sommer, den Herbst und Winter, in Reimstrophen von rührend ausgeglichener Klarheit und Einfalt dargestellt. Von den Göttern ist in diesen spätesten Versen kaum mehr die Rede: „Göttlicher Grund dir mehr noch frommt." – Es scheint, als hätte sich der aufgelöste Geist, in dem sich nun auch alle Leiden, alle Schmerzen aufgelöst hatten, wieder zu der unbewußt einfältigen Innigkeit eines Gottbewußtseins zurückgefunden, das sich so wie wohl einst in der Kindheit einfach dem stillen Gang der Natur einschmiegte. Und doch klingt seltsam ergreifend von dem zerrissenen Saitenspiel noch einmal ein Ton auf, der unendlich schlicht das sagt, worum es im Grunde immer für diesen Seher und Dichter der Götter gegangen war: „Das Glänzen der Natur ist höheres Erscheinen."

SPRACHE UND WIRKLICHKEIT IN HÖLDERLINS DICHTUNG

VON
WOLFGANG BINDER

1.

Hölderlin gilt als idealistischer Dichter. Ob man unter dichterischem Realismus[1] eine Epoche des 19. Jahrhunderts oder eine im Rhythmus der Dichtungsgeschichte mehrmals erscheinende Kunst- und Stiltendenz versteht, – die Frage nach dem Bild der Wirklichkeit in Hölderlins Dichtung kann, so scheint es, a priori kein befriedigendes Ergebnis erbringen, weil es im Wesen der idealistischen Denkart liegt, über das unmittelbar Wirkliche hinauszugreifen, höhere, geistige Realitäten zu erfassen und jenes Wirkliche, soweit es überhaupt zur Sprache kommt, an ihnen zu messen. Dabei muß es die gewohnten Konturen verändern, seine Elemente werden zu Trägern von Bedeutungen, die weniger der Sache als dem Denken des Dichters angehören, es entsteht eine hohe Bilderwelt, deren Wirklichkeitszüge nicht als solche, sondern als Zeichen für ein, wie es scheint, eigentlich Gemeintes und Ideelles zu nehmen sind. Hölderlin selbst bekennt sich zu diesem Grundzug idealistischen Dichtens, wenn er den Ursprung der Kunst im „Trieb des Idealisierens" und ihren Gegenstand in einer „dargestellten höheren Welt"[2] findet.

Seine dichterische Praxis folgt diesem Prinzip: er spricht zumeist von Dingen, die es so, wie er sie darstellt, in der konkreten Wirklichkeit nicht, oder mindestens nicht mehr und noch nicht gibt. Ein Blick auf die beherrschenden Themen seiner Entwicklungsstufen mag dies verdeutlichen und für einen sinngemäßen Ansatz der Frage nach der Wirklichkeit in seiner Dichtung Platz schaffen.

Pietismus und Empfindsamkeit bestimmen das Wirklichkeitsbild der frühen Lyrik. Angesichts des ewigen Heils oder künftiger Erfüllungen erscheinen menschliches Leben, geschichtliche Gegenwart und eigenes

[1] Dem Problem des Realismus in der deutschen Dichtung war 1954 der Internationale Hochschulkurs für Germanisten an der Universität Tübingen gewidmet. Dem Aufsatz liegt ein Vortrag in diesem Rahmen zugrunde. – Einige Äußerungen über Hölderlins Geistesart und dichterisches Verfahren müssen hier Andeutung bleiben und sollen in einer noch nicht erschienenen Arbeit ausführlich begründet werden. – Auf die Dissertation von Hedwig Koch-Kowalowicz, Dichtung und Wirklichkeit bei Hölderlin, Münster 1947 (mschr.), sei verwiesen, die jedoch andere Wege geht.

[2] StA (Große Stuttgarter Ausgabe) VI, 328 f.

Dasein im Dämmerlicht der Halbwirklichkeit. Sie werden, von einigen naiv-realistisch vorgetragenen Details abgesehen, nicht beschrieben, sondern beklagt oder verworfen. Gepriesen wird allein die Natur; aber auch ihr Bild ist empfindsam stilisiert und enthält nur wenige liebliche oder erhabene Züge. – Metaphysische Mächte ersetzen in den Tübinger Hymnen den christlichen Heilsbereich: die Leibnizische Harmonie, die Platonische Schönheit „in der Urgestalt", die Liebe als ein kosmisches Prinzip, die Freiheit als Befreiung von der Knechtschaft des endlichen Daseins u. a. Der Dichter muß die beschränkte, zufällige und der Zeit verfallene Wirklichkeit transzendieren, um ihnen zu begegnen, und nur in „der Begeistrung Stunde" gelingt ihm dies. – In Griechenlands goldener Zeit und in der Natur waren und sind jene Mächte gegenwärtig. Aber wenn sich der klassische Hölderlin deren Leitbilder entwirft, so meint er nicht ihre Realität, sondern ihren Wert. Er blickt hinauf, wenn er nach Hellas zurückblickt, und seine Natur hat wenig mit den „herbis et lapidibus" Goethes gemein. Sie ist eine meta-physische Natur, ein pantheistisches Alleben, dem sich Hyperion und Hölderlin nur für kurze mystische Augenblicke zu vereinigen glauben. Einzig Diotima verbürgt durch ihr reales Dasein die Existenz jenes höchsten Seins, aber sie ist eben darum eine Fremdlingin in der Zeit, und ihr Bild enthält wenig konkretere Züge als das des Empedokles, der „die Zeitlichkeit so gar nicht achtet", daß er „überschnell ins reine Sein zurück" zu kehren strebt. – Erst der späte Hölderlin scheint Bestandteile der realen Welt – Gebirge, Ströme, Städte der Heimat, geschichtliche Gestalten, Ereignisse und dergleichen – um ihrer selbst willen zu erfassen. Aber die konkrete Genauigkeit ihrer Darstellung dient höheren Sinnzusammenhängen, es geht um die Mächte des Orients und Abendlands, um die Versöhnung der griechischen Götter mit Christus oder um die zukünftige deutsche „Sangart". Von Wirklichkeitskunst sind auch diese Themen so weit entfernt wie die dichterischen Formen – die Ode und Elegie des Klassikers und der Pindarische Gesang der Spätzeit – von dem, was herkömmlicherweise realistischer Stil heißt.

Setzt man also voraus, die Wirklichkeit sei die Welt, die uns hier und jetzt umgibt, die wir sehen, fühlen und hören, in der wir uns denkend zurechtfinden und handelnd einrichten, und Realismus in der Dichtung heiße: ein Dichter beschreibt mit Worten diese wirkliche Welt und entwirft ein möglichst genaues Bild von ihr, so lassen sich von hier aus Hölderlins Welt und Dichtung nur negativ charakterisieren. Dieser Realismus-Begriff hat denn auch das Hölderlin-Bild des 19. Jahrhunderts geprägt, das Bild des empfindsamen Schwärmers, des verspäteten Griechen, des wirklichkeitsfremden Idealisten und Romantikers. Die Revision dieses Bildes ging von der Entdeckung des Spätwerks aus und vollzog sich nicht zufällig im Raum der antirealistischen und antinaturalistischen Bewegungen im Beginn dieses Jahrhunderts. In ihr setzte sich neben aller sachlichen Erkenntnis das Gefühl durch, Hölderlins Dichtung habe trotz weltferner Themen und einer zuletzt abseitigen Sprache etwas zu sagen, das auch den modernen Menschen angehe. Man empfand und empfindet, mit einem Wort, die Verbindlichkeit seiner dichterischen Rede, obwohl diese keine vorhandene Wirklichkeit wiedergibt. – Oder müßte man sagen: gerade weil sie nicht außerdichterisch legitimiert ist?

Bei der Frage nach dieser poetischen Verbindlichkeit kann man ansetzen: wie zwingt Hölderlin den Leser, seine Aussagen und sprachlichen Formungen ernst zu nehmen? Folgende Argumentation bietet sich an: Wenn er sich nicht an die außerdichterische Wirklichkeit bindet und wenn er sich auch nicht in eine dichterische, aber unverbindliche Phantasiewelt zurückzieht, so muß es eine dritte Möglichkeit geben, die es erst erlaubt, von dichterischer Verbindlichkeit zu sprechen. Diese kann nur darin bestehen, daß er in seiner Dichtung *Wirklichkeit erschafft*. Das bedeutet zunächst nicht mehr, als daß er im dichterischen Wort etwas entstehen läßt, dem die Sprache selbst Wirklichkeitscharakter verleiht. Ob er dabei den Sprachraum nach außen oder nach innen transzendiert, ob er Reales nachbildet oder Fiktives entwirft, wäre unter dieser Voraussetzung sogar gleichgültig; denn nicht auf dem Gegenstand, sondern auf seiner sprachlichen Verwirklichung beruht die Dignität der Dichtung. Hölderlins dichterische Verbindlichkeit liegt in der Verbindlichkeit des Dichterischen selbst.

Man könnte einwenden, hier werde ein anderer Begriff von Wirklichkeit gebraucht, unsere Frage gelte jetzt der geistig-künstlerischen Wirklichkeit *der* Dichtung, nicht mehr der realen Wirklichkeit und ihrem Bild *in* der Dichtung. Was im poetischen Ausdruck entstehe, sei aber nur in einem metaphorischen Sinne wirklich, ihm fehle das Hauptkennzeichen der wirklichen Wirklichkeit, die vom Menschen und seinen Erkenntnis- und Ausdrucksmöglichkeiten unabhängige Existenz.

Im Sinne Hölderlins müßte man erwidern: Eine unabhängige Realität gibt es nicht, Wirklichkeit ist immer schon gesehene Wirklichkeit. Nur dem Subjekt wird sie wirklich, wie umgekehrt dieses nur am Wirklichen Subjekt wird. Die höheren Formen des Wirklichkeitsbezuges – Denken, Handeln und ästhetisches Gestalten – streifen lediglich die empirischen Zufälligkeiten dieser Begegnung ab, aber auch sie vollziehen sich im Subjekt-Objekt-Raum. Nur darin unterscheidet sich die Dichtung von

der realen Welt, daß sie zugleich etwas über sie aussagt. Sie *ist* nicht nur, sondern sie bedeutet, stellt dar und gestaltet, es gehört zu ihrer Wirklichkeit, daß sie Wirklichkeit zum Ausdruck bringt. Die Wirklichkeit *in* der Dichtung hat es unmittelbar mit der Wirklichkeit *der* Dichtung zu tun; deren Definition wird wesentlich davon abhängen, welche Rolle jene in ihr spielt.

Wenn also die Dichtung Wirklichkeit erschafft, so verfährt sie nach Hölderlins Meinung grundsätzlich nicht anders als die Erkenntnis. Denn so sehr sich beide im Medium ihrer Tätigkeit unterscheiden, das logische Schema der „kopernikanischen Wendung" Kants – die Erkenntnis richtet sich nicht nach den Gegenständen, sondern diese richten sich nach der Erkenntnis – gilt auch für Hölderlins Dichtung: sie ahmt nicht eine bestehende Wirklichkeit nach, sondern sie läßt in Wort und Sprache Wirklichkeit entstehen. Diese ist aber nicht eine zweite, ästhetische Wirklichkeit, die sich mit der ersten, der realen, entweder inhaltlich deckt – das wäre Nachahmung, Beschreibung, Abschilderung – oder nicht deckt – das wäre ein Abgleiten in eine Phantasiewelt –, sondern sie ist eine erste, genau besehen sogar noch ursprünglichere Wirklichkeit. Denn – so urteilt Hölderlin – was jene nur faktisch enthält, nimmt die Dichtung in den Grund seines Wesens zurück und läßt es aus ihm in konkreter sprachlicher Gestalt von neuem entstehen. Eine offenbarende Verwirklichung des Wirklichen also, die auf der geistig-sinnlichen Doppelnatur der Sprache beruht. Die Wirklichkeit in der Dichtung verwandelt sich in die Wirklichkeit der Dichtung. Das dichterische Wort führt nicht aus der Welt hinaus, sondern in sie hinein, weil es das ursprüngliche Wesen der Wirklichkeit vollzieht.

2.

An drei Worten Hölderlins über die Aufgabe des Dichters sei dies näher erläutert. Die Ode 'An die jungen Dichter'[1] enthält die Mahnung: „lehrt und beschreibet nicht!" Da dies selbst eine Lehre ist, könnte sie bedeuten: lehrt, aber beschreibt nicht! Lehrhafte Elemente, einmal sogar ein „didaktischer Ausgang"[2], sind in Hölderlins Dichtung bekannt, aber der Kontext legt die negative Deutung nahe. Verboten wäre dann eine Didaktik im Sinne des „prodesse" der Aufklärung, die die Kunst außerkünstlerischen Zwecken dienstbar macht, nicht jedoch jene höhere Lehre, die als ein Offenbar-machen von Gesetzen seine ganze Dichtung durchzieht und im sogenannten „idealischen" Ton ihre vorgesehene Stelle hat.

[1] StA I, 255. [2] StA II, 391.

Eindeutig verboten ist die Beschreibung; denn auch sie bindet, wie gesagt, die Dichtung an Außerdichterisches. Zudem ist es überflüssig, in Worten zu wiederholen, was faktisch da ist. Ein Dichter, der „treulich das Faktum erzählt", erniedrigt seinen Gott zum „Zeitungsschreiber", heißt es in dem Epigramm 'Die beschreibende Poesie'[1]. Und streng genommen ist es sogar unmöglich; schon vor einfachen Dingen und gewöhnlichen Situationen versagt zuletzt die beschreibende Sprache. Der Zeichen-, nicht Abbildcharakter des Wortes – ein aus Herders Sprachphilosophie Hölderlin vertrauter Gedanke – verbietet geradezu eine quantitativ erschöpfende Wiedergabe des Gegenstandes im Sinne der naturalistischen Ästhetik. Wenn Hölderlin später dennoch ein „Beschreiben" und „Malen" von „Wirklichkeiten" zuläßt[2], so widerruft er nicht jenes generelle Verbot. Er teilt dem Beschreiben lediglich eine bestimmte Funktion im Wechsel der Sprechweisen zu, die des „naiven" Tones nämlich, der sich zugleich im „heroischen" Leidenschaftsausdruck und in der „idealischen" Sinndeutung emotional und symbolisch „aufhebt".

Lehre und Beschreibung bedeuten Intellektualismus und Realismus in der Kunst, sie beherrschen den rationalistischen und den empiristischen Zweig der Aufklärungsdichtung, gegen die sich in Sturm und Drang und Empfindsamkeit die neue Gefühlsdichtung durchsetzt, der auch Hölderlins schriftstellerische Frühstufen angehören. Wie er jene ersteren in ihrer unmittelbaren Gestalt verwirft, aber ihre Prinzipien in die idealischen und naiven Elemente seiner klassischen Dichtung verwandelt, so nimmt er die Grundkraft der zweiten in das heroische Element auf. Indessen ist schon seine Klassik mehr als eine Synthese geschichtlicher Metamorphosen. Sie entwickelt diese im Horizont eines genuinen dichterischen Verfahrens, das jenes sprachliche Wirklichkeit-schaffen zum Ziel hat und sich in Theorie und Kunstübung verfolgen läßt. Der Schluß der 'Patmos'-Hymne, der wie manche Worte der späten Dichtung auf das Verfahren selbst deutet, kann als Leitwort dienen[3]:

> Wir haben gedienet der Mutter Erd'
> Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
> Unwissend, der Vater aber liebt,
> Der über allen waltet,
> Am meisten, daß gepfleget werde
> Der feste Buchstab, und Bestehendes gut
> Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

[1] StA I, 229.
[2] Z. B. Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes, PrA (Propyläen-Ausgabe) III, 280.
[3] V. 220 ff., StA II, 172.

Die vielbesprochene Frage des deutschen Gesangs, des vaterländischen im Gegensatz zum griechischen, ist hier nicht zu erörtern. – Hölderlin scheint im Blick auf frühere Ziele der eigenen oder der Dichtung überhaupt eine neue Thematik zu fordern: nicht mehr Feier der Mächte, sondern Deutung der Wirklichkeit, der vorhandenen und, wie 'Patmos' selbst nahe legt, der überlieferten. Dieses scheint jedoch jenes nicht auszuschließen, und die entscheidenden Worte verraten, daß etwas Grundsätzlicheres gemeint ist: nicht ein neues Thema, sondern ein Verfahren, das jede besondere Thematik erst begründet und trägt. Implicite schon immer geübt, soll es jetzt in Geist und Buchstabe der Dichtung unmittelbar zum Ausdruck kommen.

Das „Bestehende" ist nicht das Beständige, sondern, wie z. B. aus dem Fragment 'Das Werden im Vergehen' hervorgeht[1], das faktisch Gegebene. Daß es der Dichter „deuten" soll, überrascht; man erwartet, er solle es gestalten und dem Interpreten die Deutung überlassen. Deuten heißt jedoch nicht einfach auslegen, sondern Gegebenes in den (ursprünglich mystischen) „Grund" seiner „Bedeutung" zurücknehmen. Bedeutung und Grund sind Synonyma[2], sie bezeichnen in der Wirklichkeit den schaffenden, aber verborgenen Ursprung alles Existierenden, in der Kunst das offenbarende, aber verhüllte Prinzip jedes Ausdrucks. Jener erscheint in diesem und ist dieses, sofern die Kunst Wirklichkeit bildet und selbst Wirklichkeit ist. Der Dichter muß das Gegebene zuvor in seinen Grund, wie Hegel sagen würde, „versenken", ehe er es im konkreten Sprachgebilde, im „festen Buchstab" dichterisch wiedergewinnt[3]. An die Stelle der unmittelbaren Nachahmung tritt also eine sprachliche Wiedergeburt, die die Entstehung der Wirklichkeit im Medium der Kunst wiederholt. Das ursprüngliche Modell dieser Anschauung liegt in dem Gedanken Youngs, Hamanns und Herders, der Dichter solle nicht *nach* der Natur schreiben, sondern *wie* die Natur verfahren. Aber erst Hölderlins Prinzip des Grundes erklärt, wie sich im Parallelismus des Verfahrens Wirkliches in Dichtung verwandelt.

Indem nun dieser Grund die Dichtung begründet, macht er ihren Buchstaben „fest": die „Begründung und Bedeutung" verleiht „dem Gedichte seinen Ernst, seine Festigkeit, seine Wahrheit"[4]. Jene Verbindlichkeit des dichterischen Sprechens beruht also darauf, daß im unmittelbaren Sprach-

[1] PrA III, 310. [2] Z. B. PrA III, 281 ff.

[3] Der „feste Buchstab" ist nicht etwa die Schrift – „deutscher Gesang" heißt nicht Bibeldichtung –, sondern die Dichtung selbst, die da, wo sie biblische Themen wählt und „gut deutet", gerade den Hölderlin stets verhaßten Buchstabendienst überwindet.

[4] PrA III, 283.

ausdruck der ihn tragende und an sich verschlossene Grund mittelbar zum Vorschein kommt. So wird die Sprache zum „Zeichen"[1], aber nicht primär dessen, was sie gegenständlich bezeichnet, sondern dessen, was sich ungegenständlich in ihr zeigt und zeichenhaft offenbar wird, des Grundes. Denn auch die Wirklichkeit selbst heißt im Hinblick auf ihren metaphysischen Grund „Zeichen", wie umgekehrt die auf einem „echten Grund"[2] ruhende Sprache der werdenden Dichtung erst „die Wirklichkeit gibt"[3]. – Hölderlin gebraucht dasselbe Vokabular, weil er hier wie dort ontologisch denkt. – Darin übertrifft die poetische Wirklichkeit aber die reale, daß sie zugleich deren Wirklichkeitsgrund gegenständlich erscheinen läßt. Die generelle Zeichenhaftigkeit alles Faktischen kommt wie in der Erkenntnis so in der Dichtung erst zu sich selbst. Darum kann Hölderlin die wohlgegründete „Sicherheit" in Bildwerken – das Analogon jener „Festigkeit" in Gedichten – die „höchste Art des Zeichens" nennen[4]. Jener dialektische Vorgang, der Wirkliches deutend entwirklicht, um es sprachlich wieder zu verwirklichen, geht *und* zeigt den Weg, auf dem Wirkliches wirklich wird. In der Formel: Dichtung ist die Wirklichkeit des Wirklichen, läßt sich Hölderlins Auffassung vom Funktionszusammenhang zwischen Poesie und Realität ausdrücken.

Die formale Verwandtschaft mit Hegels Aufbau der Wirklichkeit ist nicht zu übersehen. Der charakteristische Unterschied besteht jedoch darin, daß der Philosoph seinen Dreischritt der Er-innerung im konkreten Begriff enden läßt (Sein – Wesen – Begriff), der Dichter den seinen aber im konkreten Wort (Bestehendes – Bedeutung – fester Buchstabe). Die Anschauung von der immanenten Zeichenhaftigkeit des Faktischen, die die Kunst nur offenbar mache, weist jedoch wiederum auf die Sturm-und-Drang-Ästhetik zurück. Wenn z. B. Hamann in Natur und Geschichte den Ausdruck Gottes und in der Bibel deren Interpretation sieht, so muß man nur für Gott den Grund und für die Bibel – auch im Sinne Hamanns – die Dichtung setzen, um die Grundform des Hölderlinischen Gedankens zu erhalten, ohne daß man hier oder im Falle Hegels eine direkte Beziehung anzunehmen hätte. Und dies wirft noch einmal ein Licht auf die zitierten 'Patmos'-Verse. Denn die „Erde" ist die Erscheinung der Natur und der „Tagesgott" (Lesart für „Sonnenlicht"[5]) ist Jupiter, der Gott der Geschichte, denen die Dichtung jetzt nicht mehr unmittelbar, sondern wie anderen nur im ausdrücklichen Selbstvollzug ihres Verfahrens dienen soll. In der Tat war die Natur das dominierende Thema der 'Hyperion'-Stufe und die Geschichte das des 'Empedokles' und der beginnenden späten Lyrik.

[1] PrA III, 287, 308 u. a. [2] PrA III, 281. [3] PrA III, 285.

[4] StA VI, 432 f. [5] StA II, 784.

Was geschieht nun in der dichterischen Wiedergeburt des Wirklichen, und was leistet dabei die Sprache? Wir gehen von einem dritten Wort, dem vielzitierten Schluß der Hymne 'Andenken', aus[1]: „Was bleibet aber, stiften die Dichter." Mit dem Bleibenden – „Ein Bleibendes aber stiften die Dichter" hieß der Vers zunächst[2] – ist schwerlich die äußere Existenz der Dichtung gemeint, zu der Tradition, Vergessen-werden und Wiederentdeckung gehören. Sie ist wie alles „Bestehende" vergänglich, und Hölderlin selbst nennt seine Dichtung einmal sein „sterblich Lied"[3]. Aber auch die Verherrlichung von „Taten, welche geschehen" (V. 36), das „Andenken" im Sinne des poetischen Nachruhms, kann jenes Bleibende nicht sein. Auch sie bedarf der Tradition und des „Gedächtnisses" (V. 57), dem Hölderlin das Stiften des Bleibenden mit einem betonten „aber" entgegensetzt.

Auf das Wesen der Dichtung zielt Heideggers Erläuterung: „Dichtung ist worthafte Stiftung des Seins"[4]. Das Bleibende wäre also das Sein, und „worthaft" bedeutete, daß es auch andere Weisen, Sein zu stiften, gibt, z. B. die begriffliche des Philosophen oder die tathafte des Handelnden. So gesehen erscheint freilich das Wort, in dem doch die Existenz der Dichtung beschlossen liegt, als ein fast beliebiges Medium der Stiftung, oder besser Enthüllung des Seins. Kann aber das Wort Sein enthüllen, wenn es nicht selbst aus diesem Sein existiert? Und muß, was da gestiftet wird und bleibt, nicht vielmehr ein Seiendes sein, das Wort? Die worthafte Stiftung des Seins scheint eine Stiftung des Wortes aus dem Grunde des Seins vorauszusetzen, um so mehr, als die flüchtige und instrumental erstarrte Zwecksprache gerade den Seinswert des dichterischen Wortes verloren hat.

Man muß wohl vom Begriff des Stiftens ausgehen. In ihm liegt zweierlei: etwas entstehen lassen und das Gesetz mitgeben, unter dem es stehen wird. Eben darum wird es ein Bleibendes sein; denn was nur da ist, kann verschwinden, was jedoch unter einer Regel da ist, die sein Dasein bestimmt und sichert, läßt erwarten, daß es bleibt. So existiert aber das dichterische Wort, wenn es dem Grund der Dichtung faktisch entwächst und die Ordnung des Grundes gesetzlich repräsentiert. Das Bleibende ist in der Tat der „feste Buchstab" der Dichtung, der bleibt, weil er fest ist. Es gibt nichts Vergänglicheres als Worte. Das gestiftete Wort wird in sich selbst zum bleibenden Wort, gleichgültig, ob es im Gedächtnis der Menschen bleibt oder nicht.

[1] StA II, 189. [2] StA II, 801.
[3] Diotima (Du schweigst . . .), StA I, 242, V. 6, II, 28, V. 22.
[4] Hölderlin und das Wesen der Dichtung, jetzt in: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, ²1951, S. 38.

Auch der (ursprünglich wohl johanneische) Begriff des Bleibens, der in Hölderlins klassischer und später Dichtung bedeutsam wird, weist in diese Richtung. Menschen oder Völker, die im reißenden Wechsel der Zeit aus dem ewigen Grund ihres Wesens existieren, gewinnen die Ständigkeit des Bleibens[1]. Der Begriff meint also weder nur ein faktisches Andauern, noch nur ein unveränderliches Gelten – schon darum zielt er in 'Andenken' nicht auf das historische Fortbestehen der Dichtung oder den ideellen Wert ihrer Aussage allein –, sondern ein zugleich faktisches und gültiges Existieren, das sich im Wandel identisch erhält. Hölderlins „Bleiben im Leben" entspricht Goethes „Dauer im Wechsel" in beiden Begriffen und bezeichnet die Existenzform, die auch Gestiftetes annimmt. Sofern aber Gestiftetsein in der Vergangenheit gründet und Bleiben sich aus der Zukunft bildet, entsteht die ständige Präsenz, die dem dichterischen Wort eigentümlich ist. Darum stellt Hölderlin dem Stiften des Bleibenden (V. 59) das Gedächtnis (V. 57) und die achtsame Liebe (V. 58) gegenüber, die nur faktisch an etwas denken, während die Dichtung das „Andenken" selbst im faktischen Wort ständig werden läßt.

Das Ineins von Faktizität und Ständigkeit ist die Leistung des Grundes, aber es bedarf, um sich zu verwirklichen, eines Mediums, dessen Struktur die Einheit der beiden Momente präfiguriert. Das ist in der Sprache der Fall. Hölderlins zerstreute Bemerkungen über sie verraten eine Anschauung, die zweierlei bedenkt: daß die Sprache gegenständliche Inhalte aussagt und daß ihre Aussage ein gestalthafter Vorgang ist. – Darum intendiert auch seine Dichtung Gegenstände nur in der Weise, daß sie diese zugleich im Vorgang des Sprechens und Hörens Ereignis werden läßt. Ihre Form ist keine ruhende ästhetische Konfiguration, sondern der Inbegriff dessen, worin das im Gedicht Gemeinte actu geschieht und Wirklichkeit wird. – Indem aber die Sprache etwas an- oder ausspricht und sich zugleich im Sprechen vollzieht, öffnet sie den Raum zwischen Subjekt und Objekt so, daß im aufklingenden und verhallenden Sprachlaut die faktische Begegnung und im bleibenden Sprachsinn das ständige Gegenüber von Ich und Welt zum Ausdruck kommen. Vermöge ihrer ontologischen Struktur bildet also die Sprache die Einheit des faktischen und des ständigen Moments im dichterischen Wort vor.

Das konkrete Sprachgebilde war mit einem Begriff Hölderlins „Zeichen" zu nennen. In ihm erscheint jedoch ein Zweites, der „Geist"[2].

[1] Buonaparte V. 9 f., Mein Eigentum V. 38, Der Frieden V. 44, Dichterberuf V. 54, Am Quell der Donau V. 112, Versöhnender I V. 89, Der Adler V. 23, Antigone-Anmerkungen, StA I, 239, 307, II, 7, 48, 129, 132, 229, V, 268.
[2] PrA III, 207, 315 u. a.

Dieser Begriff meint hier – denn das Wort Geist hat bei Hölderlin verschiedene Bedeutungen – den ständigen Sinn im faktischen Laut der Sprache und demgemäß den geistigen Gehalt in der sinnlichen Gestalt der Dichtung. Der „geistigsinnliche“[1] Grund realisiert sich sinnlich im Zeichen und objektiviert sich geistig im Geist, so daß das Zeichen nur durch den Geist Gegenstände bezeichnen kann. Die einfache Tatsache, daß die Dichtung die Welt im Medium des Geistes erfaßt, ist, wie man sieht, für Hölderlin der phänomenologische Ausdruck jenes metaphysischen Vorgangs, worin sich die Welt durch den Grund in Dichtung verwandelt.

So heißt es im Beginn des Fragments 'Das Werden im Vergehen'[2], die Sprache sei „Ausdruck, Zeichen, Darstellung“ von Bestehendem, aber in ihr liege einerseits „weniger oder nichts . . . Bestehendes“, andererseits „alles“. Das muß bedeuten: die Sprache bezeichnet etwas, das auch ohne sie bestünde; insofern liegt in ihr selbst fast nichts Bestehendes, sie ist nur ein flüchtiger Laut. Dennoch liegt in ihr alles; indem sie nämlich etwas bezeichnet, zeichnet sie ihm die Stelle vor, auf der es allein als ein Ständiges stehen und bestehen kann. Sie nennt es in seinem Wesen, das im Ganzen des Seins begründet ist. Der Sprachlaut ist nur in dem Augenblick da, wo er faktisch erklingt, der Sprachsinn repräsentiert eine ständige Ordnung. Aber dieses wäre nicht möglich, wenn jenes nicht geschähe. Nur im gesprochenen Wort erhält der gemeinte Sinn Wirklichkeit. Die Sprache ist wie die Dichtung die Einheit von „Zeichen“ und „Geist“.

Diese Synthesis ist das Ergebnis jenes dialektischen Prozesses, worin der Dichter faktisch Gegebenes in den ständigen Grund versenkt, um es in der zugleich faktischen und ständigen Gestalt der Sprache zu gewinnen. Aber das „zugleich“ sagt zu wenig, die beiden Momente durchdringen sich: Das Sprach-Zeichen – *faktisch* wie das in ihm genannte Bestehende – stellt dieses in den Horizont der Ordnung, so daß es im „Ereignis“ des Gedichts *gültig* wird. Und der Sprach-Geist – *gesetzlich* wie die in ihm erfaßte Ordnung – spricht diese am konkreten Gegenstand aus, so daß sie im Sinn des Gedichts *wirklich* wird. Und mehr noch. Indem sich die beiden Momente durchdringen, vertauschen sie ihre Rollen und bleiben dennoch, was sie sind: Der Dichter spricht so, daß er dem augenblicklichen Vollzug der Sprache die ständige Präsenz im Gedicht, dem aufklingenden Wort das zuständliche Dasein des „Zeichens“ verleiht. Aber darum nimmt er ihm nichts von seiner Aktualität, die sich in jedem Hören von neuem bewährt. Umgekehrt läßt er die reine Ordnung im geistigen

[1] PrA III, 283. [2] PrA III, 309 f.

Vorgang des Gedichts augenblicklich, im „göttlichen Moment“ existent werden, ohne sie um ihre gesetzliche Geltung zu bringen. Die dichterische Sprache verkörpert eine totale Synthesis von Ordnung und Vollzug und damit die Struktur jener Wirklichkeit des Wirklichen, sofern die gesehene Wirklichkeit nur faktisch, die gedachte nur gesetzlich und erst die gesprochene in der Einheit der beiden Momente erscheint.

Auf dieser Sprachstruktur beruht die bekannte Inhaltsstruktur der „mythischen“ Dichtung, die Hölderlin als eine „intellektuell-historische“, d. h. begrifflich-empirische oder ideell-reale definiert. Dem Zeichen in der Sprache sind im Inhalt der Dichtung die „historischen“ „Begebenheiten, Tatsachen“ und dem Geist die „intellektuellen“ „Ideen, Begriffe“ zugeordnet[1]. Es führte jedoch zu weit, dies und anderes zu verfolgen, das sich aus den theoretischen Überlegungen ergibt, da es hier nur darauf ankam, Wesen und Form des dichterischen Wirklichkeit-schaffens in der Sprache zu beschreiben.

3.

Wenn die Theorie des Zusammenhangs zwischen Sprache und Wirklichkeit richtig gedeutet ist, so muß sie in Hölderlins dichterischer Praxis ihre Bestätigung finden. Nicht in der Weise freilich, daß sich einzelne Begriffe an bestimmten Stellen des Textes demonstrieren ließen. Sie galten nicht dem Bild der Dichtung, sondern den Voraussetzungen des Dichtens, und die Theorie deutet diese ihrerseits unter Voraussetzungen, die nur über Hölderlins Grundlagen mit ihnen zusammenhängen. Aber im Ergebnis, in der sprachlichen Wirklichkeitsschöpfung, sollte die Dichtung der Theorie recht geben, wenn anders sich diese in erster Linie an ihr orientiert. Je ein oder zwei Beispiele aus jeder Entwicklungsstufe müssen allerdings genügen, um das Gesagte in etwa zu veranschaulichen. Dabei fällt die Wahl namentlich auf solche Stellen, die Wirkliches unmittelbar wiederzugeben scheinen; denn hier muß sich noch sinnfälliger als im Ausdruck geistiger Sachverhalte und Vorgänge zeigen, wie Hölderlin nicht abschildert, sondern im Wort aufbaut.

In den frühen Gedichten, die sich vielfach fremder Muster bedienen, tritt dies erst in Ansätzen hervor. Da aber hier die Wurzeln der späteren Entwicklung liegen, sei ein Beispiel angeführt. Die Ode 'Die Unsterblichkeit der Seele' beginnt mit den Strophen[2]:

[1] PrA III, 266.
[2] StA I, 31.

Da steh' ich auf dem Hügel, und schau' umher,
Wie alles auflebt, alles empor sich dehnt,
Und Hain und Flur, und Tal, und Hügel
Jauchzet im herrlichen Morgenstrahle.

O diese Nacht – da bebtet ihr, Schöpfungen!
Da weckten nahe Donner die Schlummernde,
Da schreckten im Gefilde grause
Zackigte Blitze die stille Schatten.

Jetzt jauchzt die Erde, feiert im Perlenschmuck
Den Sieg des Tages über das Graun der Nacht –
Doch freut sich meine Seele schöner
Denn sie besiegt der Vernichtung Grauen.

Mit unverkennbarer Freude am sinnlich Gegebenen schildert der junge Dichter den Morgen nach dem nächtlichen Gewitter, dann, im zweitletzten Vers, scheint er unvermittelt in die religiöse Sphäre überzuspringen, in der er im Fortgang des Gedichts eine enthusiastische Predigt über die Unsterblichkeit der Seele entwickelt. So ist es jedoch nicht. Schon Verben wie: jauchzen, schrecken, beben, auch das Sich-emporDehnen der Landschaft, deuten auf eine seelenhafte Interpretation der Natur. Namentlich aber sind diese drei Strophen im Sinne des später so beliebten Dreischrittes dialektisiert: Die erste gibt die reine Situation des Morgens, die zweite die Antithesis in der reinen Situation der Nacht, so daß zu Beginn der dritten der Morgen nun als gedeutete Situation, als Sieg des Tages über das Grauen der Nacht, erscheint. Und daran schließt sich sofort eine neue Antithesis an – „Doch freut sich meine Seele schöner" –, wodurch die eben erreichte Synthesis zur Thesis der höheren Dialektik zwischen dem Reich der Natur und dem Reich der Gnade wird. Die scheinbar realistische Beschreibung dient einem bestimmten Weltentwurf, das reale Faktum deutet auf Sinnzusammenhänge und läßt sich nur in ihnen darstellen. Daß diese der rationalen Theologie der Zeit entstammen, besagt nichts; denn nur darauf kommt es an, daß Hölderlin seine Schilderung im Sinne eines vorgegebenen Weltbildes strukturiert, daß er erschafft, wo er wiederzugeben scheint.

Im ersten Universitätsjahr blickt er in der Ode 'Einst und Jetzt' elegisch resignierend aus der klösterlichen Enge des Tübinger Stifts auf die Freiheit der Jugend, die „Stunden der Knabenfreude", zurück[1]:

[1] V. 17 ff., StA I, 95.

Da sucht' ich Maienblümchen im Walde mir,
Da wälzt' ich mich im duftenden Heu' umher,
Da brockt' ich Milch mit Schnittern ein, da
Schleudert' ich Schwärmer am Rebenberge.

Scheinbar völlig realistische Details, in Wahrheit ein bewußt komponiertes Bild des Sommers in vier Stadien: Mai – Heuernte – Kornernte – Weinlese, und der heimatlichen Landschaft in vier Bereichen: Wald – Wiese – Feld – Rebenberg. Ein totales Bild der Sommerzeit und des Sommerraumes und dazu des eigenen jugendlich-freien Lebens in ihnen, aber in nuce, reduziert auf vier Eckpfeiler, wodurch erst die Totalität dieses Lebens hervortritt. Zugleich ist das Ganze in der Rückerinnerung mitgeteilt. Die zeitliche Distanz erlaubt es erst, das Bild als Ordnung zu gestalten, und diese entspricht der stilistischen Distanz, die im klassischen Odenmaß und seiner strengen, schöngegliederten Form liegt. Der wirkliche Sommer ist schon hier ins „dringende Bild" verwandelt. Geordnet und dennoch konkret läßt dieses seine „Wirklichkeit" erscheinen.

Eine Strophe aus der Tübinger 'Hymne an die Göttin der Harmonie'[1] zeigt, wie sich diese Tendenz auf der zweiten Stufe der Jugenddichtung weiterentwickelt. Hölderlin versucht einen Mythus von der Weltentstehung aus der Harmonie im Bild zu gestalten:

Ausgegossen ist des Lebens Schale,
Bächlein, Sonnen treten in die Bahn,
Liebetrunken schmiegen junge Tale
Sich den liebetrunknen Hügeln an:
Schön und stolz wie Göttersöhne hangen
Felsen an der mütterlichen Brust,
Von der Meere wildem Arm umfangen,
Bebt das Land in niegefühlter Lust.

Ein unsinnlich-pathetisches Bild, das unter verschiedenen Einflüssen von Klopstock bis Schiller steht. Aber der Gedanke ist klar: Die Harmonie, mit der Liebe identisch, schafft die tausend Gestalten des Lebens und verbindet sie zugleich in der kosmischen Einheit ihres Prinzips. Polare Entsprechungen umgreifen jeweils das Ganze: Bächlein – Sonnen, Tale – Hügel, schön – stolz, Meer – Land. Alles Konkrete ist aufgezehrt, die Landschaft ist dramatisiert und dabei uncharakteristisch geworden. Wohl aber versucht Hölderlin ernstlich, Welt im Wort entstehen zu lassen, die Sprache vollzieht selbst die Weltschöpfung, von der diese Verse sprechen. Darum stehen sie im Präsens, aber nicht im aktuellen Präsens des Jetzt, sondern im mythischen Präsens eines Vorgangs, der sich im „Anbeginn

[1] V. 33 ff., StA I, 131.

der Zeit" abgespielt hat und sich in jedem Frühlingsmorgen und jeder „Wonnestunde" der Natur mythisch wiederholt. Es ist das Präsens einer ewigen Gegenwart, aus der mit der Schöpfung auch die Zeit erst hervorgeht – „Bächlein, Sonnen treten in die Bahn" –, wie dies der prästabilierten Harmonie Leibnizens entspricht, die, selbst überzeitlich, jeden zeitlichen Vollzug aus sich entläßt.

In den Tübinger Hymnen, die man Hölderlins idealistischste Schöpfungen nennt, wird in Wahrheit das Realitätsverhältnis der Kunst zum ersten Mal problematisch. Der Dichter ist bei der bisher nur geahnten Einsicht angelangt, daß es nicht genügt, nur jeweils zwischen dem vorhandenen Ich der eigenen Person und der vorhandenen Welt, wozu auch die überlieferte christliche Weltordnung gehört, einen Aussagezusammenhang herzustellen, sondern daß er die Welt in eine dichterische Welt und das Ich in ein „poetisches Ich" verwandeln muß. Beide entfernen sich zunächst weit von der konkreten Wirklichkeit. Hölderlin orientiert sich an jenen hohen, transzendenten Mächten wie Schönheit, Liebe und Harmonie und wird selbst zum hymnischen Seher und Dithyrambiker. Aber indem er dieses dichtungsimmanente Reich ständig auf die vorhandene Welt zurückzubeziehen versucht – jede Hymne ist im Grunde ein Schöpfungsmythus –, zeigt er, wohin der Weg führen wird. Die Tübinger Hymnen verkörpern die Stufe der Selbstentfremdung, die ein Dichter durchlaufen muß, wenn er zu sich selbst kommen will.

Die Eingangsstrophe der klassischen Ode 'Des Morgens' mag die neue Stufe verdeutlichen[1]:

Vom Taue glänzt der | Rasen; beweglicher |
Eilt schon die wache | Quelle; die Buche neigt |
Ihr schwankes Haupt und im Geblätter |
Rauscht es und schimmert; und um die grauen |
Gewölke streifen | rötliche Flammen dort, . . .

Das Bild des Morgens scheint in einzelnen Details ziemlich genau erfaßt zu sein. Aber: eilt die Quelle jetzt schneller? In den Lesarten fällt die Unfestigkeit einiger Worte auf: statt „die Buche neigt" hieß es zuerst „der Bäume Laub", dann „die Pappel neigt", dann „die Birke" und dann „die Buche"[2]. Eine schwankende Konkretisierung, die daher rührt, daß hier nicht ein bestimmtes, erlebtes Morgenbild abgezeichnet, sondern der Morgen selbst im Wort existent werden soll. Das kommt namentlich im Verhältnis von Satz und Silbenmaß zum Ausdruck (die Zäsuren sind durch Striche gekennzeichnet): Jeder Satzteil greift über den metrischen

[1] StA I, 302. [2] StA I, 612.

Einschnitt hinaus, so daß ein totales Enjambement entsteht. Das ruhig-bewegte Auf und Ab der alkäischen Strophe wird ständig synkopisch überspielt; die parataktisch nebeneinanderstehenden Sätze haben ihre Mitte da, wo im Silbenmaß Übergang von einem Vers oder Versteil zum nächsten ist, so wie der Morgen den Übergang von der Nacht zum Tage bildet. Anders ausgedrückt: wie sich im morgendlichen Erwachen die Bewegungen der Natur aus der Nachtruhe lösen – die Quelle eilt jetzt beweglicher –, so kommen die Sätze aus den Ruhepunkten zwischen den Strophenteilen her und streben den Stellen zu, wo entfaltete Bewegung, Steigen oder Fallen des Metrums ist. Hölderlin schildert nicht den Morgen, sondern er verwirklicht ihn in der Gesamtheit der künstlerischen Mittel. Im sprachlichen Gefüge wird das Wesen des Morgens als ein Bleibendes gestiftet, und solange man die Verse spricht, ist der Morgen faktisch da.

Ein anderes Beispiel. Vom Besuch in Athen berichtet Hyperion[1]:

> Wir gingen des andern Tages früh aus, sahn die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion; am meisten aber ergriff mich das alte Tor, wodurch man ehmals aus der alten Stadt zur neuen herauskam, wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten. Jetzt kömmt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Tor, und stumm und öde stehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.

Warum ergreift Hyperion das alte Tor, das Hadrianstor, am meisten? Es ist das bei weitem geringste unter den Bauwerken, die er aufführt. Er sagt es selbst: weil es aus einem Nichts in ein Nichts führt; die alte und die neue, die Hadriansstadt, liegen in Trümmern. Tore sind Stellen des Übergangs, wo das Leben in seiner bewegtesten Gestalt stattfindet. Sie gleichen der Gegenwart, in der das Noch-nicht ständig ins Nicht-mehr umschlägt und das Dasein wirklich ist. Hier aber findet Hyperion eine leere Übergangsstelle, wo sich kein Übergang mehr vollzieht. Die Tempel sind ihm Zeugen der Vergangenheit, aber das Tor bezeugt ihm die Vergangenheit des Vergangenen, weil es in seiner faktischen Gegenwart eine totale Gegenwartslosigkeit repräsentiert. Der „Eremit in Griechenland" erfährt an diesem Tor von neuem, daß er ein Eremit, daß die schönere Zeit hinunter ist, der seine Sehnsucht gehört. In den wenigen, zudem aus der Rückschau geschriebenen Sätzen wird die gespenstische Unwirklichkeit des modernen Lebens, in der Hölderlin seine geschichtliche Situation erblickt, durch den konkreten Bericht Hyperions indirekt und symbolisch im gestaltenden Wort existent.

[1] PrA II, 194.

Dem Ätna-Fragment des Dramas sind die Verse entnommen[1]:

Ja! ruhig wohnen wir! es öffnen groß
Sich hier vor uns die heilgen Elemente.
Die Mühelosen regen immergleich
In ihrer Kraft sich freudig hier um uns.
An seinen festen Ufern wacht und ruht
Das alte Meer, und das Gebirge steigt
Mit seiner Ströme Klang; es wogt und rauscht
Sein grüner Wald von Tal zu Tal hinunter,
Und oben weilt das Licht, der Äther stillt
Den Geist und das geheimere Verlangen.
Ja Sohn! hier oben, hier wohnen ruhig wir!

Empedokles läßt in Worten die dem Zuschauer nicht sichtbare Landschaft erstehen. Aus der Mitte der umgebenden Elemente geht sein Blick zum Meer hinunter, steigt mit dem Gebirge und dem Klang der Ströme herauf, folgt den Wäldern wieder hinunter und kommt oben im Licht zur Ruhe, das selbst ruht und sein Verlangen für einen vor dem Tode ausgesparten Augenblick stillt. Kaum ein Wort beschreibt das Genannte, aber jedes deutet es aus dem Grund einer Natur, die ruht und sich regt, die eine und vieles ist, die immer und jetzt lebt. An der ewigen Präsenz dieser Natur und indem er sie ausspricht, zeigt sich aber das zeitliche Schicksal des Verbannten, der erst in der sprachlosen Rückkehr in ihren Grund an ihr teilhaben wird. Situation und Bild gelangen im Wort selbst in ihre Wirklichkeit.

Ist es schon beim klassischen Hölderlin mißlich, einzelne Stellen herauszugreifen, weil sie nur im Zusammenhang der sich in wechselnden Tönen entfaltenden Dichtung im vollen Sinne verständlich sind, so ist dies beim späten Hölderlin mit seinen geschichtsmythischen Großperspektiven nahezu unmöglich. Als Ersatz bietet sich jedoch das kurze Gedicht 'Hälfte des Lebens' an, das sich vollständig allerdings nur im Zyklus der 'Nachtgesänge' erklärt[2].

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

[1] PrA III, 206 f. [2] StA II, 117.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

„Hälfte des Lebens" heißt nach damaligem Sprachgebrauch: Mitte des Lebens. Der Dichter glaubt an der Stelle zu stehen, wo die schönere Hälfte sich dem Ende zuneigt und der Winter sichtbar wird. Das Gedicht vollzieht gleichsam die Klage Hyperions[1]: „Ach! daß der Mensch um Mittag fragen muß, wie es mit ihm sein wird um den Abend". Die Bilder sind vollkommen durchkomponiert und verwirklichen bis in die letzten Verzweigungen des Klangs und des Metrums das Gemeinte.

Die Erklärung geht am besten davon aus, daß der Dichter in der Sommerstrophe Du sagt (Ihr holden Schwäne), in der Winterstrophe aber Ich (Weh mir, wo nehm' ich), daß also das Geschehen der ersten Kommunikation, das der zweiten Isolierung bedeutet. Diese Kommunikation verwirklicht sich nun darin, daß sich alles im Liebesbezug einander zuneigt: das Land dem See, die Schwäne einander und dem Wasser, aber auch die Trunkenheit der Nüchternheit, ja selbst die Klänge (trunken – tunkt, oder: mit gelben Birnen hänget und voll mit wilden Rosen) und die Metra (um den Anruf im mittleren Vers gruppieren sich zwei Verstriaden, in deren erster jeweils im Übergang von einem Vers zum nächsten eine Doppelsenkung entsteht, während sie in der zweiten jeweils in der Mitte der einzelnen Verse auftaucht). – Im Winter zerfällt alles und erstarrt in der Isolierung. Die Strophe selbst trennt sich in zwei asymmetrische Teile, den Ruf nach dem Sommer und das schroff abbrechende Winterbild. Hier stehen die Mauern „sprachlos", weil Sprache und Gespräch Zeichen der Kommunikation sind, und die Wetterfahnen „klirren", als ob sie aus Eis wären und zerbrächen. Am Ende häufen sich die Extremvokale a und i im Gegensatz zu den farbigen o und u des Sommerbildes. Und auch die Alliteration auf w zu Beginn der Strophe unterstreicht den Gegensatz zur ersten.

Zwei Extremzustände also, die Hölderlin Ewigkeit und Tod oder, radikaler, Sein und Nichts zu nennen pflegt. Zwischen ihnen läge das gewöhnliche Leben, die Zeit, die aus Sein und Nichtsein gemischt ist. Hier fällt sie aus, die Extreme treten in der Mitte des Lebens unbarmherzig zusammen, und dieses selbst reduziert sich auf die bloße Balance

[1] PrA II, 534.

zwischen beiden, den Moment des Umschlags, der in der Form des Gedichts als der kleine freie Raum, die Atempause zwischen den beiden Strophen erscheint. Das Gedicht gestaltet in seiner Struktur die Tatsache – es vollzieht sie im Zusammenspiel seiner künstlerischen Mittel –, daß das Leben ein Zwischen, ausgespannt zwischen den Enden des Daseins ist, oder, wenn man so will, daß es Zeit ist, flüchtiger Augenblick zwischen Zukunft und Vergangenheit, immer im Übergang, so daß nur Dank und Hoffnung, Klage und Furcht zum Nicht-mehr- und Noch-nicht-seienden wechselnd mit Licht und Schatten hinüberweisen.

Wir brechen ab. Die Beispiele sollten einige der Mittel zeigen, mit denen Hölderlin die vorhandene Wirklichkeit aus dem Grund ihres Wesens deutet und sprachlich verwirklicht. Ihm eigentümlich ist seine Terminologie und Sprache und die gedankliche Grundlegung seines Verfahrens. Ihm ganz und gar nicht eigentümlich ist das Verfahren selbst, im Gefüge der künstlerischen Elemente das Gemeinte im Gedicht Ereignis werden zu lassen. Seit Klopstock und namentlich seit dem jungen Goethe ist das die Tugend der Dichtung. Die dichterische Erneuerungsbewegung zu Ende des 18. Jahrhunderts ist darauf angewiesen, eine neue Objektivität aufzubauen, nachdem der konsequente Subjektivismus des Sturms und Drangs die barocke Heilsordnung und ihr säkularisiertes Nachspiel, die rationalistische Vernunftordnung, beseitigt hat. Daß diese Objektivität bei den idealistischen Philosophen den Charakter des zu sich selbst kommenden Geistes und bei den Dichtern den der Sprachwerdung der Sprache hat, d. h. daß sie sich als Subjektivierung des Subjekts vollzieht, das macht den Glanz und die Zerbrechlichkeit der deutschen Bewegung um 1800 aus. Ihr Idealismus ist ihr Realismus. Absolute Dichtung und absolute Philosophie sind die Wirklichkeit des Wirklichen in einer Welt, die gemessen an ihr nur Vorläufigkeiten enthält.

PROBLEME DER HÖLDERLIN-VERTONUNG

VON

KARL MICHAEL KOMMA

Im Anschluß an das Konzert mit Vertonungen von Gedichten Hölderlins anläßlich der Jahresversammlung der Friedrich-Hölderlin-Gesellschaft am 7. Juni 1952 entspann sich eine Diskussion, deren Fragen seither immer wieder in Presseberichten, Fach- und Laiengesprächen auftauchen. Es sei eine unlösbare Aufgabe für den Musiker, „gedanklich schwierige, grammatisch-syntaktisch verzwickte Sprachschöpfungen" nachzugestalten. Die Komponisten erwiesen sich mit ihrem literarischen Ehrgeiz einen Bärendienst und hätten in ihrem Dilemma nur den Ausweg, Stimmung oder Bild dominieren zu lassen. So etwa urteilte ein Kritiker. Ein Literarhistoriker sprach den Verdacht aus, daß die Musik in jedem Fall aus der Dichtung etwas völlig anderes mache. Er wandte sich vor allem gegen den Versuch, Hölderlins Gedichte im motettischen a cappella-Stil, d. h. mit der durch die Polyphonie bedingten Textaufteilung und -wiederholung zu vertonen. Zwei Stimmen aus dem Chor der Zweifler genügen, um das Komplexe der Fragestellung anzudeuten.

Die Problematik der Hölderlin-Vertonung ist unleugbar vorhanden. Dichter und Komponisten, Literatur- und Musikhistoriker, Rezitatoren und Sänger, Hölderlin-Verehrer aller Art und die Vertreter der Kunstkritik spüren sie in verschiedenen Graden. Aber allen Fragen und Zweifeln am Sinn einer musikalischen Fassung der Dichtung Hölderlins steht die Tatsache des ständig anwachsenden kompositorischen Schaffens durch die Anregung und im Dienste des Dichters entgegen. Im Hölderlin-Archiv zu Bebenhausen füllen sich die Schränke mit Noten und Mikrofilmen. Die Reihe der Komponisten hat die Zahl 200 längst überschritten, und es stehen genug große Namen in der Bibliographie. Wenn auch im Vergleich zum Goethe-Liederabend oder zu geschlossenen Aufführungen vertonter Lyrik Eichendorffs oder Mörikes eigene Konzerte um Hölderlin nur sporadisch veranstaltet werden dürften, so ist es doch gerade bei den Feiern der Gesellschaft, aber auch bei Musikfesten in Hölderlins Heimatlandschaft Tradition geworden, seine Dichtung in charakteristischen Kompositionen zu Gehör zu bringen.

In meinem Bericht über 'Hölderlin und die Musik'[1] wurde das Wachstum der solistischen und chorischen Kompositionen vor und nach dem ersten Weltkrieg gezeigt. Ich deutete auch an, wie sich die Tonsetzer von

[1] K. M. Komma, Hölderlin und die Musik. Hölderlin-Jahrbuch 1953, 106 ff.

dieser Zeit ab schrittweise vom romantischen Ideal der Musik als Stimmungsträgerin lösten und dem unverletzlichen Eigenklang der Dichtung zuwandten. Ehe aber an diesem Wandel die Problematik der Hölderlin-Vertonung erklärt werden soll, mögen ein paar statistische Feststellungen das Verhältnis der zeitgenössischen Komponisten zur Dichtung früherer Epochen klarlegen.

Ein Überblick über die Veröffentlichungen der deutschen und österreichischen Musikverlage ergibt folgendes Bild. Für Lieder, Chöre und Kantaten wird in unvermindertem Maße das lyrische Werk Goethes herangezogen. Man vermeidet die durch die Klassiker und Romantiker unnachahmlich komponierten Lieder mit starkem Stimmungsgehalt und wendet sich mehr dem Spruchhaften, im Sprachklang Spröderen, Gedanklichen zu. Der großen Anzahl neuer Goethe-Vertonungen folgen mit Abstand Lieder und Chöre nach Eichendorff. Hier handelt es sich, stilistisch gesehen, meist um Nachklänge der musikalischen Romantik oder einer ihrer letzten Wellen, der Singbewegung. An dritter Stelle steht Matthias Claudius. Von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß in der österreichischen Musik der letzten Jahrzehnte, vor allem durch das Schaffen und Anregen J. M. Hauers, Hölderlin wesentlich öfter als Goethe erscheint. Für eine einigermaßen treffende Beurteilung der Situation ist ein Blick auf den Anteil der Dichtung unseres Jahrhunderts im zeitgenössischen Musikschaffen unerläßlich. Dabei erscheint insgesamt Rilke als führend. In Deutschland folgen, z. T. durch konfessionelle, regionale und verlegerische Momente bedingt, R. A. Schröder, H. Claudius, Hesse, Morgenstern, Weinheber; in Österreich George, Dehmel und Trakl.

Bei allen diesen Betrachtungen ist Vorsicht geboten, weil ein Hauptteil des Liedschaffens gerade heute Manuskript bleibt. Trotzdem darf eine Übereinstimmung als sicher angenommen werden: die Komponisten unserer Zeit sind in ihrer Textwahl anspruchsvoll geworden. Kein Tonsetzer von Rang würde heute etwa Daumer wählen, dessen Gedichte schon durch ihren Stimmungsgrund einem Brahms für seine herrlichen Lyrismen genügten. Noch Reger oder auch Strauß wählten oft genug belanglose Texte aus den Anthologien ihrer Tage. Dazu ist heute kaum ein Musiker bereit. Man kann einwenden, daß eben die lyrische Kraft weitgehend abhanden gekommen und das Spirituelle, ja Intellektuelle selbst ins Reich des so lange nur von den Kräften des Gefühls beherrschten Liedes eingedrungen sei. Die Tonsetzer würden dann einen epochebedingten Mangel ihrer Kunst durch die Verbindung mit großer Dichtung auszugleichen versuchen, und diese Dichtung wäre dafür je geeigneter, je weniger sie Stimmungsräume im Sinn des romantischen Liedes

schafft. Mit einer solchen, nur negativen Einstellung zum Verhältnis von Musik und Dichtung in unserer Zeit kommt man aber nicht weiter. Wer in der Hinwendung der Komponisten zur hohen Dichtung nur einen uneingestandenen Mangel an reiner Musikalität sieht, verkennt zwei Grundtatsachen: den Drang zu einer das naiv Musikantische übersteigenden, universellen Geistigkeit und die Sehnsucht nach einem neuen, unserer Zeit entsprechenden Singstil. An Beispielen der Hölderlin-Vertonung kann ohne weiteres dargetan werden, wie weit dieser Stil schon verwirklicht ist.

Wir besitzen aus der Lebenszeit des Dichters nur zwei Zeugnisse von musikalischer Einkleidung: Theodor Fröhlichs Gesänge 'Hyperions Schicksalslied'[1] und 'Rückkehr in die Heimat' aus dem Jahre 1830. Das Melos des frühverstorbenen Schweizers ist im freien Durchkomponieren bald erstaunlich intensiv (etwa im Sinn der großen Schubert-Gesänge wie 'Grenzen der Menschheit'), bald konventionell opernhaft, im strophischen Singen aber der schwebenden Weise Mendelssohns verbunden. Die träumerische Erwägung, wie denn Schubert Hölderlin vertont hätte, ist müßig, auch wenn wir noch so sehr von seiner Kraft dazu überzeugt sind. Ich kann aber auf ein konstruktives Parodieverfahren kaum verzichten, weil es sich geradezu aufdrängt. Es ist die versuchsweise Verbindung von Beethovens Hymnenmelodik mit Hölderlins Hymnenstrophe[2]. Die nahe Beziehung der Reimstrophen des jungen Hölderlin zum Rhythmus und Zeitmaß der Schillerschen Dichtung erlaubt diesen Versuch. Und wie die durdiatonische Weise Beethovens im Allegro assai, also feurigen Schwungs, mit klaren Akzenten und fast durchwegs in Vierteln „freudig, wie ein Held zum Siegen" einhergeht und sich der Ode an die Freude auf das innigste anschmiegt, so wäre sie mit Hölderlins 'Hymne an die Liebe' zur Einheit verschmolzen.

Bsp. 1



[1] Vgl. Notenbeilage zum Hölderlin-Jahrbuch 1953.
[2] Vgl. obengenannten Aufsatz, 110 f.

Von Problematik könnte im Falle einer solch adäquaten, stilistisch entsprechenden Vertonung nicht die Rede sein. Musikalisches und sprachlich-dichterisches Melos wären einander aufs stärkste angenähert, die Rhythmen und das Zeitmaß stünden im absoluten Einklang. Manche Vertonungen von Reimstrophen aus Hölderlins Jugend und Umnachtungszeit beweisen, daß dieses Zusammengehen von Wort und Ton nicht abhängig ist vom Zeitstil. Liedhafte Anlage des Gedichts bedingt liedhafte Vertonung. 'An eine Rose', 'Das Erinnern', 'Schwabens Mägdelein' u.a. sind auch in unserem Jahrhundert in schlichter, oft volksliedartiger Weise gesetzt worden. Richard Strauß hat allerdings in seinem 'Hymnus an die Liebe' (1921) Sprachmelos und Bewegung der Dichtung so stark der Macht seiner Gesangslinie unterworfen, daß das Wort in der tänzerischen Verwandlung und im Strom des Orchesterklangs oft nur noch als Anlaß zu prächtigem Musizieren empfunden wird. Schon der liebes- und lebensselige Beginn der Singstimme trägt trotz aller Einfachheit den Keim des musikalischen Übergewichts in sich. Die vierhebigen Zeilen erscheinen durch den Dreiertakt außerordentlich geweitet. So muß der Gesang des Meisters der 'Ariadne' als ein äußerster Gegensatz zu dem hypothetischen Beethoven-Beispiel oder zu den liedmäßigen Gebilden Armin Knabs, Lahusens oder Gerstbergers empfunden werden.

Bsp. 2 R. Strauß, Hymnus an die Liebe, op. 71/1



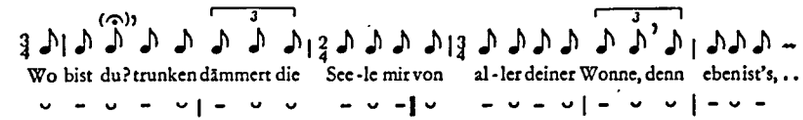
Die Diskrepanz zwischen Dichtung und Musik, die der strenge Philologe oder auch der Rezitator beim Anhören des Straußschen Gesanges spüren mag, beruht aber viel weniger in dem den Duktus der Sprache übersteigernden Duktus der Melodie, sondern im üppigen Wuchern der Begleitung, auf die in dieser Untersuchung nicht eingegangen werden kann.

Die Bibliographie der Hölderlin-Vertonungen[1] belehrt uns, daß der Verteilung und Bedeutung im Gesamtwerk des Dichters entsprechend die antiken Strophen und freien Rhythmen das Hauptinteresse fanden und finden. Hier aber beginnen die Schwierigkeiten. Hölderlins Odenstrophe[2], dieser „wesenhafte Ausdruck seiner dichterischen Persönlichkeit" und eine der erstaunlichsten Leistungen auf dem Wege der Verwandlung des

[1] Vgl. A. Kelletat im Hölderlin-Jahrbuch 1953, 119 ff. u. 136 ff.
[2] Vgl. W. Binders Untersuchungen im Hölderlin-Jahrbuch 1952, 85 ff.

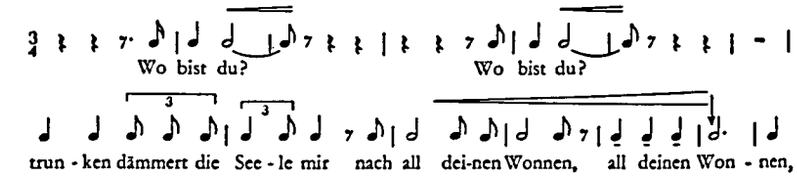
Antiken ins Deutsche, war den Komponisten der Klassik und Romantik unbekannt. Peter Cornelius bewies mit seinem im Wagner-Stil gehaltenen 'Sonnenuntergang' (2. Fassung) von 1862, daß diese Dichtung mit den Mitteln des neuromantischen Sprechgesangs schlechthin unvertonbar war. Die alkäische Strophe, der „still hingleitende Gesang" mit seinem ruhigen Wechsel von Steigen und Fallen[1], ist hier zu tristanischem Animato, nervöser Exaltation, in ein wesensfremdes Pathos verzerrt. Wagners Deklamation zielte besonders seit dem 'Tristan' auf letztmögliche Steigerung der Sinn- und Gefühlsakzente der Sprache ab. Dadurch löste sich der Vers oft gleichsam in rhetorische Prosa auf. Man kann es verstehen, daß Otto Jahn vom Standpunkt des romantisch-klassizistischen Idealismus aus urteilte, Wagner sei „in seiner Deklamation mehr rhetorisch als musikalisch"[2]. Der Versuch, dem Schema der alkäischen Strophe ein entsprechendes musikalisches Melos anzuschmiegen, würde etwa zu folgendem Grundriß führen:

Bsp. 3



Ohne Zweifel könnte das nur ein Ausgangsstadium für den Melodiker sein, der z. B. schon die Frage des Anfangs musikalisch durch Fermate, Pause, Synkope o. ä. hervorheben würde. Wer aber als Musiker wirklich auf Ton, Struktur und Gehalt der Ode eingehen will, der wird sie nicht in opernhafte Bruchteile zerreißen, willkürlich Zeilen wiederholen oder Wörter eliminieren und überakzentuieren, sondern das Maß der Dichtung berücksichtigen. Cornelius deklamiert so:

Bsp. 4 P. Cornelius, Sonnenuntergang



Nach einer chromatisch sequenzierenden Wiederholung der Frage konzentriert sich alles auf den musikalischen Höhepunkt „Wonnen"

[1] Binder, 93.
[2] Gesammelte Aufsätze über Musik, 1866, 146.

(Takt 13). Dabei wird der zweite alkäische Elfsilbler „von aller deiner Wonne" der emphatischen Steigerung, der pathetischen Geste zuliebe geopfert und die Dichtung ähnlich frei umgeformt wie in Regers 'An die Hoffnung'. Auch die zweite Zeile der zweiten Strophe wird entsprechend behandelt. Tonmalerisch dringt Bläserthematik herein, die ebenfalls zur Wiederholung im Abstand der kleinen Unterterz führt.

Bsp. 5 P. Cornelius, Sonnenuntergang



Form und Klangleib des Gedichts sind also an zwei Stellen aufgerissen, der freizügigen Musik unterworfen. Die Stimmungsstellen sind ausgenützt. Der Musiker versucht dort weiterzudringen, seine Empfindungen auszudrücken, wo nach seiner Meinung „das Wort versagt"[1]. Es muß tief bedauert werden, daß Johannes Brahms die Oden Hölderlins nicht zu seinem Liedschaffen heranzog. Mit echtem Gefühl für das klassische Maß, für die Notwendigkeiten und Grenzen des Lyrischen, hätte er, der allem rhetorischen Pathos Abholde, Gesänge geschaffen, die dem stillen Hingleiten seiner 'Sapphischen Ode' (aus op. 94, Gedicht von Hans Schmidt) entsprächen oder deren Eindringlichkeit überträfen. Unter Max Regers Händen wurde Hölderlins alkäische Ode 'An die Hoffnung' zu einer symphonischen Dichtung mit obligatem Gesang, gerade weil der Künstler sich hier dem Tristanstil annäherte und das Gedicht in Stimmungsfelder auflöste.

Das mächtige Ansteigen der Zahl von Hölderlin-Vertonungen nach 1920 steht mit dem immer intensiveren Bemühen um das Dichterwort und die dichterische Form im Zusammenhang. Der Sinn dieser Studie kann nicht etwa darin liegen, die Kompositionen unserer Epoche über die der vorausgehenden zu erheben. Denn wer wollte z. B. Reger und seinem erfindungsreichen, klangschönen Werk den Rang streitig machen? Es geht hier nicht darum zu werten, sondern zu unterscheiden. Das Verhältnis der Musiker zur Dichtung, insbesondere zur Dichtung Hölderlins, veränderte sich im Stilwandel ganz auffällig. An Stelle des musikalischen Stimmungsüberhangs trat immer größere Sparsamkeit in den Mitteln der Begleitung und eine Verdichtung der in enge Anlehnung ans Wort geschaffenen melodischen Linie. Dieses Bemühen mußte zu Übereinstimmungen führen, die mitunter sehr verschiedene Persönlichkeitsstile im

[1] A. Einstein, Die Romantik in der Musik, Wien 1950, 216; über das 'Schicksalslied' von J. Brahms.

wichtigsten Zug des Lyrischen, in der melodischen Entwicklung, einander annähert. Dabei ist es zunächst gar nicht von Belang, ob alte Tonalität oder freie Harmonik das Melos stützt. Wichtig ist dagegen die gebieterische Kraft des Dichterworts. Das nachfolgende synoptische Beispiel vereinigt vier Vertonungen der alkäischen Ode 'An die Parzen', die innerhalb von fast dreißig Jahren entstanden sind. Walter Braunfels, der sich selbst als klassisch-„romantisch" kennzeichnete, bedient sich 1920 noch der aus dem melodischen Denken der Spätromantiker stammenden Weise mit Affektschwellungen („Sommer"), während Wolfgang Fortner 1949, bewußt beschränkend, nur das Nötigste an Tönen und an Tönung gibt. Er ist der einzige, der auf den Auftakt im Sinne des alkäischen Elfsilblers verzichtet und von der Musik her gewissermaßen ein neues Versmaß kontrapunktiert: ♩ ◡◡ ♩ – ♩ ◡◡ ♩ ◡◡.

Das Verbindende ist aber der Versbogen, der in allen vier Vertonungen zügig und in inniger Verquickung mit dem Wort gebaut wird und rhythmisch auf „Gewaltigen" kulminiert. Die Verwandtschaft dieser Stellen, die aus dem Hinhören auf die Sprachmelodie geboren ist, kann nicht übersehen werden.

Bsp. 6

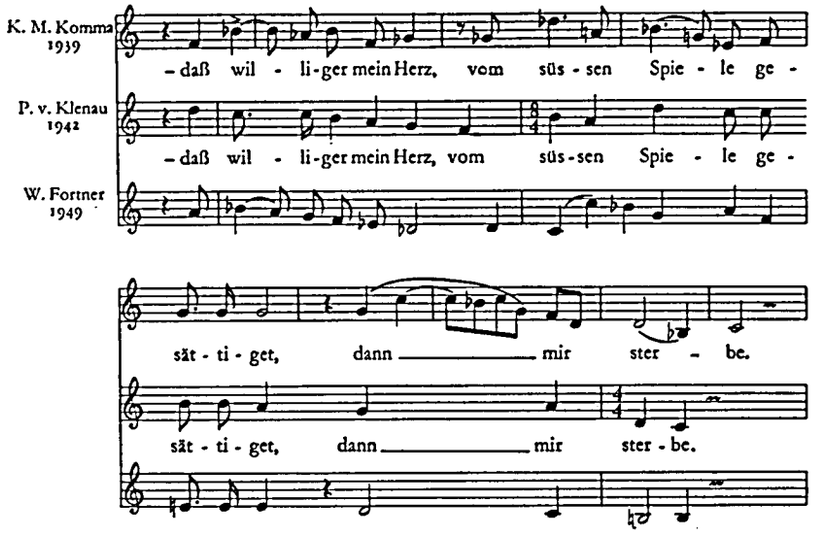


Auch im Abgesang dieser Strophe treten unverkennbare Ähnlichkeiten auf. Die Musiker machen von einem Recht Gebrauch, das im Wesen ihrer Kunst liegt. Der Rezitator kann den die Verszeilen überbrückenden Satz „vom süßen Spiele gesättiget" in seiner viel kürzeren Vortragszeit mühelos abheben, ohne daß die Strophe dadurch zerfiele. Einzig Paul von Klenau läßt das Band des Abgesangs in ruhigen Viertelwerten ungetrennt hinabgleiten. Komma und Fortner gestalten sehr verwandt dreigliedrige Gebilde, die durch Tongleichheit an den Nahtstellen („Herz, vom" und „gesättiget, dann") verbunden sind, und setzen „dann mir sterbe" wie eine Kadenz im Ritenuto deutlicher ab. Das Recht dazu kommt ihnen aus

der Bedeutung der Zeit für den melodischen Ablauf. Die Tonphrase beansprucht einen ungleich größeren Zeitraum als der gesprochene Vers. Das Zeitmaß MM ♩ 66 oder 72 ist für die musikalische Darstellung richtig. Jeder Versuch, die Ode in diesem Zeitmaß zu sprechen, würde zu einer zeitlupenhaften Verzerrung führen, wie andererseits das Rezitationstempo nicht vom Sänger übernommen werden kann. Es beträgt, wenn man einen sinnvollen Durchschnitt sucht, der die Sprache weder treibt noch hemmt, für den jambischen Fuß, d. h. für zwei Silben, allenfalls 72 in der Minute. Wahrscheinlich ist der „Pulsus aeque respirantis", der Pulsschlag an der Hand eines gesunden Menschen, nicht nur für die Musik[1], sondern auch für die gesprochene Lyrik von besonderer Bedeutung. 72 Silbenpaare in der Minute entsprechen 144 Takteinheiten, z. B. Vierteln. Daraus folgt, daß das sprachliche Vortragstempo doppelt so schnell ist wie das Zeitmaß des Gesangs. Nimmt es da wunder, wenn Zäsuren ebenfalls verdoppelt erscheinen? Es gehört zu den Hauptproblemen der gesungenen Dichtung, daß die Dauer des Wortes verlängert wird. Der musikalische Ton braucht gerade in Verbindung mit dem Wort eine Entfaltungszeit, die dem Sprechton fremd ist. Außerdem ist aber, wohl durch die Vorherrschaft des Instrumentalen seit langem bedingt, der Charakter des Ruhevollen, Feierlichen mit breiten Tempi verbunden, die die Vertoner Hölderlinscher Gedichte immer wieder zu den Vorschriften „getragen", „in sehr gehaltener Bewegung", „breit", „gemessen schreitend" veranlassen. Das „Tempo ordinario" für die gesungene Ode wäre demnach Andante, wenn nicht Andante sostenuto. Das schließt Temposteigerungen innerhalb der Gesänge nicht aus. Aber das „mäßige Hauptzeitmaß" gilt so lange als Mitte, als man im Lyrischen an den gewohnten Beziehungen von Architektur und Zeit, von Form und Tempo festhält. Es wird ungültig, wenn man wie J. M. Hauer das Gedicht Hölderlins im Rezitationsstil singt und damit die Dauer des Liedes bis auf die Hälfte des bisher Üblichen verkürzt. Die nachstehenden Beispiele mögen außer der eben besprochenen Zeitmaßfrage auch das Gesetz des Tonfalls in den Kreis der Betrachtung ziehen lassen. Die Tendenz des Abstiegs beherrscht den ganzen Abgesang. „Daß williger mein Herz" wird tonsymbolisch in diatonischem Hinuntersteigen, „vom süßen Spiele" in nochmaligem, sanftem Anstieg und in völliger Angleichung an die Dichtung beim Worte „gesättiget", schließlich im Ausklang auf dem tiefsten Zielton („dann mir sterbe") gestaltet.

[1] Vgl. W. Gerstenberg, Die Zeitmaße und ihre Ordnungen in Bachs Musik. Jahresgabe 1952 der „Freunde der Bachwoche Ansbach".

Bsp. 7



Der synoptische Vergleich verschiedener Kompositionen eines und desselben Gedichtes deckt auch neben den schon gezeigten Übereinstimmungen an entscheidenden Stellen die innige Verwandtschaft sogar längerer melodischer Linien auf. Zwei Komponisten gelangen völlig unabhängig von einander durch die Annäherung an das Dichterwort und die Einfühlung in seinen Ton zu überraschend ähnlichen Ergebnissen.

Bsp. 8



Die bisherigen Betrachtungen galten der musikalischen Gestalt einiger Strophen und Verszeilen. Solange sich die Komponisten geringstrophigen Gedichten Hölderlins zuwenden – und das ist in den meisten Fällen so,

wie die 27 Vertonungen der 'Abbitte', die 30 Fassungen des Gesangs 'An die Parzen' und die 39 Bearbeitungen der Ode 'Sonnenuntergang' beweisen –, ist die Problematik der Liedform kaum spürbar. Reprisen und mannigfache Arten der musikalischen Rahmenbildung wie des thematischen Verzahnens führen im Bereich des Kurzliedes meist zu befriedigenden Ergebnissen. Bei vielstrophigen Oden ergeben sich, zumal in solistischer Besetzung, Schwierigkeiten. Die Auflösung in Stimmungszonen, wie sie die Spätromantiker noch liebten, kann heute schon um der Erhaltung des Gedichtes willen niemand mehr ernsthaft anstreben. Dem Versuch, da capo-Möglichkeiten im Sinn des Liedes und der Arie zu schaffen, wird in den meisten Gedichten der Inhalt entgegenstehen. Wie soll diese Zwangslage gemeistert werden? Der schöpferische Musiker wird allemal eine richtige musikalische Form finden und sich weigern, ein Rezept anzunehmen. Dennoch möchte ich hier, vor allem für den Kreis der um diese Fragen ernsthaft Ringenden, ein Modell geben, dessen künstlerische Steigerung möglicherweise zu befriedigenden Lösungen führen könnte. Dieses Modell beruht in einer strophischen Sangesweise, die mit geringfügigen Änderungen für alle Strophen beibehalten wird. Das variable Element hätte eine sparsame, allenfalls symbolisch andeutende Begleitung darzustellen, die sich von Strophe zu Strophe ändert, so daß eigentlich der umgekehrte Fall wie in der Chaconne oder Passacaglia eintritt. Der Cantus firmus, eine dem Gedicht aufs engste angepaßte Melodie, begleitet das Wortwesen in Goethes Sinn, er ist eine klangliche Verdeutlichung des immanenten „Tons". Ich wähle die Ode 'Heidelberg' im dritten asklepiadeischen Silbenmaß. Der Strophe entspricht eine Weise im $^{9}/_{8}$-Takt, wobei der zweite Stollen im zweiten Kolon eine leichte Abänderung erfährt und der Abgesang, die oft eng gekoppelten Pherekrateus und Glykoneus, mit der melodischen Klimax beginnt. Das entspricht dem meist hier situierten Strophenhöhepunkt. Der vierhebige Glykoneus bedingt einen ausschwingenden $^{12}/_{8}$-Takt.

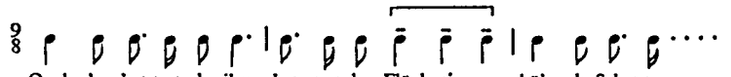
Bsp. 9 K. M. Komma, Modell strophischer Odenmelodie



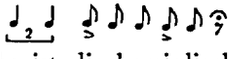
Die Entwicklung macht verschiedene Varianten nötig. Während zwischen den ersten drei Strophen zweitaktige Zwischenspiele gedacht sind,

schließt die vierte nach einem poco sostenuto auf „ferne schien" a tempo an. In der fünften Strophe werden zur Versbildung nach Art der proportio hemiola die zwei letzten Zählzeiten des zweiten Taktes in drei breite Viertel verwandelt:

Bsp. 10



Ganz ähnlich wird der erste Asklepiadeus in der sechsten Strophe („gigantische") und der Übergang zur siebenten („Sonne goß") behandelt, während im Vers „von den Wettern zerrissen" eine rhythmische Straffung (Duole) vorausgeht:



Auch in der siebenten Strophe ist die hemiolische Bildung für „alternde" vorgesehen; „grünte lebendiger" steht am besten in einem $^{6}/_{8}$-Takt, um die Versbindung ganz dicht zu machen. Die Dreiviertelauftakte, die fast die einzigen wesentlichen Varianten der Modellstrophe darstellen, sollten jeweils rubato, d. h. nicht streng im Takt und nach der sprachlichen Vortragsweise gebracht werden.

Der Hauptnachteil einer solchen cantus firmus-Weise ist die Gefahr einer gewissen Aufdringlichkeit, die vielleicht schon durch eine stärkere Eigenständigkeit des zweiten Stollens beseitigt werden könnte. Der Vorteil der strophischen Odenvertonung liegt im Beibehalten des einmal gefundenen Tones und der dadurch wesentlich stärker hervortretenden Macht des Gedichts. Es wäre zu untersuchen, ob eine solche Behandlung der alkäischen Ode mit ihrer sanft „auf- und abflutenden Seelenbewegung" besser bekommt als der antithetischen, „aus ihrem Kontur" lebenden asklepiadeischen [1].

Neben den eigenen Kompositionsstudien gaben zur Aufstellung dieses Modells nicht zuletzt Gespräche mit namhaften Rezitatoren Anlaß. Dabei stellte sich immer wieder heraus, daß in diesem Beruf eine latente Sehnsucht nach dem Übersprachlichen, d. h. nach der Musikalisierung des Vortrags vorhanden ist. Aber die wurde wohl in unserem Jahrhundert nur einmal im Sprachkunstwerk Ludwig Wüllners erfüllt. Dieser große Sprecher hatte die seltene Gnade, auch ein bedeutender Musiker und Sänger zu sein. Um 1914 begann er mit seinen denkwürdigen Faust-Rezitationen. Er hatte für den Gesang des Lynkeus in der antiken Atmosphäre Taorminas eine symbolische Melodie gefunden, phrygisch mit jonischer Tendenz, schwebend um die Terz, die auch Finalton ist. Diese

[1] Vgl. Binder, 93.

Melodie sollte kein musikalisches opus sein. Aber sie war eine Lösung auf der Grenze zwischen Rezitation und Lied, die mir mit ihrer Übereinstimmung von Klang und Wort und dem eindeutigen Fluß des Metrums ein idealer Ausgangspunkt für die vorliegende Studie zu sein schien.

Man mag in diesem Zusammenhang wohl auch an jene frühen Versuche der Humanisten erinnert sein, die ohne dauernden künstlerischen Erfolg und mehr zu pädagogischen Zwecken Horazische Oden streng skandierend komponierten. Conrad Celtes ließ für seine Ingolstädter Horaz-Vorlesungen (1494–97) von dem Südtiroler Petrus Tritonius (Treybenreif) Oden vierstimmig vertonen. Die Studenten sollten im Singen die Versmaße lernen. Musiker wie Senfl, Hofhaimer, Ducis, Agricola und Lasso beteiligten sich an dieser humanistischen Bewegung, in deren Folge u. a. auch Kirchenlieder in horazischen Metren entstanden.

Bsp. 11 Petrus Tritonius, 'Vides ut alta stet' aus Horaz, Oden I/9 (Augsburg 1507)



Das humanistisch-pädagogische Spiel mit der antiken Form ist jedoch nicht unser Vorbild. Das Gleichgewicht von Dichtung und Musik soll im Gesang gefunden werden. Ziel ist eine Musik, die die Dichtung nicht durch Affektmelodik und Illustrationsbegleitung verdunkelt. Das Modell ist kein musikalisches Werk, sondern allenfalls eine Studie dazu. Es sucht einen Weg zu allen, die in der Dichtung noch nicht den „Gesang" sehen, so oft sie auch davon reden mögen; die das Lied trocken und mühselig aufsagen, weil ihr Ohr nicht für den ihm innewohnenden melodischen Strom geweckt ist.

Die Musiker, die um 1920 die „reine Expression" wollten und besonders auf eine Erneuerung der melodischen und harmonischen Mittel drangen, gewannen auch ein neues Verhältnis zur dichterischen Sprache. Einer der geistigen Väter der Dodekaphonie, der heute fast vergessene geniale Anreger Josef Matthias Hauer, hat sein Melos unmittelbar mit Hölderlins Dichtung verbunden und einen rezitatorischen Singstil geschaffen, der sicherlich auf ähnlich geartete Bestrebungen Schönbergs nicht ohne Einfluß blieb. Hauers Lied verzichtet völlig auf die musikalische Melodie im

bisherigen Sinn, die ja in jedem Fall ein Kontrapunkt zur Sprachmelodie war. Er wird sozusagen zum singenden Verkünder des Gedichts und unternimmt das Wagnis, das den Rezitatoren kaum gelingen kann: auf der Grenze zwischen Sprache und Gesang zu wandeln. Ich wies schon darauf hin, daß durch diese Unterwerfung der Musik unter das Zeitgesetz der Dichtung auch das bisherige Liedmaß auf ein Minimum verkürzt wird. Der Gesang wird rhapsodisch. Es ist unvermeidlich, daß der Charakter der Improvisation vorherrscht und der Hörer den Eindruck hat, die Tonfolge sei nur etwa eine mittlere Linie, die zahllose Varianten erlaube. Die Begleitung, auf wenige harfende Klänge und Stütztöne beschränkt, ist ebenso andeutend. Aber obwohl diesen Gebilden eine gewisse Blässe und Unsinnlichkeit anhaftet, üben sie dennoch eine eigenartig feierliche, die Dichtung „verstärkende" Wirkung aus, zumal wenn es der Sänger versteht, Hauers Vorschriften zu befolgen. Hier ist die äußerste Annäherung an das Dichterwort von der Musik her Wirklichkeit geworden. Takt und musikalisches Zeitmaß sind aufgehoben. Der Gesang übernimmt das Sprechtempo, „der musikalische Ausdruck ist dem Melos der Sprache abgehorcht".

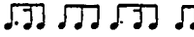
Bsp. 12 J. M. Hauer, Die Liebe, op. 21/1



Wenn so die Ode, in ihrem Zeitraum verbleibend, musikalisch aufgeladen und zu eindringlicher Wirkung gebracht, wenn das Gedicht in solchen Versuchen aus der einsamen Stille des Buchs, der Studierstube des Philologen, in die Vernehmlichkeit des echten, nicht nur fingierten „Gesangs" übergeleitet werden kann, dann ist auch die Dichtung in freien Rhythmen, dann ist aber auch der Chor mit solch beschränkendsten Mitteln sangbar. Tatsächlich hat Hauer eine Vertonung des Chors der thebanischen Alten aus der 'Antigonae' (op. 21, 4) geschaffen, deren einstimmige Linie ohne weiteres chorisch gesungen werden könnte. Man mag sich vorstellen, wie der Komponist durch gesteigertes Sprechen über die den Sprechton erhebende Rezitation zu dieser fast beschwörenden Melodie gelangte. Ist es noch tonlich fixierte Sprache? Oder schon dem Sprechen entwachsenes Singen?

Bsp. 13, J. M. Hauer, Aus der Antigonä, op. 21/4



Hauer fordert in der Einleitung zu seinen Hölderlin-Liedern op. 21 (1924) ein ständiges Tempo rubato. Könnte man den genauen Verlauf seiner Melodien sichtbar machen, so wären es gewissermaßen melodische Seismogramme, die unter dem Eindruck der Sprache Hölderlins zustande kämen. Dem Entschluß, so zu komponieren, geht der Verzicht auf die eigenmusikalische Entfaltung, vor allem auf jeden körperhaften Rhythmus voraus. Alles vollzieht sich in einer distanzierten Sphäre. Von daher rührt die eigenartige, dem Sakralen nahekommende Wirkung. Diesem rein melodischen Effekt steht die in ihrem Urgrund rein rhythmische Kraft eines Modells von Carl Orff diametral gegenüber. In den Anhang an sein 'Schulwerk V' (Mainz 1954, S. 125 ff.) ist unter den Sprechstücken derselbe Chor aus der Antigonae eingereiht. Ein Doppelsprechchor rezitiert über den dunklen Klängen wirbelnder Xylophone, Metallophone, Becken, Trommeln und Pauken, denen sich ab und an die gedämpften Töne des Tamtam zugesellen. Werner Thomas hat dieses Sprechstückmodell eingehend gewürdigt[1]. Von besonderer Bedeutung erscheint mir die Erkenntnis, daß das Schweben des Sprechchors über dem strengen Maß der musikalischen Taktordnung erfolgt. Die Dauer der deklamierten Achtel, Viertel usf. ist verbindlich, ihr Einsatz unausweichlich. „Diese plastische Wirklichkeit der Sprache resultiert aus der Antinomie zwischen dem schwerpulsenden, durch die Instrumente gegebenen abtaktigen Klanggrund und den auftaktig einsetzenden und freischwebenden Wortgruppen"[2]. Aber die Wortgruppen, d. h. die Achtel und Viertel schweben eben nicht frei, sondern in stärkster Abhängigkeit vom rhythmischen Gefüge der taktlich geordneten Musik. Synkopen bestätigen diese strenge Fügung. Hier gibt es kaum Hauersches Tempo rubato. Das Emotionale ist gebändigt. Intellekt und triebhaftes Musikantentum schaffen ein System, dem der Ausführende gehorsamen muß. Auch Orff verzichtet in diesem Modell auf melodische Entfaltung wie auf harmonische Farbe. Auch er widmet sich mit Hingabe dem Wortrhythmus. Aber dieser kann nicht ad libitum verwirklicht werden, sondern steht in untrennbarer Verbindung mit dem Körperlichen. Man begreift dies, wenn das antiphonische Sprechen einsetzt und ein Klangraum durch die Bewegung aufgeschlossen wird, oder schließlich ostinate Schlagzeugrhythmen („Von Weisem etwas") anheben:  , die wohl rein musikalischer Herkunft sind, aber in naher Beziehung zu den Rhythmen der Hölderlinschen Sprache stehen.

[1] W. Thomas, Erklingende Sprache. Interpretationsversuche nach dem Schulwerk von Carl Orff. Der Deutschunterricht 1955/6, 69 ff.

[2] Thomas, 71.

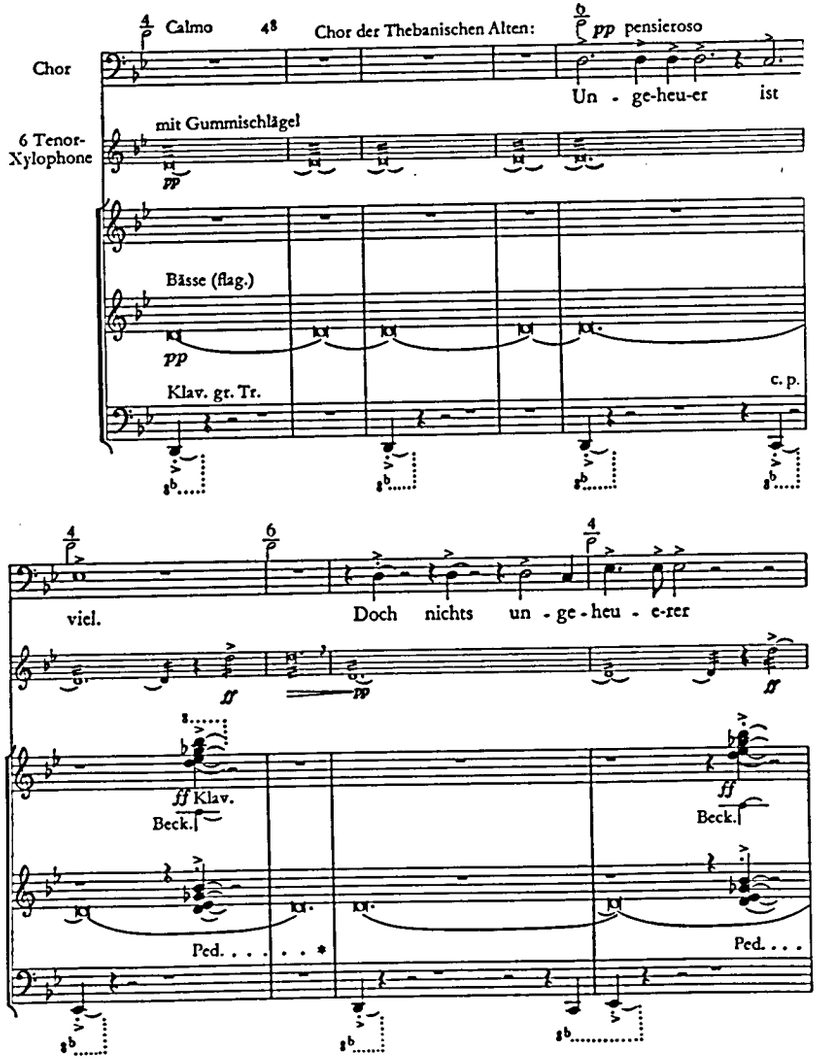
Bsp. 14 Carl Orff, Chor der thebanischen Alten. Schulwerk V (1954)



In den 'Hinweisen und Anmerkungen' sagt Orff: „Die klassische Literatur bietet eine Fülle geeigneter Dichtungen zu ähnlichen Versuchen." Er gibt noch ein Interpretationsbeispiel eines antiken Chors in der Originalsprache („Ὑπὲρ' ὀδύνας ἀδαὴς"), schränkt aber ein, daß „der-

artige Versuche nur mit Hilfe eines Fachmanns möglich seien". Die humanistisch-pädagogische Absicht ist gar nicht zu verkennen. Orff ist jedoch kein historisierender Nachfolger der homophon skandierenden Horaz-Vertonung des Humanismus. Seine Aufgabe ist es, die uralte Einheit von Wort, Ton und Bewegung wiederzufinden. Wenn es Hölderlin gelang, „die musiké-Einheit des nach Längen und Kürzen festgefügten

Bsp. 15 Carl Orff, Antigonae



griechischen Wortes und Verses im deutschen Sprachmedium zu verwirklichen[1]", so sucht Orff die dazu passenden, die Einheit verstärkenden musikalischen Elemente. Wenn die sophokleische Tragödie für Hölderlin „ein Stück herüber zu rettender und neu zu erweckender Götterfülle" war, das er nicht ‚übersetzte', sondern als deutscher Dichter beredt machte[2], so unternahm es Orff mit seiner szenischen Vertonung von Hölderlins Antigonae zum erstenmal, die ins Deutsche gewandelte griechische Tragödie aus dem Geiste der Musik wieder zu erwecken. Diese Musik ist nicht „griechisch", d. h. musikwissenschaftlich oder historistisch bestimmt. Ihren zugleich archaischen wie unserer Zeit durchaus entsprechenden Charakter haben Wilhelm Keller[3], Wilhelm Riezler[4], Andreas Liess[5], K. H. Ruppel[6] u. a. ausführlich und treffend gekennzeichnet. Das vorstehende Beispiel mag verdeutlichen, was aus der Sprechchorstudie wurde, indem Orff die Tonhöhen des rezitierenden Chores genau fixierte und den Klanggrund harmonisch differenzierte.

Von diesem neuen Stile recitato gehen mancherlei Fäden zurück zur frühen Oper. Nicht zufällig stehen am Anfang von Orffs musikdramatischem Werk entscheidende Studien an Monteverdi. Die Antigonae-Musik ist aber, es sei wieder gesagt, nicht historistisch, sie ist auch keine Renaissance der Renaissance. Ihr Archaisches wird niemand leugnen können. Orff hat es dadurch der Gefahr des Manierismus entrückt, daß er sich als Kind unserer Zeit den neuen Bewegungsmächten aufschloß, ja ihnen hier eine dominierende Aufgabe zuwies. Der Altersgenosse Hindemiths stand in den zwanziger Jahren vor ganz ähnlichen Entscheidungen wie der große Kammermusiker und Symphoniker. Wer die deutsche Musiktradition fortführen wollte, mußte den Mut zur Erneuerung des in der Spätromantik zusehends in Verfall geratenen rhythmischen Gefüges aufbringen. Aus autochthonen Gründen war diese Verjüngung nicht zu erwarten, denn das tänzerische Leben war seit den Tagen der Wiener Klassik entartet. Wie um 1600 aus dem Süden, so drangen vor und nach dem ersten Weltkrieg aus dem Westen (Jazz) und aus dem Osten (Stile barbaro, Strawinsky, Bartók) zwingende Rhythmen bei uns ein, deren Gewalt sich kaum ein Musiker entziehen konnte. Es ist unverständlich,

[1] Thomas, 69.

[2] K. Reinhardt, Hölderlin und Sophokles. Gestalt und Gedanke, Jahrbuch der bayerischen Akademie der Schönen Künste, München 1951, 78 ff.

[3] Carl Orffs Antigonae, Versuch einer Einführung, Mainz 1950.

[4] Neue Horizonte, Bemerkungen zu Carl Orffs Antigonae. Gestalt und Gedanke, 103 ff.

[5] Carl Orff, Idee und Werk, Zürich 1955, 134 ff.

[6] Carl Orff, Ein Bericht in Wort und Bild, Mainz 1955, 9 ff.

warum diese Abhängigkeit gerade bei Orff so oft übersehen oder verschwiegen wird. Jeder Kenner der osteuropäischen Musik wird den Anteil dieser elementaren Rhythmik in seiner Musik sogleich verspüren. Die Mahnung Hölderlins, „daß ‚die Schöneren (gemeint sind die dem Ideal der Schönheit Dienenden) das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen' möchten"[1], war wohl kaum dazu nötig. Der Genialität des Komponisten gelingt weit mehr als ein Konglomerat. Die Antigonae übt trotz aller Problematik des Aufführungstechnischen, der Verständlichkeit der Chöre usf. auf jeden unbefangenen Hörer eine Wirkung von großartiger Einheit aus.

Nur wenige Stationen auf dem Wege der Entwicklung vom romantischen Stimmungslied zur bedingungslosen Musikrezitation konnten hier berührt werden. Der Bogen umspannt die ganze Weite der Dichtung Hölderlins vom reimstrophigen Jugendgedicht über die antiken Maße bis zu den freien Rhythmen, die wohl an sich schon einen Höhepunkt der Musikalisierung deutscher Dichtung darstellen. Immer wieder werden Musiker, die vom Werk Hölderlins ergriffen sind, das Recht beanspruchen, sie auf eigene Art zum Tönen zu bringen. Das Bewußtsein der besonderen Problematik dieses Wagnisses wird sie nicht nur dem Unsterblichen dienen lassen, sondern auch grundlegend sein für jede beglückende Vereinigung der Schwesterkünste.

[1] Vgl. Riezler in Gestalt und Gedanke, 107.

„WEM SONST ALS DIR?"

EINE MITTEILUNG VON
RICHARD ALEWYN

Die innigen Worte, mit denen Hölderlin der Freundin den zweiten Band des 'Hyperion' zueignete[1], sind bekanntlich ein Selbstzitat aus dem schon vor der Begegnung mit Susette Gontard 1794 in Schillers 'Neuer Thalia' erschienenen 'Hyperion'-Fragment. Bei der stillen Feier, die hier dem Andenken Homers gewidmet wird, opfert Adamas, der Tiniote, seine Locke vor der Büste des Dichters mit den Worten: „Wem sonst als Dir?"[2] Friedrich Beißner weist in seinem Kommentar zu der Widmung des 'Hyperion'[3] zwei Parallelstellen nach, eine spätere bei Platen und eine frühere im 'Don Carlos', versäumt aber auch nicht hinzuzufügen, daß keine Notwendigkeit bestehe, anzunehmen, daß Hölderlin damit bewußt Schiller zitiert habe. In der Tat besteht dazu kaum ein Anlaß, wenn man die 'Carlos'-Stelle genauer prüft: „Wem sonst als dir, Allgütigste?" – gemeint ist die Königin – damit beantwortet Carlos die drei Zeilen vorher von ihm selbst gestellte Frage: „Wem dank' ich diese Überraschung?", nämlich die unvermutete Rückkehr Posas ('Don Carlos', v. 140 ff.). Der Sinn der Worte ist hier ein ganz anderer und die Ähnlichkeit nur eine äußerliche und gewiß zufällige.

Die Wendung „Wem sonst als Dir?" kommt aber schon früher einmal vor und diesmal im gleichen Sinn und Ton: als Widmung und Huldigung. August Hermann N i e m e y e r , der spätere Kanzler der Universität Halle, veröffentlichte als drei- oder vierundzwanzigjähriger Magister und Privatdozent der Theologie in Halle im Jahre 1778 unter dem Titel 'Gedichte' eine kleine Sammlung von Oden und biblischen Dramen[4], die sich in Sprache, Gedanken und Gesinnungen zur Nachfolge Klopstocks bekennen und füglich auf dem Blatt nach dem Titel die Aufschrift tragen: „Herrn Klopstock zugeeignet". Wendet man auch diese Seite, so findet man den Anfang einer Ode, die ohne weitere Überschrift mit den Worten beginnt: „Wem sonst als D i r?"

[1] Über das Widmungsexemplar vgl. Walther Killy, Hölderlin-Jahrbuch 1950, S. 98 bis 107.

[2] Hölderlin, Propyläen-Ausgabe, Band II, S. 73.

[3] Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Band II, S. 975 f.

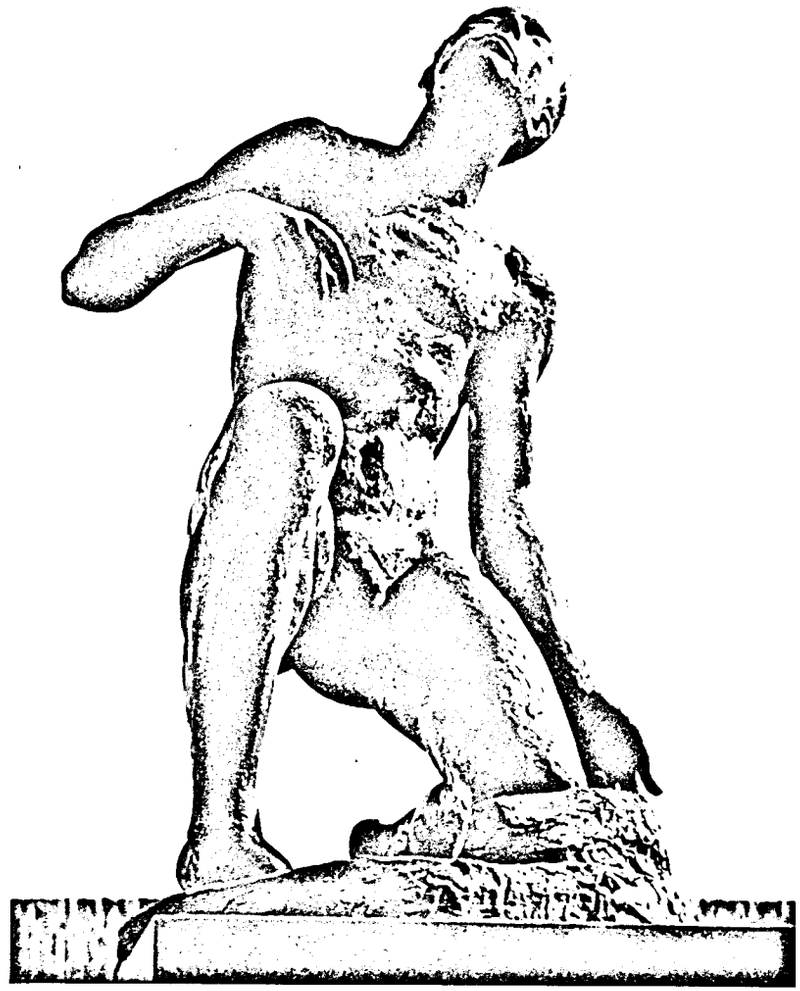
[4] August Hermann Niemeyers Gedichte. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1778.

Wem sonst als D i r?
Auf dessen hohes unerreichtes Lied
Dem Knabenauge schon die Thrän' entfloß!
Wem weiht' ich sonst
Der Lieder ersten Laut?

Es folgen vier weitere Strophen, in denen sechsmal das „D i r" in Sperrdruck wiederholt wird und deren letzte mit der Anfangszeile schließt: „Wem sonst als D i r?"

Daß Hölderlin mit den Gedichten Niemeyers bekannt gewesen wäre, ist nicht nachzuweisen. Von ihrer Verbreitung zeugt jedoch die Tatsache, daß nicht nur im Jahre der Erstausgabe der gleiche Verlag noch einen zweiten Druck in anderem Format erscheinen ließ, sondern daß noch im Jahre 1783 Schmieder in Karlsruhe einen Nachdruck für vorteilhaft erachtete[1]. In den Kreisen, die sich um Klopstock scharten, wanderten solche Zeugnisse der gemeinsamen Verehrung leicht von Hand zu Hand, und es wäre nicht zu kühn, anzunehmen, daß auch dem jungen Hölderlin die einprägsame Wendung ins Ohr geklungen ist. Es ist aber gewiß auch nicht undenkbar, daß er unabhängig von seinem Vorgänger den Wortlaut von neuem erfand, wie es ebenso keineswegs auszuschließen ist, daß beide Dichter ihn einer unbekannten gemeinsamen Quelle verdanken. Man möchte an einen lateinischen Lakonismus denken, und die Übersetzung bietet sich geradezu an: Cui nisi tibi?

[1] Goedeke VII, S. 263, Nr. 6.



Ivo Beucker Hölderlin

Wem sonst als D i r?
Auf dessen hohes unerreichtes Lied
Dem Knabenauge schon die Thrän' entfloß!
Wem weiht' ich sonst
Der Lieder ersten Laut?

Es folgen vier weitere Strophen, in denen sechsmal das „D i r" in Sperrdruck wiederholt wird und deren letzte mit der Anfangszeile schließt: „Wem sonst als D i r?"

Daß Hölderlin mit den Gedichten Niemeyers bekannt gewesen wäre, ist nicht nachzuweisen. Von ihrer Verbreitung zeugt jedoch die Tatsache, daß nicht nur im Jahre der Erstausgabe der gleiche Verlag noch einen zweiten Druck in anderem Format erscheinen ließ, sondern daß noch im Jahre 1783 Schmieder in Karlsruhe einen Nachdruck für vorteilhaft erachtete[1]. In den Kreisen, die sich um Klopstock scharten, wanderten solche Zeugnisse der gemeinsamen Verehrung leicht von Hand zu Hand, und es wäre nicht zu kühn, anzunehmen, daß auch dem jungen Hölderlin die einprägsame Wendung ins Ohr geklungen ist. Es ist aber gewiß auch nicht undenkbar, daß er unabhängig von seinem Vorgänger den Wortlaut von neuem erfand, wie es ebenso keineswegs auszuschließen ist, daß beide Dichter ihn einer unbekannten gemeinsamen Quelle verdanken. Man möchte an einen lateinischen Lakonismus denken, und die Übersetzung bietet sich geradezu an: Cui nisi tibi?

[1] Goedeke VII, S. 263, Nr. 6.



Ivo Beucker Hölderlin

FÜNF ODEN HÖLDERLINS

INS GRIECHISCHE ÜBERSETZT

VON

WILHELM KUCHENMÜLLER

ΕΙΣ ΤΑΣ ΜΟΙΡΑΣ

Μοῦνον θέρος μοι, ὦ κρατεραί, δότε
μούνην τ' ὀπώρην, ᾄσμα τελεσφορεῖν,
ἵν' ἥδιον τὸ κῆρ θάνῃσι
παιγμοσύνης γλυκερῆς κορεσθέν.

Ψυχὴ σφαλεῖσα τῆς ὁσίης βίῳ
οὐδ' ἡσυχάζει νέρθεν ὑπὸ χθονός·
ἐπὴν δέ μοι τοὐμὸν μέλημα
κεῖν' ἱερόν, τὸ μέλος, τελεσθῇ,

ἀσπάζομαι σ', ὦ ἡσυχίη σκιῶν.
εὔθυμός εἰμι καὶ κιθάρης μόνος,
μίαν γὰρ εἰς ἀκμὴν βιώσας
ἴσα θεοῖς πλέον οὐ δεήσω.

ΔΙΟΤΙΜΑ

Σιγῶσα πάσχεις, οὐ γὰρ ἐγνώκασιν
ἁγνή σε ψυχή, σῖγα δὲ τήκεαι
ἐν βαρβάροισι, φεῦ, ματαίως
σὴν γενεὴν ὑπὸ φῶς χατοῦσα,

οἳ ῥ' οὐκέτ' εἰσίν, τοὺς μεγάλως φίλους.
χρόνος δ' ἐπείγει· ζωὸς ἔτ' ᾄσομαι
σέθεν, μεθ' ἥρωας θεούς τε,
ἦμαρ ἐπώνυμον ἠδ' ὅμοιον.

ΕΠΑΙΝΟΣ ΑΝΘΡΩΠΩΝ

Κῆρ οὐχ ἁγνὸν ἐμοὶ καλλίονός τ' ἔρως
πλῆρες θῆκε βίου; πῇ 'τίετε πλέον
ὠμὸν καὶ σοβαρόν με
πολλῶν τ' ὄντα κενῶν ἐπῶν;

Φεῦ, πλήθει μὲν ἄρηρ', ὅσσ' ἀγορᾷ πρέπει,
δούλοις τ' ἐστὶ μόνον τίμιον ἡ βία.
πιστεύουσι τὰ θεῖα
αὐτοί γ' οἵτινες ἔνθεοι.

ΕΙΣ ΤΟΥΣ ΓΕΡΜΑΝΟΥΣ

Μὴ σκώψητε τέκνον πάμμεγά οἱ δοκοῦν,
πῶλον τὴν ξυλίνην εὖτε μινωπίσῃ,
καὐτοὶ φύντες ἄπρακτοι,
Γερμανοὶ πολυγνώμονες.

Ἦξει δ' ὡς ἐφάνη σκηπτὸς ὑπὲκ νέφους
πρᾶγμ' ἐκ γνωμοσύνης; ζῶσί ποθ' αἱ βίβλοι;
εἶθ' αἱρεῖτε, φίλοι, με,
βλασφημῶν ἵνα δῶ δίκην.

ΘΑΝΑΤΟΣ ΥΠΕΡ ΤΗΣ ΠΑΤΡΙΔΟΣ

Ἦκεις, μάχη· ῥέουσι νεανίαι
ἤδη νάπηνδε σφῶν ὀρέων ἄπο,
θρασεῖς ἵν' ὄρνινται σφαγῆες
χερσὶ πεποιθότες ἠδὲ τέχνῃ.

Ψυχὴ δ' ἐφήβων θαρσυτέρη κρατεῖ,
ἶσον μάγοις ἀθλοῦσι γὰρ ἔνδικοι
παιήονές τε πατριῶται
γούνατα τῶν ἀσεβῶν πεδῶσιν.

Δέξασθε καί μ' ἐς ὑμετέρους στίχους
μή μοι γένηται τῶν πλεόνων μόρος,
θάνοιμι μὴ μάταιος, ἀλλὰ
πατρίδος ἐν θυμέλῃ σφαγείην,

πάτρῃ χεαίμην αἷμ' ἀπὸ καρδίης,
κἄφνω πέπρακται· τοῖς δὲ φιλαιτάτοις
ὑμῖν κάτειμ', ὑμῖν σύνοικος,
ζῆν τε παρ' ὧν ἔμαθον θανεῖν τε.

Ὅτων ἐδίψων τοσσάκις ἐν φάει,
ἥρωες ἠδ' ᾠδοὶ παλαιῶν χρόνων,
νῦν ξεῖνον ἀσπάζεσθε βαιὸν
πάντα τ' ἔνερθε πέφυκ' ἀδελφά.

Εὐαγγελῶν κάτεισι δέ τις· μάχην
νικῶμεν. ἀλλὰ ζῇ σύγ' ἄνω, πατρίς,
νεκροὺς δὲ μὴ λέγοις· περισσὰ
σοῦ, φίλη, οὔτις ὑπερτέθνηκεν.

DREI ODEN HÖLDERLINS

INS LATEINISCHE ÜBERSETZT

VON

LUDWIG ENGLERT

Descende in undas . . .

Descende in undas, sidereum jubar,
heu, neglegebant te fatui nimis,
expers laboris nam redisti,
sol, tacitusque laboriosis.

laetus recedis, par oreris mihi
novitque ocellus te bene, sol, meus.
fide colendum te docebar
huic Diotima animo medente.

caeleste numen! dicta bibi tua,
amata, cernens te, Diotima, ibi!
a te levavi saepe gratus
in jubar hos oculos nitentes.

fontes sonabant blandiloqui mihi
florumque fusa est aura benignior
et mitis inclinabat Aether
nubila mi super alba ridens.

Sol occidens

Ubi moraris, sol? animus mihi
fit ebriosus deliciis tuis;
nam prorsus audivi decorum
sic Hyperiona concinentem

seram Camoenam siderea lyra;
colles remittunt et siluae sonum.
sed ad remotas nationes
ivit adhuc dominum colentes.

Olim et nunc

Surgente Phoebo laetus eram puer
seroque flebam; nunc senior novas
saluto luces haesitans, sed
mi sacer est hilarisque vesper.

FÊTE DE LA PAIX

DE

FRIEDRICH HÖLDERLIN

Je demande qu'on lise cette feuille avec bonne foi seulement. Ainsi elle ne manquera sûrement pas d'être comprise et elle heurtera encore moins. Si pourtant certains devaient trouver ce langage trop peu conventionnel, je dois leur avouer que je ne puis faire autrement. Lors d'une belle journée, il n'est manière de chanter qui ne se laisse entendre, et la nature qui a donné, reprend aussi.

L'auteur a dessein de soumettre au public tout un recueil de pareilles feuilles, et ceci voudrait en être un exemple.

Des sons célestes, dans le silence résonnant,
D'un pas mesuré cheminant, pleine
Et aérée est la salle anciennement édifiée,
Coutumière de félicité; autour de tapis verdoyants embaume
Le nuage de joie et, resplendissantes au loin, se dressent,
Des fruits les plus mûrs pleines et de calices couronnés d'or,
En belle ordonnance, somptueuse rangée,

Sur les côtés ici et là s'étageant au-dessus
Du sol aplani, les tables.
Car venant de loin
C'est ici, qu'à l'heure du soir,
Des hôtes aimants ont voulu se rendre.

Et d'un oeil qui s'enténèbre, je pense déjà,
Souriant de son grave labeur,
Le voir lui-même, le prince du festin.
Mais si volontiers tu renies la terre étrangère qui est tienne,
Et si comme las de la longue campagne de héros,
Tu baisses ton regard, oublieux, voilé d'ombres légères,
Et revêts figure d'ami, ô toi partout connu, pourtant
La hauteur ploie presque les genoux. Devant toi, je ne sais rien,
Une chose seulement, mortel tu n'es pas.
Un sage peut m'apporter mainte lumière, mais
Où un dieu aussi paraît,
Il y a une autre clarté.

Mais d'aujourd'hui il n'est pas, il fut annoncé;
Et un qui n'a craint ni flot ni flamme,
Etonne, quand le silence s'est fait, et ce n'est pas en vain, maintenant
Que la domination ne se voit nulle part chez les esprits ni chez les hommes.
C'est dire que l'oeuvre qui depuis longtemps,
Du levant au ponant, prépare, ils l'entendent maintenant seulement,
Car immensément rugit, se perdant dans les profondeurs,
L'écho du Tonnant, la tempête millénaire,
Pour s'abîmer dans le sommeil, couverte par les sons de paix.
Mais vous, devenus chers, ô vous, jours de l'innocence,
Vous portez aujourd'hui encore la fête, ô vous bien aimés! et fleurit
A l'entour, vespéral, l'esprit dans ce silence;
Et je dois conseiller, et la boucle serait-elle
Gris-argent, ô vous amis,
De vous soucier de guirlandes et de banquet, semblables maintenant à d'éternels adolescents.

Et il en est plus d'un que je convierais, mais ô toi,
Qui, avec une affable gravité aux hommes dévoué,
Là-bas sous une palme syrienne,
Où proche était la ville, à la fontaine aimait rester;
Les blés bruissaient à l'entour, dans le silence s'exhalait la fraîcheur
Venue de l'ombre des monts consacrés;
Et les amis chers, la fidèle nuée,
D'une ombre t'entouraient aussi, afin que dans sa sainte audace
Bénin par les brousses ton rayon à des hommes parvînt, ô adolescent!
Las! mais plus noire est l'ombre dont t'entourait, en pleine parole,
Terriblement décisive, une meurtrière fatalité. Ainsi passe vite,
Ephémère, toute chose céleste; mais ce n'est pas en vain;

Car avec ménagement, un dieu qui toujours sait la mesure,
Un instant seulement les demeures des hommes
Effleure, à notre insu, et quand? nul ne le sait.
Et puis alors l'insolence peut marcher sur la trace,
Et elle doit venir jusqu'au lieu sacré, la fureur
De confins lointains, tâtant avec rudesse elle exerce sa rage
Et atteint là un destin, mais gratitude
Jamais ne vient à la suite du présent par le dieu donné;
Il n'est qu'un profond examen qui le tienne.
Aussi, n'était la parcimonie du donateur,
Depuis longtemps déjà la profusion du foyer
Nous aurait enflammé cimes et sol.

Mais du divin nous reçûmes
Une belle part pourtant. La flamme nous fut
Dans nos mains donnée, et rivage et flot marin.
Bien plus que d'humaine manière
Elles sont avec nous, ces forces étrangères, en confiance.
Et t'enseignent des astres qui sont
Devant tes yeux, jamais pourtant tu ne peux leur ressembler.
Mais du Tout-Vivant, par qui
Est abondance de joies et de chants,
Si l'un est le fils, il est de ces tranquilles puissants,
Et en ce jour nous le reconnaissons,
En ce jour où nous connaissons le Père
Et où pour célébrer des jours de fête

Le sublime, l'Esprit
De l'univers s'est vers des hommes penché.

Car pour être Seigneur du temps il était, lui, depuis longtemps trop grand
Et au loin s'étendait sa terre, mais quand l'a-t-elle épuisé?
Mais pour une fois un dieu même peut choisir travail des jours
Pareil aux mortels et prendre sa part de tout destin.
Du destin la loi est telle que tous s'apprennent,
Et quand revient le silence, que soit aussi un langage.
Mais où l'esprit oeuvre, nous sommes à ses côtés, et disputons:
Que serait le mieux? Ainsi le mieux est maintenant à mes yeux
Que soit achevée son image et qu'il en ait fini le maître,
Et que lui-même par elle illuminé, il sorte de son atelier,
Le tranquille dieu du temps, et que de l'amour seule la loi,
Qui la belle harmonie dispense, vaille d'ici jusqu'au ciel.

Ample, dès l'aube,
Depuis qu'un entretien nous sommes et l'écho les uns des autres,
Est l'expérience de l'homme; mais bientôt nous serons chant.
Et l'image du temps, que le grand Esprit déploie,
Elle est là devant nous, tel un signe qu'entre lui et d'autres
Une alliance entre lui et d'autres puissances s'est faite.
Lui, et les Incréés aussi, les Eternels,
Peuvent tous se connaître en elle, comme en les plantes
La terre mère et l'air et la lumière se connaissent.
Mais à la fin il y a pourtant, ô puissances sacrées, pour vous
Le signe d'amour, le témoignage
Que vous les êtes encore, le jour de fête,

Qui tout assemble, où des célestes ne sont
Dans le miracle révélés, ni à la vue dans la tempête dérobés,
Mais où, parmi les chants, comme des hôtes l'un à l'autre mêlés,
Présents dans des choeurs, un nombre sacré,
Les Bienheureux, selon toute manière
Sont ensemble, et où leur plus cher amour aussi
Auquel ils tiennent, n'est pas absent; c'est pour cela que je t'appelais
Au banquet qui est tout prêt,
Toi, inoubliable, toi, au soir du temps,

O adolescent, toi, pour que tu viennes vers le prince du festin; et elle
ne se couchera pas
Pour dormir, notre race,
Que vous, les Promis, tous,
Vous, tous les Immortels,
Pour nous dire de votre ciel,
Ne soyez là en notre maison.

Brises à l'haleine légère
Déjà vous annoncent,
Vous annoncent les fumées de la vallée
Et la terre, encore pleine du grondement de la tempête,
L'espérance pourtant rougit les joues,
Et devant la porte de la maison
Est assise la mère avec l'enfant,
Et elle regarde la Paix
Et peu semblent mourir;
Un pressentiment tient l'âme,
Par la lumière d'or envoyée
Une promesse arrête les plus vieux.

Sans doute les épices de la vie
Sont-elles d'en haut préparées et aussi
Conduites à un terme les peines.
Car tout plaît à présent,
Mais le naïf
Par dessus tout, car longtemps cherché,
Le fruit d'or,
D'un antique tronc
Dans les secousses de l'orage tombé,
Mais alors, comme le bien le plus cher, par le destin sacré lui-même
Avec des armes pleines de tendresse protégé,
La figure des divins, c'est lui.

Comme la lionne, tu as gémi,
O mère! quand tu les as,
Nature, les enfants, perdus.
Car te les déroba, ô toi trop aimante,
Ton ennemi, quand tu l'eus presque

Comme tes propres fils reçu,
Et qu'à des satyres tu eus les dieux associé.
Ainsi tu as construit mainte chose
Et mainte chose enseveli,
Car te déteste ce que
Toi, avant l'heure,
Toute-Vigoureuse, tu as au jour tiré.
Maintenant tu connais, maintenant tu laisses cela;
Car volontiers repose, insensible,
Jusqu'à l'heure de mûrir, ce qui, craintif, s'affaire dans le bas.

Übersetzt von Jean Bollack

Die Anregung zu dieser Übersetzung verdanke ich Herrn cand. phil. Bernhard Böschenstein. Ohne seine Ratschläge wäre die Übersetzung in dieser Form nicht zustande gekommen.

J. B.

AN HÖLDERLIN

VON

FRANZ BAERMANN STEINER

Der knabe neidete dir
Deinen vollkommenen schmerz.
Den großen der erde
Schienst du vergeben zu haben,
Besitz und gesicherte willkür
Blieben an andren ufern.
Je voller gereift fürs verderben du warst,
So inniger hobst du empor
An deinen wirklichen leib die entschlafene kindheit.

Nun ist die welt noch, was du begangen hast:
Frankreich, da du ein wanderer warst,
Dem erbarmen, den versöhnungen fern,
Leidend die rührende stirn
Und der schweigsame mund
Braun von durst;
Deutschland sogar, das grauen. sein name
Birgt noch die städte und brunnen,
Den alten reisigen ernst,
Versponnene sommer, da an den heimlichen straßen
Pollen von blüten rieselt, geborgene nachen im schilf,
Alltag und lied; deine heimat.
Und am waldrand äsend das zarte reh.
Deutschland sogar, deine heimat.

Heimaten blieben, es blieben die länder der fluchten,
Blieben die wege der flucht und darüber
Ziehen die vögel in frühling und herbst,
Kommen in wolken und fallen
In wälder voll beeren;
Winzige brüste voll schwirrender lust:
Den menschen gar nicht verwandt.

Heimaten blieben. doch wer
Wagte die heimkehr, wer möchte

Nisten und schlummern und wiedererkennen die winde,
Preisen die bäume, sich niederneigen zu kindern,
Wer möchte
Eingehn durch tore, die bitter verschlossen waren
Eine so lange, erbärmliche zeit.

Es blieben die länder der zuflucht, die anderen länder,
Länder, die grenzen und ihre grenzen bewahren,
Und ihre menschen, mit knappen gesinnungen,
Scheinen befriedet von altersher.

Ist es die eintracht? ach nein.
Von zu vielen bergen
Werden die menschen in starre städte geschwemmt.
Ist es die güte? ach nein.
Denn schmerzlich verändert
Senkt sich ein jeder für seinen gefürchteten tod.
So ist die erde: es gibt
Beharrliche länder.
Es gibt
Finstere höhen und dicht gesegnete böden,
Steppe und strand und die länder der zuflucht.

. .

Rauch von den hirtenfeuern
Hing in der herben, besinnlichen luft.
Hirten wurden zu herren;
Trübes geschehn, das später gesang
Immer durchwirkte mit reichlichem gold;
Daß ein mächtiger über den zarten
Drängend hervortrat, ward uns verklärt:
Wir bittren veränderns nicht.
Aber zur wahrheit des edlen gesichts,
Ins stille gespräch der ehrsam verbrauchten
Ehegenossen wirds nicht gebunden.
Anders verfügt sich die schlichte, die langsam gewordene mär:
Wie über wildnisse einst die menschen sich schoben,
Deckend mit siedlungen rauhes land,

Und an der flüsse verzweigung
Kürende türme bauten ins freie blau.
Dies war verläßlich und blieb
Gültig verwoben.

Es hoben die städte
Zwiesprache an und durch die geräumige zeit
Hämmer klangen und glocken,
Klangen der wenigen eherne wonnen,
Dünnere klagen, verworren rauschendes volk.

Ein mond wohl weißte,
Wenn nächte kamen,
Mit eisiger unschuld
Lebendige häuser
Und von den schatten verschüttet
War die versammlung der herzen,
Still verblutendes glück.

Hie und da ging ein mensch, sah auf zu den sternen.

Sterne waren so nah, mit fingern zu deuten,
Bahnen und aufstieg, vollkommene rundung
Waren beschieden.

NOTIZEN ÜBER HÖLDERLIN

VON
FRANZ BAERMANN STEINER

(Aus 'Feststellungen und Versuche')

Hölderlin – der einzige große Intellektuelle der Deutschen, der sich der Dichtung, der Verdichtung – ergeben hat. Man bedenke, was für eine entschiedene Ablehnung Platos darin liegt, und nicht bloß der berühmten Stelle des „Staats", sondern des griechischesten Versuches: der Einordnung des Mythos in eine übergeordnete Harmonie der Vernunft (statt umgekehrt), nicht des „Apollinischen" also, sondern des eigentlichen griechischen Humanismus.

Das einzige Vorbild des Hölderlinschen Hyperion ist die Argenis des Barclay, des wichtigsten Staatsromanes des 17. Jahrhunderts, 1621 (das Buch fand sich in Hölderlins Bibliothek). Darin gibt es schon: das Freundespaar und die geliebte Frau, das Volk und die Herrschaft, die kriegerischen Verwicklungen und Herstellung legitimer Verhältnisse (Befreiungen).

Die Erklärung von Hölderlins Aufgeben des strophischen gereimten Gedichts 1797 aus Ursachen der inneren Entwicklung und des Formwillens ist gewiß falsch. Die Abwendung kommt zu prompt auf Schillers Mißverstehen und Korrigieren Hölderlinscher Dichtung. Man muß eben dankbar anerkennen, wie heilsam Schillers Grobheit und Beschränktheit für die Entwicklung des Hölderlinschen Gedichtes gewesen ist.

Bei Hölderlin gibt es einen Unterschied zwischen der Richtung und Intensität des Dichtens, die er „stiften" nannte, und einen andren, der uns ein Bekennen scheint. Dieses „Bekennen" – allgemeine Sätze, denen sowohl das Versuchende wie das Fordernde oder Fragende einer Zuordnung fehlt (und das Mythische ist ja bei Hölderlin das Vehikel einer solchen Zuordnung, die von einem privaten Zustand zu einem der allgemeinen Giltigkeit vordringt) – dieses Bekennen gerade bediente sich der Schillerschen Strophen.

Auch muß man feststellen, daß der Hymnik der griechischen Vorbilder Hölderlins jene allgemeinen, beteuernden, und durch nichts überraschenden Behauptungen fehlen, durch die sich Schiller auszeichnet, und die auch in den Gedichten der Schillerschen Periode Hölderlins zu finden sind. In dieser Hinsicht steht Wordsworth Schiller näher als Hölderlin.

(Überhaupt müßte man den Deutschen William Wordsworth vorerst mit Hilfe dieser Zwischenposition erklären.)

Wenn Hölderlin nach dem Tode seiner Diotima feststellt, er sei nun „wie in himmlischer Gefangenschaft verkauft", so ist dies auch eine Weiterführung der Joseph-Symbolik, die wohl kaum entstanden wäre, hätte er sich im Gontardschen Hause nicht bei Potiphar gefühlt.

Hölderlins „Nachdenkliches" hält die Mitte zwischen „Fremdes" und „Heimatliches".

Hölderlin: Inkarnation der deutschen Vorsicht.

Hamann ist die deutsche Opposition gegen das 18. Jahrhundert; Stifter gegen das 19. Hamanns bête noire heißt Friedrich der Große, Stifters die 48er Revolution.

Hölderlin steht dazwischen, auch er, wie alle großen Deutschen, in Proteststellung – in jener Stellung also, die man als „romantisch" mißversteht.

Wie merkwürdig, daß es den Deutschen entgangen ist, daß Hölderlin die eigentliche und einzige metaphysische Entgegnung auf die französische Revolution ist. Er ist nicht oberflächlich genug, vor der Gewaltherrschaft zurückzuschrecken. In diesem Sinne gibt es kein moralisches Problem für Hölderlin. Es gibt für ihn ein Problem: I s t d a s V o l k d e r M y t h o s? Das ist die Frage, in die er die Botschaft der französischen Revolution verwandelt: „Es gibt keinen Mythos neben, außer, über dem Volke." In seiner unergründlichen Gediegenheit kann Hölderlin gar nicht aufpassen, ob die französische Revolution „sich treu bleibt", noch prüfen, ob sie ihn „enttäuscht". Er nimmt sich dieses Recht gar nicht heraus; er akzeptiert auf seine Weise die französische Revolution, d. h. er wendet ihre Losung auf sein Volk an. „Kann ich in meinem Volke *den* Mythos erblicken?" fragt er. Dies ist die Hyperionische Frage (der Einfachheit halber abgelöst von der messianischen Problematik und der empedokleischen Erweiterung), und die Antwort ist die wohlbekannte Abwendung von „den Deutschen".

Das Volk ist nicht der Mythos, heißt die Hölderlinische Antwort: die einzige europäische Entgegnung nicht auf den Rationalismus, sondern auf den akzeptierten Emotionalgehalt der französischen Revolution. Daraus ergibt sich zwangsmäßig die sogenannte „abendländische Wendung" Hölderlins und in ihr die Wiederentdeckung des Volkes als untergeordneten, dienenden Prinzips dieser Ordnung.

Das macht Hölderlin so wichtig für die Deutschen dieser Zeit. Aber

dies wird immer verdeckt, indem man die Frage aus ihm hört: „Was ist Mythos"; und die andre: „Was ist Volk" – als ob die beiden Fragen nichts mit einander zu tun hätten . . .

Es gibt für Hölderlin keine andre „Politik", als das Wachstum des Volkes und sein Freiheitbegehren und -kampf. Ein schon großes, starkes und freies Volk hat keine „Politik" im Hölderlinschen Sinn.

Für Hölderlin müßte man eine Konkordanz haben, wie für die Bibel. Die Bedeutung eines Hölderlinschen Symbolwortes hängt von seiner Verwendung im Gesamtwerk ab. Man müßte z. B. nachsehen können, was „Adler" bei Hölderlin bedeutet.

Hölderlins deutschestes Wort ist (in jenem Brief an die Mutter), ⟨wo er⟩ von dem „gründlichen Herz" spricht, das in „jedem von Euch" zu erfahren war. Wo der falsche Deutsche von Tiefe spricht, dort spricht, scheint es, der wahre von Gründlichkeit; immer von neuem muß man bedauern, daß es Stifter nicht beschieden war, diese Briefe zu kennen. Wie hätte den edlen Mann dies eine Wort gefreut! Es wäre das schönste Geschenk ganzer Jahre seines Lebens gewesen.

Die dichterischen Tätigkeiten sind nach Hölderlin das B e s c h w ö r e n – er sagt Singen – und das „S t i f t e n", die höchste geistige Funktion des Menschen. Dem entsprechen die Hölderlinschen Ausdrücke „Lied" und „Satzung". Mehr noch: Hölderlins Präzision – man möchte sie im Gegensatz zur Pedanterie metaphysische Präzision nennen – unterscheidet zwischen den Mitteln bezw. Einheiten. So ist dem „Gesang" („Sang" heißt Hymnos) das „Wort" zugeordnet, der „Satzung" aber der „Buchstab":

„Fürchtet den Dichter nicht, wenn er zürnet; sein Buchstab
Tötet, aber es macht Geister lebendig der Geist."

Wie fremd Hölderlin die Entstehung des griechischen humanistischen Ideals (Vernunft und Form) war, zeigt sich in der Behauptung, die Griechen hätten die abendländische Nüchternheit „für ihr Apollonreich erbeutet". Es ist also e r b e u t e t, nicht g e w a c h s e n.

DAS HÖLDERLINBILD FRANZ BAERMANN STEINERS

VON

H. G. ADLER

Wenn die Modetorheiten vergessen, die verrenkten Maßstäbe der Zeit aus dem Wege geräumt sein werden, die der neuen deutschen Lyrik seit rund drei Jahrzehnten weitgehend unter den Gebildeten Ansehen und Würde geraubt haben, dürfte Franz Baermann Steiner, der 1909 in Prag geboren wurde und 1952 in Oxford starb, als einer der ernsten Dichter seiner Epoche bestehen und anerkannt werden. Heute ist Steiner, der einsam und unter widrigen Umständen schuf, noch kaum gekannt, sein literarisches Werk erst zu einem verhältnismäßig geringen Teile erschlossen. In Zeitschriften verstreut liegen Gedichte und einzelne seiner Prosa-Fragmente vor; in einem Bande 'Unruhe ohne Uhr'[1] wurden 80 Gedichte der Reifezeit vereinigt. Proben aus der frühen und mittleren Schaffenszeit des Dichters wurden kaum noch veröffentlicht und dies nur an nicht leicht erreichbaren Stellen.

So ist heute der Entwicklungsgang Steiners kaum zu übersehen, ein schwieriger und nicht ganz gewöhnlicher Weg, weil dieser Dichter sich nicht mit einzelnen, sondern mit vielen Vorbildern auseinandergesetzt hat, weil er Traditionen nicht nur neuerer und älterer abendländischer Literatur kennt, nicht nur Bibel und Antike, sondern auch die Werke mehr entlegener Kulturen und die Volkskunst vieler Stämme nicht bloß gelesen, sondern auch mit wissenschaftlichem Eifer durchforscht und sich schöpferisch angeeignet hat. So ist Steiners Verhältnis zu Hölderlin, sei es auch eine der wichtigsten, dennoch nur e i n e Beziehung zu einem anderen Dichter, aber sie ist mehr als eine zeitweilige bewundernde Annäherung bloß des Anfängers an ein großes Vorbild, er bewahrt dem geliebten Dichter die Treue, die in früheren Jahren deutlich, später immer freier und selbständiger, tief unter der Oberfläche spürbar bleibt. Die modische Nachahmung Hölderlins, die bequem sich anbietende äußere Gebärde, wie sie im Gefolge von Rilkes 'Duineser Elegien' sich immer mehr ausbreitete, hat Steiner verabscheut und oft verspottet. Er warf diesem Gehaben vor, daß es den Dichter nicht wahrhaft kannte, seine formale „Freiheit" mißverstand und dadurch entstellte, daß es die intellektuellen

[1] Franz Baermann Steiner, Unruhe ohne Uhr, Ausgewählte Gedichte aus dem Nachlaß, mit einem Nachwort von H. G. Adler herausgegeben als dritte Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, bei Lambert Schneider, Heidelberg 1954.

und literarischen Voraussetzungen, auf die sich Hölderlin bezog, nie erschlossen hatte.

Als der zweite Weltkrieg begann, lebte Steiner in England. Es war die einzige Zeit seines Schaffens, in der er sich umfangreichen lyrischen Plänen – Zyklen und langen Gedichten – zuwandte, doch nur ein Werk, die bis heute unveröffentlichten 'Eroberungen', wurde ausgeführt und gedieh zu einem ungefähren Abschluß. Aus dieser Zeit und dem Themenkreis wie der Form der 'Eroberungen' verwandt, stammt auch das Fragment 'An Hölderlin', das einzige Gedicht Steiners, das er je unmittelbar an einen Dichter gerichtet hat. Die Hymne fand sich in den hinterlassenen losen Papieren in Schreibmaschinenschrift; mit Bleistift ist in Klammern neben dem Titel die Jahreszahl 1940 vermerkt. Inhalt und Form setzen eine längere Fortspinnung voraus, von der zumindest ein Teil, vermutlich sogar das Ganze ausgeführt wurde, jedoch als verloren gelten muß.

Trotzdem glauben wir, dieses Gedicht – unvollkommen, wie wir es besitzen – veröffentlichen zu sollen, weil es eines der würdigsten Bekenntnisse zu Hölderlin darstellt, die je geschrieben worden sind. Es ist um so ergreifender, als es von einem Dichter stammt, der Deutschland fast nicht kannte und nie die Landschaften Hölderlins erblickt hat, doch aus der Kraft echter Einbildung besonders eindringlich, mitten in der Kriegsnot des nach England verschlagenen jüdischen Dichters deutscher Muttersprache, den „alten reisigen ernst" der Heimat Hölderlins, Deutschland, beschwört und mit den „ländern der fluchten" vergleicht. So wird dieses tiefsinnige Hymnenfragment als eines der spätesten Zeugnisse der tragischen deutsch-jüdischen Symbiose bestehen.

In seinen letzten neun Lebensjahren hat Steiner, erst kränkelnd und später immer schwerer leidend, eine große Anzahl von kurzen Aufsätzen, Fragmenten, Notizen und Aphorismen geschrieben, die er unter dem Namen 'Feststellungen und Versuche' sammelte. Ein beträchtlicher Teil dieses noch ungeborgenen Schatzes ist sprachlichen und literarischen Themen gewidmet, doch nur wenig davon gilt Hölderlin. Alles Wesentliche, was den Dichter unmittelbar betrifft, wird hier getreulich mitgeteilt. Manches davon mag – trotz Steiners erstaunlicher Kenntnis der Literatur über unseren Dichter – nicht ganz neu klingen, anderes ist es gewiß, oft sogar überraschend neu und eindrucksvoll, selbst wo sich Widerspruch regen dürfte. Wir finden auch Zeugnisse dafür, was dem Dichter Steiner an Hölderlin wesentlich war, und so wird der aufmerksame Leser manches entdecken, was zwischen diesen Betrachtungen und dem Hymnenfragment vermittelt.

In einem Aufsatz über 'Die Grenzen der Erträglichkeit und Geltung persönlicher Mythologie' gibt Steiner drei Wege an, die dem Dichter offenstehen: die Annäherung an eine schon allgemein geltende Mythologie (Milton), Einbau „in ein komplexeres, dazu geschaffenes philosophisches Lebenswerk" (Blake, Nietzsche), „Abbau der persönlichen Mythologie mit den Mitteln der Dichtung" (Trakl, Mallarmé). Steiner schließt seinen Aufsatz mit Einsichten, die den Kern seiner Anschauung von Hölderlin enthüllen:

„Nur einem deutschen Dichter war es möglich, einen Weg zwischen diesen drei Hauptstraßen zu gehen. Hölderlin trug alle drei Möglichkeiten in sich. Doch da er nichts als mythisch gelten ließ, was er nicht in einen eigenen Mythos verwandeln konnte, da er in seiner unergründlichen Reinheit nichts als mythisch erlebte oder erdachte, dem nicht die sittlichen Züge der vergeistigten Wirklichkeit entsprachen, da er nichts erfuhr, das nicht gleichzeitig in einem Mythos vorbedeutet und nacherzählt werden konnte, galt für ihn die Verwirrung der beschriebenen Aufspaltung nicht. Sie galt für ihn nicht, weil Wort und Mythos ihm fast gleichbedeutend waren, und ihm der Mythos in seiner ersten und urtümlichen Wesenheit selbstverständlich war: die Bedeutung eines Dinges erzählen und es „stiften" war für ihn in Wahrheit das selbe.

Seine abgebrochene Entwicklung hat es verhindert, daß er gültig gelöst hätte, was fortfährt, sein Volk, die Völker zu quälen: Zwiespalte, die sich aus dem Schicksal des einzelnen Traumes und seiner Einordnung ergeben, Fragen, die nur dieser Große für ganz Europa hätte beantworten können, Alternativen, die wir nur versuchsweise aktualisiert verdolmetschen, wenn wir sagen: Dante oder Milton."

DREI TSCHECHISCHE HÖLDERLIN-GEDICHTE

ÜBERTRAGEN UND ERLÄUTERT

VON

OTTO F. BABLER

Hölderlin am Neckar

von Petr Bezruč

Was hinter mir, sei fort und abgeschieden.
Was vor mir liegt, sei kurzer Weg zum Grabe.
Nach Stille lechz ich, nach dem Kirchhofsfrieden,
nach schlichtem Volk, wie ich so lieb es habe.

Magnaten, Bonzen – Maske vom Gesichte!
Ein Parasit ist, wer da gibt Befehle:
belügt das Volk, zwingt Arme zum Verzichte –
den schlichten Mann nur schätzt die wunde Seele.

Alles wird Qualm, und es gibt kein Entrinnen.
Unter den Weiden fließt der Fluß, der klare,
gleich Tränen geht das Leben still von hinnen –
und Diotimas Haupt, das wunderbare.

Hölderlin

von Jan Zahradníček

Es zaust dein Haar, das wie der Irrsinn weht,
nicht mehr der Wind, raunt dir nicht zu: „Oh weine!"
Es bebt der Flügel Flug wie damals spät
am Main und an dem Rheine.

Erst Lenz, dann Herbst, so geht's im Wechsel fort,
fällt ab die Blüte, runden sich die Früchte.
Wenn Flut und Flügel mir entschwand, dein Wort
leuchtet mir auf mit seinem Lichte.

Denn wie einst du, auf Kundschaft sind wir auch,
das Land der Sehnsucht, Hellas, aufzufinden,
wo abends hinter Baum und Haus ein Hauch
vom Garten Eden weht in allen Winden.

Die Erde liegt in Gottes Schweigen groß,
sie spricht ihr Wort, ein herbes und ein lindes.
Im Vogelauge sehn wir unser Los,
im Schritt des Tänzers und im Brauch des Kindes.

Hölderlin
von Otokar Fischer

Heilge Blätter, Flur und Kronen,
fromme Prozession –
Lanzendräuen, Leid, Dämonen,
die der Feind zum Hohn

tückisch unsrer Brust beschieden,
Schutt und Gift und Wust!
Wo ist Zuflucht? Schlaf? Und Frieden?
Fährt die Welt nach Lust,

tönt das Horn, die Pferde wittern,
fährt, wohin sie glaubt –
ich, an meiner Seele Gittern
schlag ich wund mein Haupt.

Im Spiel und Widerspiel der geistigen Kräfte, wie sie sich in der Weltliteratur auswirken, war es vor allem drei deutschen Dichtern beschieden, die moderne tschechische Dichtung – mit welcher Bezeichnung hier die tschechische Lyrik zwischen den beiden Weltkriegen gemeint sei – zu beeinflussen. Es waren dies Rainer Maria Rilke, Georg Trakl und Friedrich Hölderlin. Der Einfluß Rilkes war wohl der tiefste und spürbarste, Traklsche Töne melden sich da und dort, aber auch von Hölderlin gingen nachhaltige Wirkungen aus, die feine und nicht fortdenkbare Spuren hinterlassen haben. „Ein unaufhörlich Lieben wars und ists", was eine ganze Dichtergeneration, die etwa durch die Namen František Halas, Jaroslav Seifert, Josef Hora, Václav Renč, Vladimír Holan, Vítězslav Nezval, Jan Zahradníček und František Hrubín gegeben ist, an den Dichter des 'Hyperion' band, und alle diese Poeten, die sich zum Romantiker Karel Hynek Mácha als zu ihrem Ahnen bekannten, waren wohl disponiert, auch Hölderlin-Impulse in sich aufzunehmen. Es wäre

aber eine sehr schwierige Aufgabe, in der Dichtung dieser Generation den zarten Adern Hölderlinschen Einflusses nachzugehen, und so bringen wir an dieser Stelle lieber drei Gedichte der neueren tschechischen Literatur, die den Dichter selbst zum Gegenstand haben, ihn zum Sprecher machen oder ihn apostrophieren. Daß diese Gedichte von Dichtern stammen, deren Weltanschauungen einander fast diametral entgegengesetzt sind, zeugt von der Weite des Ausstrahlungswinkels, in dem Hölderlins Einfluß die Dichtung der Tschechen erfassen konnte.

Petr Bezruč, mit seinem eigentlichen Namen Vladimír Vašek, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der tschechischen Literatur. Im Jahre 1867 in Schlesien geboren, schrieb er um die Jahrhundertwende Gedichte, in denen er mit hinreißenden Worten Protest erhob gegen die nationale Unterdrückung und soziale Ausbeutung seiner schlesischen Stammesgenossen und zum Sprecher der Grubenarbeiter von Ostrau wurde. Im Jahre 1903 erschienen diese Gedichte zum erstenmal gesammelt, und das damalige Heft umfaßte 23 Gedichte. Als dann die Sammlung im Jahre 1909 ihren endgültigen Namen 'Slezské písně' (d. i.: 'Die schlesischen Lieder') bekam, enthielt sie bereits 45 Titel, wuchs aber mit der Zeit noch weiter an, so daß die zehnte Ausgabe aus dem Jahre 1946 volle 86 Gedichte brachte. Diese 'Schlesischen Lieder', die das einzige Werk ihres Autors bleiben sollten, machten den Verfasser, der sich menschenscheu hinter seinem Pseudonym Petr Bezruč barg, zu einer fast mythischen Erscheinung, und der Dichter, der heute, zurückgezogen wie immer, in einem mährischen Landstädtchen wohnt, wurde nach dem zweiten Weltkriege mit dem Nationalpreis ausgezeichnet und ist in seinem hohen Alter Gegenstand einmütiger Verehrung des ganzen Volkes. Obwohl sich die Problematik seiner schlesischen Heimat und des Ostrauer Kohlenreviers in dem halben Jahrhundert seit der Entstehung der Gedichte in jeder Hinsicht von Grund auf geändert hat und die Tendenzen seiner Dichtung sozusagen gegenstandslos geworden sind, ist die ihr innewohnende poetische Ausdruckskraft doch so groß, daß sie fast nichts an ihrer hinreißenden Wirkung und Schlagkraft eingebüßt hat.

Zum Korpus der 'Schlesischen Lieder' kam 1928 auch ein 'Hölderlin nad Neckarem' überschriebenes Gedicht hinzu, das uns hier vor allem angeht. In drei vierzeiligen Reimstrophen ist da ein imaginärer Hölderlin-Monolog gegeben, der wie eine Gefühlswelle von der Resignation zu einer trotzigen Herausforderung an die Herrscher dieser Welt anschwillt und versöhnlich mit einer Diotima-Vision verklingt.

Was Bezruč wohl zu Hölderlin hingezogen haben mag, war die flammende Entschlossenheit, die ihnen beiden gemeinsam ist, das ganze Le-

ben einzusetzen für eine bessere Welt, für die erträumte Größe des Menschen, der Mut des Herzens, dem eine Idee jedes Opfer verdiente, selbst das des Lebens. Der Rebell Bezruč unterstrich an Hölderlin naturgemäß den rebellischen Zug, der den Dichter in einen Gegensatz zu der herrschenden bürgerlichen Ordnung stellte. Der tschechische Dichter, der seine Seelenkräfte dem Ganzen seines Volkes weihte, über alles Individuelle hinweg, hatte gerade für jenen Hölderlin Verständnis, der in einem bekenntnisartigen Schreiben an seinen Stiefbruder Karl Gock die Worte schrieb: „Ich hange nicht mehr so warm an *einzelnen* Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden, auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe die große, schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein, als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus".

Wie Petr Bezruč sein Hölderlin-Bild nach seinem eigenen Ebenbilde formte und dem Dichter in der Zeit seiner geistigen Umnachtung Töne sozialer Auflehnung in den Mund legte, so schuf auch Jan Zahradníček, der spirituellste unter den lebenden tschechischen Schriftstellern, sein Hölderlin-Gedicht aus den Elementen seiner eigenen Dichtung. Diese Dichtung ist das Ergebnis einer immerwährenden Läuterung der Seele. Seit der 1905 in Mähren geborene Jan Zahradníček im Jahre 1930 mit seinem ersten Gedichtband 'Pokušení smrtí' (d. i.: 'Todesversuchung') vor die Öffentlichkeit getreten war, legte jedes seiner weiteren Werke Zeugnis von einer stetig sich verfeinernden und vertiefenden Geistigkeit ab. Zu einer von den Quellen dieser Geistigkeit bekannte sich Jan Zahradníček einmal, als er im Jahre 1932 eine Auswahl von 25 Gedichten Friedrich Hölderlins in seinen eigenen Nachdichtungen als selbständiges Bändchen herausbrachte. Die im Jahre darauf erstmalig erschienene Sammlung von Gedichten 'Jeřáby' (d. i.: 'Ebereschen') bot dann auch das Hölderlin-Gedicht dar, das wir hier in die Muttersprache Hölderlins sozusagen rückübertragen.

Otokar Fischer (1883–1938), der dritte tschechische Dichter, den wir hier mit einer Evokation Hölderlins zu Wort kommen lassen, war ein namhafter Universitätsprofessor, Literaturforscher, Dramatiker und Übersetzer, dessen Auge auf die Spitzen der deutschen Literatur gerichtet war. Eine großartige Übertragung beider Teile von Goethes 'Faust', Monographien über Heine, Kleist und Nietzsche, Nachdichtungen deutscher Lyrik von Goethe und Hölderlin bis Richard Dehmel zeugen von der Tiefe und Weite seiner rastlosen Tätigkeit. In seiner eigenen formal vollendeten Dichtung erscheint Otokar Fischer als ein an Nietzsche geschulter Poet, der sich von einem dumpfen Sensualismus und einem kosmischen Überschwang langsam zu einer intimeren liedhaften Lyrik von sonderbar knapper, brachylogisch verdichteter Form durchringt. Sein kleines, fieberhaft bilderreiches Hölderlin-Gedicht, darin er die Unrast seiner Seele, die Ahnung apokalyptischen Geschehens und das Bewußtsein seines eigenen nahen Endes dem Schicksal Hölderlins anglich, ist seiner letzten Gedicht-Sammlung 'Host' (d. i. 'Der Gast', Prag 1937) entnommen, welche übrigens auch ein Gedicht 'Nietzsche im Sonnenuntergang' enthält.

Drei tschechische Dichter von so verschiedener und eigenwüchsiger Wesensart haben hier ihr Bild des Dichters dargebracht, in dem das Sinnliche seiner irdischen Gestalt in das Überrationale eines geistigen Bewußtseins gewandelt ist. Jeder von ihnen tat es in seiner eigenen, anderen Klanggesetzen folgenden Formgebung und trug so auf höchster Ebene sein Teil zu einer endgültigen Herstellung geistiger Beziehungen zwischen den Völkern bei.

REZENSIONEN

Beda Allemann: Hölderlin und Heidegger.

(Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, Nr. 6.) Atlantis-Verlag, Zürich o. J. (1954), 186 S.

Das Problem, das sich im Titel andeutet, kann verschieden aufgefaßt werden. Allemann interessiert nicht so sehr die Frage der Bedeutung der Heideggerschen Hölderlininterpretation für das wissenschaftliche Verständnis der Dichtung Hölderlins als vielmehr das Phänomen, daß dieser moderne Denker, statt seine Gedanken unmittelbar auszusprechen, Philosophie gibt in Form einer Auseinandersetzung mit Dichtungen Hölderlins, und das offenbar nicht aus Willkür oder Unfähigkeit, sondern weil eine letzte unmittelbare Aussage des Seins auf anderem, auf direkt philosophischem Weg nicht möglich ist, wohl aber auf dem indirekten Wege der philosophischen Rückdeutung der dichterischen Aussage. Soweit es sich dabei um die Bedeutung der Hölderlininterpretation für die Heideggersche Philosophie handelt – und das ist auf weiten Strecken der Fall – können wir hier von einer Besprechung absehen. Aber da Allemann natürlich auch die Frage nach Verwandtschaft und Gegensatz zwischen Hölderlin und Heidegger stellt, muß er sich unter diesem Blickwinkel selbst ein Bild Hölderlins erarbeiten, und so gehört doch auch vieles in den Rahmen der Hölderlinforschung.

Der Blick richtet sich vor allem auf den späten Hölderlin und seine Vorstellung der „vaterländischen Umkehr", weil Allemann hier eine Beziehung zu Heideggers „Kehre" vermutet, der Abkehr von der „Metaphysik", der Philosophie im üblichen Sinne, dem „Abstieg" in ein unmittelbares Sagen des Seins. Der Selbstaufhebung der Philosophie könnte beim Dichter freilich keine Selbstaufhebung der Dichtung entsprechen, sondern nur eine Rückkehr, ein „Abstieg" aus der Verfremdung des eigentlich Dichterischen, die durch sein Eingehen auf den Harmonieglauben der spätidealistischen Metaphysik gegeben war, ein „Abstieg" ins „Eigene" im weitesten Sinn, ein bewußtes Sich-Fügen ins Schicksal, ins „Nationelle", ins Besondere, ins Einseitige, ins Nüchterne; womit denn auch Hölderlins Glaube an die Göttereinkehr und die mensch-göttliche Versöhnung als ein Vorletztes, als noch im Licht des metaphysischen Harmonieglaubens gesehen erwiesen wäre. Wesenhaft dichterische Dichtung ist aber erst nach dem Ablegen aller metaphysisch-ästhetischen Verstellungen möglich. Der späteste Hölderlin wäre also in gewissem Sinn zum existentiellen, zum unmittelbaren, von der „Metaphysik" unbeeinflußten Dichter geworden.

Dieser gedankliche Wurf hat etwas Faszinierendes. Allemann ist aber selbst so von ihm fasziniert worden, daß er im Loseilen aufs Ziel zum Amokläufer geworden ist und alles Querstehende in die Laufrichtung gebogen hat. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß sich beim späten Hölderlin Worte von erstaunlicher Unmittelbarkeit finden, daß er, vor allem dem Tone nach, manchmal modern-existentieller Haltung näher zu sein scheint als der Haltung seiner idealistisch-humanistischen Zeitgenossen. Und dennoch bleibt er, das läßt sich wohl nachweisen, bis zum Ende ein existentieller *Idealist*, und nur in der Haltung, nicht im Gehalt überspringt er die Grenzen seiner Zeit.

Allemann stellt fest, daß im Lauf der Arbeit am 'Empedokles' der „Gegner" immer mehr an Gewicht gewinnt, bis er schließlich zum königlichen Bruder des Empedokles wird und als Vertreter eines gleichberechtigten Prinzips erscheint. Zugleich wird dem Dichter der Gedanke eines dichterischen Mittlertums zwischen Gott und Mensch unglaubhaft; dergleichen kann nur noch dem halbgöttlichen Erlöser zukommen, der seine Aufgabe aber auch nur durch seinen Tod erfüllen kann. Für die Menschenwelt behält also der Vertreter des „königlichen" Prinzips recht. „Das Streben nach aorgischem Ausgleich des Schicksals und Versöhnung der Götter und Menschen soll gewendet werden in ein Streben nach organisiertem Ausdauern des Schicksals und mittelbarem Bewahren der abwesenden Götter in Satzung und Institution" (S. 26 f.). Daran zerbricht der Plan der Empedokles-Tragödie. (Er zerbrach wohl eher daran, daß Empedokles zu christusähnlich wurde.) Allemann sieht damit in eins die Worte der Antigone-Anmerkungen über Zeus, der „das Streben aus dieser Welt in die andre . . . zu einem Streben aus einer andern Welt in diese" kehrt (Stuttg. Ausg., 5, 268). Da wir unter dem „eigentlicheren Zeus stehen" (5, 269), der „den ewig menschenfeindlichen Naturgang, auf seinem Wege in die andre Welt, entschiedener zur Erde zwinget", so ist die hesperische vaterländische Umkehr eine Umkehr aus dem „Empedokleischen" ins „Königliche". Im gleichen Sinn wird dann auch der Brief an Böhlendorff vom 4. Dez. 1801 verstanden: „Nüchternheit ist unser Angeborenes, in Nüchternheit gehen wir in den Tod, nachdem der eigentlichere Zeus unsern Bildungstrieb von der Flamme weg, ‚die wir nicht zu bändigen vermochten' (das bezieht sich aber ganz klar auf die Griechen!), ins Eigne zurückgebogen hat" (S. 29). Das hesperisch Nationelle und das griechisch Antinationelle sind gleichgerichtet, und so können nach Allemann Hölderlins Worte über die Veränderung der „griechischen Vorstellungen" (5, 269, 28 ff.) nur eine Nuancierung dieser Vorstellungen meinen, und „sich fassen können" (Griechen) und „etwas treffen können" (Abendland) meinen im Grund dasselbe, das „Königliche". (Unerfindlich, warum mit „Vorstellungen" bei den Griechen das Antinationelle, bei uns das Nationelle gemeint sein soll.) Vaterländische Umkehr, wie sie Hölderlin fordert, ist also eine Umkehr aus dem Fremden, dem Streben „ins Ungebundene und Ununterschiedene", „ins schicksallose Dasein unter Himmlischen" (S. 33), zurück ins Eigene. Und zwar eine Umkehr, die nicht mehr Synthese bedeutet im Sinne des Einbringens des eroberten Fremden ins Eigene, sondern radikale Umkehr = Abkehr. Der vaterländischen Umkehr des Menschen ins Eigene entspricht die „kategorische Umkehr" des Gottes in sein Eigenes, also seine Abwendung vom Menschen (5, 202, 7 ff.). Und so ist die reinliche Scheidung des je Eigenen Hölderlins letztes Wort.

Kühn, aber in allem Wesentlichen falsch. Das Denkbild der „Umkehr" ist bei Hölderlin schon im 'Grund zum Empedokles' und im 'Werden im Vergehen' vorhanden. Es ist das Bild einer Umkehrung, bei der das Unterste zu oberst kommt und umgekehrt, der Moment der Verwechslung der Entgegengesetzten vor der eigentlichen Synthesis, in der dann Identität und Unterscheidung zugleich sind. Nie wird sie als Umkehr auf einem Wege gedacht. Die „vaterländische Umkehr" in den Antigone-Anmerkungen ist nur ein anderer Ausdruck für Revolution, und die „kategorische Umkehr" ist die Katastrophe der Tragödie, der Punkt, in dem die trügerische Identität von Mensch und Gott in die radikale, unheilbare Trennung umschlägt. Beide Vorstellungen betreffen tragisches Schicksal, tragische Antithetik, durch die die falsche Identität (Innigkeit) sich reinigt, und zeigen keinesfalls den Weg, den das Vaterland nehmen soll, oder sie zeigen ihn doch nur e contrario.

Damit fällt aber Allemanns ganze Argumentation, da sie nur auf einem Bein steht. Es ist im Grunde immer der gleiche Irrtum: da Hölderlin sich seit der Hyperion-

Stufe in steigendem Maße bemüht, das, was ihm ursprünglich antigöttlich erschien, das Schicksal, alles Harte, Trennende, Antithetische in sein Bild der göttlichen Welt als auch sinnvollen Bestandteil aufzunehmen, meint Allemann, hierin eine „Umkehr", eine Abkehr von dem Fernziel der mensch-göttlichen Versöhnung erkennen zu dürfen. Die 'Friedensfeier' zeigt ja nun, wie sehr dies Fernziel von Hölderlin festgehalten worden ist.

In Wahrheit steht davon, daß wir Abendländer uns ins Nationelle, in die angeborene Nüchternheit und Unterscheidung zurückwenden sollen, bei Hölderlin auch nicht ein Wort. Der Brief an Böhlendorff sagt nur, daß *auch* das Eigene gelernt werden müsse, spricht aber ausdrücklich von der *Gefährlichkeit* der ausschließlichen Pflege des der eigenen Art Entsprechenden. Und wenn die abendländische Tragödie zeigt, daß und wie wir in allzugroßer Nüchternheit zugrunde gehen, so zeigt sie eben, welchen Weg wir meiden müssen, wie die Tragödie den Griechen das gleiche zeigte, nämlich die Gefahr maßloser Leidenschaftlichkeit. Sie zeigt in jedem Fall die Gefahr des Nationellen, nie des Antinationellen, nur daß diese einmal im Vertrocknen, einmal im Verlodern liegt. Wenn wir unter dem „eigentlicheren Zeus" stehen, so heißt das, daß er der Gott unseres Nationellen ist, ein Sinnbild für unsere allem Auflodern abholde Nüchternheit. Kein Wort davon, daß er uns niederzwingen *solle* oder *müsse*, nur, daß wir unter ihm *stehen* und daß er uns nieder*zwingt*. Für die Griechen dagegen ist er der uneigentliche Gott, der Gott des Antinationellen, er ist bei ihnen „das Maß", „hält" also nur „inne", ist sozusagen das „Moment" der griechischen Synthesis, während bei uns das „Maß*halten*", die „Gesetzesdespotie", Anlage, einseitige Wirkkraft unseres Inneren ist. Unsere Schwäche, die „Schicksallosigkeit", hat mit dem Aufstreben ins Übersinnliche, dem „heiligen Pathos", nichts zu tun. Sie kann nicht identisch sein mit der Schicksallosigkeit (der Götter!) im Schicksalslied, wie das Parallelwort *δυσμορον* deutlich genug ausweist (S. 33, Anm. 10). Es kann nur die böse Schicksallosigkeit der Leidenschaftslosen gemeint sein, der der tragische Tod aus geistigen Gründen, also inneres Absterben oder Freitod des Helden, entspricht, wie dem Sich-nicht-fassen-Können des Leidenschaftlichen Mord und Totschlag entsprechen. Das ist ein klarer Gegensatz, und nur insofern die Tragödie mit „Tod" in jedem Fall enden muß, gehören beide Tragödienformen zusammen, jedoch so, daß der „plastische" Mord dem Absterben aus geistigen Gründen „subordiniert" ist. Um dies zu sehen, braucht man Hölderlins Satz im Brief an Böhlendorff, daß außer dem, „was bei den Griechen und uns das höchste sein muß, nämlich dem lebendigen Verhältnis und Geschick, wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen haben dürfen", nicht zu „unterdrücken" (S. 40). Das heißt: Kunst muß Kunst, Tragödie muß Tragödie sein, lebendige Synthesis von Eigenem und Erworbenem, bei ihnen wie bei uns. Das ist nie unterdrückt worden, aber Allemann unterdrückt – mit einer für seine Arbeitsweise kennzeichnenden immanenten Umdeutung – Hölderlins Wortlaut und seinen negativen Sinn-Ton und macht aus dem zitierten Satz eine „eindeutige Aussage Hölderlins, daß das Höchste bei uns und bei den Griechen das gleiche ist" (ebda.). Nein: uns darf mit ihnen außer dem überall gleichen „Höchsten", dem Stilhaben im eminenten Sinn, nichts gemein sein – das besagt nahezu das Gegenteil.

Die hier gezeigte intellektuelle Unempfindlichkeit für den Klang der Worte und Sätze wird noch peinlicher fühlbar, wenn Allemann Dichtungen Hölderlins interpretiert. Die Versöhnung der Götter und Menschen wölbt sich als gewaltiger Bogen über der entscheidenden Stelle der Rheinhymne und wird in ihrer Gipfelfunktion weder durch den heroischen Schluß beeinträchtigt noch durch den Ausdruck „eine

Weile" in v. 183 (S. 134). Denn daß die gott-menschliche Einung nur eine Weile dauert, ist ein Grundgedanke Hölderlins. Das „Gesetz" der Hymne muß mißverstehen, wer unter dem Gegensatz von „Progreß und Regreß" den Gegensatz zwischen dem „Zug ins Unendliche" und der „festen Satzung", also zwischen dem „Empedokleischen" und dem „Königlichen" Allemanns versteht (S. 132). Hölderlin bezeichnet beide ausdrücklich als formale Elemente. Die von Allemann genannten sind aber inhaltlicher Natur. Ich muß hierzu auf meine Interpretation des „Gesetzes" der Hymne verweisen, wie auch zu dem Mißverständnis, daß „Halbgötter denk' ich jetzt" (v. 135) vorausweise auf Rousseau, da es vielmehr zurückweist auf den Rhein, wie v. 139 ff. deutlich genug zeigen sollten: „Wem *aber*, wie, Rousseau, dir . . ." (Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt, Meisenheim 1954, S. 193 f. und S. 199 ff.).

So wäre noch vieles zu berichtigen, was in Allemanns Arbeit verbogen oder mißverstanden erscheint. Da indes alle Mängel auf das eine grundlegende Mißverständnis zurückzuführen sind, eben auf die Umdeutung von Hölderlins Bemühungen um die relative Rechtfertigung des ursprünglich als absolut entgegengesetzt empfundenen Anti-Harmonischen in eine „Umkehr" ins Einseitige, so dürfte sich die Richtigstellung weiterer Verbiegungen und Übertreibungen erübrigen.

Kritik soll indessen nicht grämlich sein. Es soll deshalb nicht geleugnet werden, daß aus Allemanns Versuch, die Ergebnisse der bisherigen Hölderlinforschung in kühner Einseitigkeit mehr oder weniger auf den Kopf zu stellen, mehr zu lernen ist als aus mancher braven Abhandlung, die Selbstverständliches umständlich konstatiert. Wenn auch das Lernen hier mehr e contrario zu geschehen hat.

Walter Hof

Oskar Fäh: Klopstock und Hölderlin. Grenzen der Odenstrophe.

Schaffhausen 1952: Meier. 95 S. (Phil. Diss. Zürich.)

Die stilkritische Forschung zur Sprache und Dichtung Hölderlins ist in den letzten Jahren des öftern durch wertvolle Untersuchungen der Zürcher Schule Emil Staigers gefördert worden. Die vorliegende Arbeit basiert, soweit sie Hölderlin betrifft, auf Hannes Maeders Aufsatz 'Hölderlin und das Wort' (Trivium 1944) und auf Hans Peter Jaegers Dissertation 'Hölderlin – Novalis. Grenzen der Sprache' (Zürich 1949); in den Ausführungen über Klopstock setzt sie die immer noch sehr beachtenswerte Studie 'Bewegung als formendes Gesetz in Klopstocks Oden' von Irmgard Böger (Berlin 1939) in bestimmter Richtung fort. Aus der seit 1952 zu Fähs Thema neu hinzugetretenen Literatur seien sogleich Wolfgang Binders Aufsatz 'Hölderlins Odenstrophe' (Hölderlin-Jahrbuch 1952) und das hier besprochene Werk von Walter Hof 'Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt' (Meisenheim 1954) ergänzt.

Fäh geht von der Beobachtung aus, daß sowohl Klopstock als auch Hölderlin die metrisch streng gebundene Odenform überschreiten, weil sie ihrem dichterischen Ausdruckswillen nicht mehr genügt, und die freiere Hymne wählen. Er versteht unter *Ode* „die Kunstform einer gespannten Ich-Du-Haltung", der Begegnung von Gefühl und Reflexion, eines „gespannten Verhältnisses von objektiven Gesetzen und unwillkürlicher Regung" – so Staiger – (S. 6 ff.). Diese ontische Grundfigur der Gattung wird bei Klopstock durch „die Wendung zum Ich durch das Erfahren des Du

im Gefühl" (S. 9 ff.), bei Hölderlin durch „die Wendung zur Natur durch Erfahrung des Göttlichen in der Einzelerscheinung" (S. 17 ff.) erfüllt und führt beide Dichter zur Verwendung der horazischen Odenmaße (S. 25 ff.). Dann sucht der Verfasser nach dem Grund für die Überschreitung dieser Form und findet ihn für Klopstock im „Drang zum ‚erregenden Wort'" (S. 31 ff.), für Hölderlin, Maeder und Jaeger folgend, im „Drang zum ‚gewichtigen Wort'" (S. 45 ff.). Sprengt in Klopstocks Oden, bei genauerm Hinsehn, der „Wortfuß" den metrischen Rahmen (S. 60 ff.) – „Befreiung der rhythmischen Energie des Einzelwortes und der Wortgruppen" –, so geschieht dasselbe bei Hölderlin durch das „gewichtige Wort" schlechthin (S. 68 ff.). Daraus folgert der Verfasser: „Klopstock und Hölderlin verlassen die Odenstrophe um des einzelnen Wortes willen. Das einzelne Wort sprengt den Rahmen und schafft sich in den freien Rhythmen ein eigenes Gesetz. Beide Dichter finden in den freien Rhythmen die Form, in der das Wort ungehindert die Aufgabe erfüllen kann, die ihm zufällt. Sie lösen sich von aller metrischen Gebundenheit, um in das Einzelwort den Rhythmus hineinlegen zu können, der ihrem Willen entspricht" (S. 80), oder, nicht weniger unscharf: „Klopstock zerschlägt die Odenform, um immer weniger zu sagen und immer mehr sein Gefühl durch das erregende Wort zu steigern – Hölderlin leidet immer mehr unter der Last des Gehalts und zerschlägt die Odenform, um in die späten Hymnen Wesen und Mächte zu verdichten, deren Übergewalt seine Seele schließlich doch nicht mehr gewachsen sein sollte" (S. 8).

Von den zahlreichen Fragen, die sich bei diesen Thesen aufdrängen, sind einige – bleiben wir zunächst bei Hölderlin – bereits beantwortet worden. Es wäre gewiß gut gewesen, wenn sich der Verfasser für seine Überlegungen schon die Bedenken hätte zunutze machen können, die Lothar Kempter (Sonntagspost. Wöchentliche Beilage zum Landboten und Tagblatt der Stadt Winterthur, 21. 4. 1951) anläßlich der Besprechung von Jaegers Arbeit zum „gewichtigen Wort" und zu dessen Meinung geäußert hat, es sei „das folgerichtige Ende von Hölderlins sprachlicher Entwicklung", daß „die Sprache im gewichtigen Wort zusammenstürzt". Adolf Beck hat im Literaturbericht im Jahrbuch 1952 (S. 146–148) Kempters Stellungnahme zitiert und sich zu eigen gemacht; eine Wiederholung erübrigt sich. Fäh folgt Maeder und Jaeger und bringt keine neuen Argumente bei. Kempter hat schon darauf hingewiesen, wie gefährlich und ungerecht die einseitige Betonung des Spätwerks in der Dichtung Hölderlins ist, die in ihrer Gesamtheit vielmehr „ein Kompendium der dichterischen Ausdrucksmöglichkeiten" darstellt. In Friedrich Beißners Aufsatz 'Vom Baugesetz der späten Hymnen Hölderlins' (Hölderlin-Jahrbuch 1950; vgl. auch StA II, 680 f.) wäre Fäh die entschiedene Verwahrung dagegen begegnet, diese Dichtungen aus anarchischen Auflösungsvorgängen, aus dem Zerschlagen oder Zerbrechen der Odenform erklären zu wollen.[1]) Der Gattungstheoretiker müßte ferner die bisher unbeantwortete Frage stellen, welche ontologische Verhaltungsweise dann eigentlich der *Hymne* zugrunde liege (die Elegien werden ohnehin völlig verschwiegen), und inwieweit diese also der neuen nach-odischen Stufe bei Klopstock und Hölderlin entspricht? Vielleicht aber stutzt man hier auch: ob damit die Ontologisierung der Gattungen womöglich zu weit getrieben ist?

[1]) Vgl. auch Emil Staiger in der Rez. von Herbert Seidlers ‚Allg. Stilistik' (DVjs 1956, S. 562): „Gerade Hölderlins freie Rhythmen sind ... ein Maximum an Stilisierung, viel stilisierter als die äußerlich strengere metrische Ordnung der Oden. Darüber dürfte seit Dietrich Seckels Forschungen kein Zweifel mehr bestehen."

Für Klopstocks „Sprengung der Odenstrophe" fand der Verfasser eine Analogiebildung: auch diese Untersuchungen stehn im Schatten des „gewichtigen Wortes", das hier zum „erregenden Wort" wird und sich im „Wortfuß" manifestieren soll. Auch hier hat der Verfasser sich einer willkürlichen Zwangsvorstellung unterworfen, die eine Fülle anregender Beobachtungen und Gedanken fehllenkt. Außerdem trägt er der direkten Abhängigkeit Hölderlins von Klopstock so wenig Rechnung, daß die gleichen Figuren der alten Poetik (denn um nichts anderes handelt es sich!) unterschiedslos bei dem einen „erregendes", bei dem andern „gewichtiges Wort" heißen, als hätten sie nichts miteinander zu tun. Und was zerstören sie in der horazischen Ode oder im homerischen Epos, wo sie ohne Ausnahme schon anzutreffen sind?

Handelt es sich bei Hölderlin um eine vom Schicksal abgebrochene Linie, deren wahre Tendenzen und Ziele schwerlich zu bestimmen und daher leicht Spekulationen ausgesetzt sind, so können wir Klopstocks Verhalten zu den Gattungen durch ein halbes Jahrhundert hin überschauen. Wie läßt sich bei diesem Überblick noch Fähs Behauptung verteidigen, „Klopstock zerschlägt die Odenform, um immer weniger zu sagen und immer mehr sein Gefühl durch das erregende Wort zu steigern"? Die sieben Hymnen der Jahre 1754–1760, die den Gipfel dieser Formentscheidung bilden, sind eingebettet in das reichste Odenschaffen der deutschen Lyrik, das 1747 mit 'Wingolf' beginnt und mit dem Gedicht 'Die höheren Stufen' im Februar 1802 endet. Zwar werden in den Oden nach 1764 die eignen Strophenkompositionen häufiger, aber sie überwiegen weit die Zahl der Hymnen, die Klopstock übrigens für die Hamburger Ausgabe von 1771 wieder in vierzeilige Strophen mäßigte. Warum, wenn 1754 ‚das einzelne Wort den Rahmen gesprengt' hätte? Außerdem gehn die Hexameter des 'Messias' unbeirrt ihren Gang bis zur Vollendung des Epos im Jahr 1773. *Bewegung, Erregung, Befreiung* der deutschen Dichtersprache aus Acht und Bann des Jambus bedeutete für Klopstock schon die Wahl der antiken Odenmaße und des Hexameters, nicht erst der Durchbruch zum Hymnus (wobei übrigens an den religiösen Inhalt dieser Gedichte, an das Vorbild der Psalmen, wie bei Hölderlins Gesängen an Pindar, stärker zu denken wäre!). Warum dann diesen Schritt als eine so überschwängliche Zerstörung dramatisieren, wie es der Verfasser tut: „Jeder Satz, jeder Satzteil, jedes Wort soll beben und schwingen in einer Erregung, die die Sprache schließlich auflöst im Stammeln der Entzückung, einem Stammeln, das die erregten Teile nicht mehr in ein Ganzes zusammenfassen will und kann. Das logisch-syntaktische Gefüge zerspringt infolge der fortwährend sich ausbreitenden Schwingungen seiner Teile, es versinkt in der Alles erfassenden Erregung des einzelnen Wortes. Das Wort, vom Schauer des Gefühls durchbebt ..." (S. 45). Das klingt sehr modern. Klopstock hat (1757 in der Einleitung zu den 'Geistlichen Liedern') schlicht erwogen, ob es nicht „dem Inhalte gewisser Gesänge sehr angemessen seyn (würde), wenn sie Strophen von ungleicher Länge hätten, und die Verse der Sylbenmaße der Alten mit den unsrigen so verbänden, daß die Art der Harmonie mit der Art der Gedanken beständig übereinstimmte". Diese Übereinstimmung der Sprache mit der innern Bewegung, der *Mitausdruck*, war überhaupt seine stete Sorge. Allen neuen Freiheiten aber stellte er, wie Hölderlin auch, neue Bindungen entgegen, die Gefahren zu bannen.

Vielleicht hat der Verfasser über dem verführerischen Einfall eines radikalen Isolationismus, den er durchzufechten sucht, den höhern gewahrten Zusammenhang vergessen. Der ernsten Untersuchung der *Strophe*, die doch sein Thema ist, widmet er eine einzige Seite (58) – man vgl. dazu Binders Ergebnisse in dem genannten Aufsatz. Zahlreiche Phänomene, die Fäh als formauflösend registriert (Sperrungen, Doppe-

lungen, Parallelen, emphatisch versetzte Betonungen, Kürzungen und Vertauschungen), konstituieren gerade Verse und Strophen im höhern Kunstsinn, und viele der genannten Beispiele sind unwillkürliche Gegenbeweise.

Viel der Beziehungen sind im Gedichte, wodurch es die Teile,
Wie in dem süßen Bund inniger Liebe, vereint.
Schlummert bei den Beziehungen dir dein Auge, so tappest
Du im Dunkeln umher, ohne des Dichtenden Schuld.
(Klopstock, aus dem Epigramm 33)

Oder wie Emil Staiger am Schluß seiner 'Heidelberg'-Interpretation vom „vereinenden Entzücken" sagt, daß es „durch die Sonderung der Teile schimmert". Ebensowenig kann man in den Vaterländischen Gesängen die Ordnungen und den „gesetzlichen Kalkul" von großer Strenge verkennen. – Es würde zu weit führen, zu prüfen, was der „Wortfuß" in Klopstocks Theorie bedeutet; für seine exaltierte Überbewertung (S. 82 ff.) vermag Rez. keinen Beleg zu finden. In Vossens 'Zeitmessung' (1802, S. 143 ff.) wird vielleicht klarer, worum es dabei geht.

Auch die Forschung liebt es, ihre Bilder an den Grenzen aufzustellen: Ist Hölderlin der zerbrechende Sänger, so Klopstock der taumelig stammelnde Verkünder des erregten Herzens. Das bedarf starker Einschränkung! Solche Bestimmungen von den schillernden Rändern her pflegen immer zu fehlen, wo es sich um große Kunstwerke handelt.

Jedoch, geben wir zuletzt den Gedanken des Verfassers noch einmal recht, die ihr Korn Wahrheit nicht entbehren: denn wer von allen Dichtern deutscher Sprache hat so entschieden das Wagnis der Grenze auf sich genommen und die Grenzen des Sagbaren so weit gegen das Unsägliche hinausgeschoben wie Klopstock und Hölderlin. Gerade deshalb wohl gelten sie uns nicht als vergangene, sondern immer noch zukünftige Dichter. Was sie aber in die Kunst gerettet haben, liegt im Bereich ihrer Eroberungen diesseits der Grenze; das ist aufweisbar; jenseits ist Schweigen.

Alfred Kelletat

Hans Frey: Dichtung, Denken und Sprache bei Hölderlin.

Pfäffikon-Zürich 1951: Kunz. 188 S. (Phil. Diss. Zürich).

Hölderlins Sprach- und Dichtungstheorie ist noch immer das Stiefkind der Hölderlin-Forschung. Die älteren großen Werke widmen ihr notgedrungen nur kurze Betrachtungen meist allgemeinerer Natur, die neueren Arbeiten zur Dichtung ziehen nur gelegentlich diese oder jene theoretische Äußerung heran und die wenigen, teils historischen, teils interpretierenden Untersuchungen zur Poetik und Ästhetik selbst beschränken sich auf einzelne Fragen oder Texte, deren ungewöhnlichen Schwierigkeiten sie von geringen Ausnahmen abgesehen kaum gewachsen sind. Es fehlt eine exakte, Wort für Wort erläuternde Analyse der Fragmente, die zuvor ihre schwankende, synonymenreiche Terminologie klären, die Sprünge und Wiederholungen ihrer Gedankenführung aufweisen, ihre Denkschichten sondern und ihre geistesgeschichtlichen Wurzeln systematisch erforschen müßte. Ein zuverlässiges Bild der philosophischen Denkart Hölderlins, ihrer Entwicklung und ihrer stets indirekten, aber generellen Beziehung zu seiner Dichtung ließe sich, wie wir glauben, auf diese Weise am ehesten gewinnen.

Die hier zu besprechende Arbeit verfährt anders. Eine Vorbemerkung klärt über den etwas mißverständlichen Titel auf: es geht nicht um Dichtung, Denken und Sprache in Hölderlins Werk, den Gesamtgegenstand der Hölderlin-Exegese, sondern um seine Äußerungen über diese Phänomene, und nur gelegentlich werden sie mit dem praktischen Befund verglichen. Der Vf. strebt eine erschöpfende Sammlung dieser Äußerungen an – er entnimmt sie Aufsätzen, Briefen und namentlich der Dichtung selbst – und ordnet sie in einem gegliederten, aber nicht sehr strengen System immanenter Gesichtspunkte. Da die drei Titelbegriffe nahezu den Inhalt der Hölderlinischen Kunsttheorie bilden, kann seine Untersuchung als eine nützliche Vorarbeit für die Lösung der beschriebenen Aufgabe gelten. Vielmehr sie könnte es in weit höherem Maße, wenn die drei Gegenstände gleichmäßig entwickelt würden. Die Sprachauffassung steht jedoch ganz im Vordergrund – auch hierin ist der Titel ungenau –, und Dichtung und Denken interessieren fast nur im Hinblick auf sie. Andererseits sieht sich der Vf. immer wieder veranlaßt, bestimmte Verhältnisse auf allgemeinere Anschauungen Hölderlins zurückzuführen, so daß er das, was zu einer vollständigen Theorie des Denkens fehlt, durch eine ausgedehnte und sein Thema oft weit überschreitende Sammlung Hölderlinischer Gedanken ersetzt. Diese versucht er häufig dem Leser an Beispielen aus dem Leben oder der Wissenschaft zu verdeutlichen, und man wird ihm gerne bestätigen, daß sie im allgemeinen ihren pädagogischen Zweck erfüllen, wiewohl sie gelegentlich das Niveau der erläuterten Gedanken nicht erreichen.

Das eigentliche Verdienst der Arbeit liegt in der Breite der Dokumentation. Der Vf. hat mit erstaunlicher Hingabe Hölderlins Werk einschließlich der dichterischen Vorstufen und Lesarten nach allen Richtungen abgesucht und Stein auf Stein gelegt, dabei aber die Gefahr einer atomistischen Aneinanderreihung nicht immer vermieden. Insofern wäre weniger manchmal mehr. Grundsätzlich ist aber sein Verfahren gegenüber einer modernen Neigung, einzelne Hölderlin-Worte zu isolieren und systematisch zu überbürden, vollauf gerechtfertigt und insofern auch geboten, als wir keine geschlossene Sprachtheorie Hölderlins, wohl aber viele, meist zerstreute Bemerkungen zum Problem der Sprache besitzen, aus denen sich eine differenzierte Grundanschauung rekonstruieren läßt. Es ist dem Vf. denn auch gelungen, einige Zusammenhänge sichtbar oder deutlicher erkennbar zu machen, die in dieser Form bisher nicht dargestellt sind.

Da sich sein Ergebnis aus vielen Einzelbeobachtungen zusammensetzt, läßt sich schwer darüber berichten. Wir heben einige Punkte hervor, so die treffenden Ausführungen über die Priorität des Gefühls vor Denken und Sprechen (S. 36 ff.), die sich jedoch mit Hilfe der Homburger Aufsätze schärfer fassen ließen. Auch der Zusammenhang von Sprache und Freiheit ist richtig gesehen (S. 54 f.); auf Herders Sprachphilosophie wäre zu verweisen. Die Interpretation des Naturbegriffs (S. 62) genügt nicht. Für die Einheit von Sinnenhaftigkeit und Geist in Hölderlins Sprache bringt ein Abschnitt (S. 83 ff.) wichtige theoretische Äußerungen bei, unter denen jedoch die wichtigste, die Definition der „mythischen" Dichtung (PrA III, 266) fehlt. Unbefriedigt lassen die Ausführungen über die „eigene Sprache", die der Vf. mit dem Rhythmus und dem „Ton" identifiziert (S. 113 ff.). Das ist ganz abwegig. Ebensowenig befriedigen seine geistesgeschichtlichen Hinweise auf Romantisches bei Hölderlin. Was er hier und sonst romantisch nennt, ist meistens Charakteristikum der

Empfindsamkeit. Gut erscheinen uns jedoch die Überlegungen zur Distanz vom Objekt als der Voraussetzung des Erkennens und Sprechens (S. 126 ff.) und zu den Gefahren des abstrakten Denkens (S. 132 ff.). Mit das Beste gibt er in der ergänzenden Interpretation einiger Beispiele aus Hölderlins sprachlicher Praxis (S. 160 ff.). Auf die Fragwürdigkeit mehrerer Einzeldeutungen, auf ungenaue Zitate und den bedauerlichen Verzicht auf manche Hilfe, die ihm die Hölderlin-Literatur hätte geben können, gehen wir nicht ein.

Nicht so sehr in ihren Einzelheiten, als in ihrem Verfahren hat die Arbeit ihre quantitativen und qualitativen Grenzen. Zu den ersteren gehört, daß der Vf. die frühen Gedichte und die Tübinger Hymnen fast völlig außer acht läßt, obwohl hier die künftigen Anschauungen von Sprache und Dichtung wurzeln und allmählich der Tradition entwachsen. Angesichts der communis opinio, hier sei Hölderlin noch nicht er selbst, kann man ihm diesen Verzicht allerdings kaum zum Vorwurf machen. Schwerer wiegt, daß er dem einzigen Text, der das Problem der Sprache und ihrer Entstehung im dichterischen Prozeß ausführlicher behandelt, dem 'Wink für die Darstellung und Sprache' (PrA III, 303 ff.), nur zwei Seiten widmet (S. 64–66) und ihn nicht zusammenhängend interpretiert. Daß die systematische Betrachtung für den Entwicklungsgesichtspunkt nahezu keinen Platz läßt, erregt ebenfalls Bedenken. Der Vf. behandelt seine Materie von den Hyperion-Vorstufen bis zu den Zeugnissen der beginnenden Umnachtung im wesentlichen als eine simultane Einheit und reiht zum Beleg einer Anschauung frühe und späte Worte in buntem Wechsel aneinander. Gewiß entwickeln sich Hölderlins Grundanschauungen – entgegen einer modernen Tendenz, Umbrüche und Kehren zu konstruieren, die schärferer Betrachtung nicht standhalten, – sehr folgerecht und einheitlich, aber sie *entwickeln* sich doch, und eine Interpretation, die dies berücksichtigt, wird auch tiefer in ihren Gehalt eindringen. Am bedenklichsten erscheint jedoch das Verfahren, dichterische und theoretische Äußerungen als grundsätzlich gleichwertige Zeugnisse zu nehmen und in der Darstellung ständig unterschiedslos zu verwenden. Selbstverständlich kann man Hölderlins dichterische Aussagen über die Dichtung, ihren Zweck, ihre Voraussetzungen und ihr Organ, die Sprache, nicht außer acht lassen. Sie bieten wertvolle Aufschlüsse dar, wenn man sie im Funktionszusammenhang der Dichtung selbst als Ausdruck des für Hölderlin grundlegenden „Dichtens des Dichtens" versteht. Eben darum kann man sie aber nur selten und eigentlich nur im Spätwerk mit theoretisch analysierenden Gedanken unmittelbar parallelisieren. Das gilt sogar für Worte aus den reflektierenden Partien des Romans, in erster Linie aber für solche der klassischen Lyrik, die eben nicht nur stilistisch, sondern auch sachlich eine andere Reflexionsebene vertreten als die reine Theorie.

Ein Beispiel: S. 56 f. wird der in der Zeit der Hyperion-Fragmente entstehende Gedanke, Bewußtsein bilde sich am Gegenstand, in der Hauptsache richtig wiedergegeben. Aber es fehlt ein Hinweis auf den entscheidenden Brief an Hegel vom 26. 1. 95 über die Problematik der Fichteschen Ichs, so daß der genaue Sinn und der nicht phänomenologische, sondern ontologische Zusammenhang der Begriffe Bewußtsein, Objektivität und Endlichkeit verdeckt bleiben. Infolgedessen betont der Vf. einen wichtigen Satz aus Hyperion-Vorstufen (PrA II, 495) so: „Als die *schöne Welt* für uns anfing, da wir *zum Bewußtsein* kamen, da wurden wir endlich." Hölderlin betont aber: „Als die schöne Welt *für uns* anfing", d. h. als sie nicht mehr gelebt, sondern gedacht, als der Zustand Gegenstand wurde, entstanden Bewußtsein und Endlichkeit. Als Beleg für diese Anschauung zitiert der Vf. darauf das bekannte Hyperion-Wort vom

„alten, stummen Fels" des Schicksals, an dem „des Herzens Woge" emporschäumt und „Geist" wird, so daß der Eindruck entsteht, die Vergeistigung des Lebens im Kampf mit dem Schicksal und die Geburt des Bewußtseins im Subjekt-Objekt-Bezug seien dasselbe. Sie sind so verschieden wie Lebensanschauung und Ontologie und nur indirekt, über die allgemeine Struktur der Gegenständlichkeit, lassen sie sich in Verbindung bringen. Der Titel dieser Überlegungen schließlich lautet: „Die menschliche Grundspannung zwischen ungenügender Gegenwart und vollkommenem Ideal." Er enthält wiederum einen zwar Hölderlinischen, aber ganz anderen Gedanken; denn nicht diese Grundspannung ist es, die „in erster Linie das Bewußtsein in uns auszulösen vermag", sondern umgekehrt: erst auf Grund der Bewußtseinsstruktur kann unter anderem auch eine solche Spannung entstehen. So geraten die grundlegenden und streng geschiedenen Begriffspaare Subjekt-Objekt, Geist-Schicksal und Ideal-Wirklichkeit in eine vage Identität, und der Vf. verscherzt sich die Entfaltung seines wichtigen Ansatzes von vorneherein, weil er die Ebenen der Fragestellung und die Rangunterschiede der dichterischen und der theoretischen Reflexion nicht beachtet.

Ähnliche Fälle finden sich häufig. Immer wieder gelangt der Vf. mit Hilfe seiner großen Materialkenntnis an wichtige und z. T. neue Probleme, aber dann begnügt er sich damit, die Stellen mitzuteilen und einem sehr weitgespannten Rahmen einzuordnen, statt scharf zuzupacken und ihnen auf den Grund zu gehen. So erfährt man im ganzen Wissenswertes über die Sprache: über ihre Stellung im Kreis der menschlichen Lebensäußerungen, ihre dichterische Bedeutung, ihre Funktion in der Gemeinschaft, ihr Verhältnis zum Objekt und ihre notwendigen Mängel. Aber man erfährt nicht, was Sprache nach Hölderlins Meinung eigentlich ist und warum sie in jenen besonderen Beziehungen erscheint. So hätte z. B. die verdienstliche Zusammenstellung der Äußerungen Hölderlin-Hyperions über sein Ungenügen an der Sprache (S. 113 f.) einen tragfähigen Ausgangspunkt ergeben, um die generelle Endlichkeit des Sprechens, das stets auf Gegenständlichkeit angewiesen ist, darzulegen. Von hier aus hätte sich die Brücke zum eben gestreiften Problem des Bewußtseins schlagen lassen, zum Problem der Stille, der Musik (das zwar S. 114 ff. angeschlossen, aber als „romantischer Ausweg" gänzlich mißdeutet wird), zur Interpretation der Diotima-Gestalt und der Götter, zur Frage der geschichtsphilosophischen Bedeutung der Dichtung und anderem mehr. Statt dessen wird jenes Ungenügen nur damit erklärt, daß die Worte der zur Verfügung stehenden Sprache eben nicht ausreichen, um das „Göttlich-Hohe und Schöne", um das es Hölderlin geht, angemessen auszudrücken. Hölderlin spricht aber an diesen Stellen nicht von der lexikalisch vorhandenen Sprache, sondern vom Phänomen Sprache schlechthin.

Man bedauert es um des schönen Themas willen, daß der Vf. so oft der Breite die Strenge aufopfert, und man wünschte sich sozusagen einen zweiten Teil, in dem er nun ernstlich auswertet, was er so tüchtig gesammelt hat. Er hat unsere Kenntnis vielfach bereichert, aber unsere Erkenntnis nicht eigentlich gefördert.

Wolfgang Binder

Walter Hof: Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt.

Westkulturverlag Anton Hain, Meisenheim am Glan, 1954, 423 Seiten.

Walter Hofs Hölderlin-Buch bietet einen späten und bemerkenswerten Beitrag zur Methode des integralen Verstehens, wie sie der Historismus entwickelt hat. Schon der Titel bringt zum Ausdruck, daß hier Hölderlin durch Hölderlin und auf Hölderlin hin interpretiert ist. Im Vorwort wird immer wieder das Verstehen als Sinn und Zweck dieser Untersuchung betont: „Ich wollte jene Hyperbel aller Hyperbeln wagen, den Versuch, 'das poetische Ich' aufzufassen, und ich glaubte, daß dies nicht besser geschehen könne als durch eine Interpretation jener Schriften, in denen Hölderlin ganz offensichtlich selbst diesen Versuch macht, der freilich nicht seinem eigenen Ich galt, aber in einer Erfassung des 'poetischen Geistes' überhaupt eben doch jenes Ich am vollkommensten verstehen läßt." Die Vorteile einer solchen Methode liegen ganz zweifellos darin, daß durch das inständige Betrachten des Werkes von den philosophischen Versuchen und Fragmenten her dieser Dichter, wie er war und wie er sich selber verstand, frei von allen späteren Meinungen und von allen fremden Perspektiven, gezeigt wird. Die menschliche Leistung der inständigen Versenkung, aber auch der Enthaltsamkeit gegenüber allen aktuellen verführerischen Thesen und Hypothesen ist über allen Zweifel und über alle Kritik erhaben. Das Ergebnis ist eine „restauratio ad integrum", vergleichbar der Arbeit eines Restaurators, der ein nachgedunkeltes Gemälde in seinem ursprünglichen Glanze wieder freilegt. Die Grenzen liegen im methodischen Ansatz selber. Das methodische Verfahren ist das der Aussonderung: „Man kann keine große Gestalt völlig 'an sich' verstehen, aber man muß sie zuerst und vor allem, soweit es möglich ist, aus sich selbst zu verstehen suchen" (9). Die „Beziehungen" stünden erst an zweiter Stelle; aber in Hofs Buch kommen sie über Landläufiges nicht hinaus (Goethe, Schiller, Klopstock). Eine andere Gefahr ergibt sich, wenn das „leidenschaftliche Durchdringen" jenen großen „Eigenen" zum Wertmaßstab der Literatur überhaupt machen will: Goethes 'Werther' verblaßt vor Hölderlins 'Hyperion', Schillers 'Nänie' vor Hölderlins Gedichten, Schillers hoher Gedankenstil vor seinem Bilderstil. Von solchen zwangsläufigen Grenzen abgesehen führt jedoch die integrale Restauration von Hölderlins „Denkrhythmus" und seine Anwendung auf die Struktur der Gedichte zu einer ebenso notwendigen wie heilsamen Korrektur des existentiellen Hölderlin-Bildes unserer Gegenwart. Das geht schon daraus hervor, daß an verschiedenen Stellen wichtige Korrekturen an den bisherigen Interpretationsergebnissen vorgenommen wurden (man vgl. etwa den Exkurs zu Beißners Interpretation des Abendländischen 411–419). Manches Neuere konnte allerdings nicht mehr berücksichtigt werden, weil dies Buch zwischen 1937 und 1939 konzipiert und z. T. geschrieben wurde.

Hofs These läuft darauf hinaus, Hölderlin als den „einzigen großen Dichter des metaphysischen Idealismus" (84) zu erweisen. Seine „musikalische" Auffassung vom klassischen Ideal „der unbedingten Schönheit und Rundung des Werks" unterscheide ihn von der Weimarer Klassik. Seinen Ausdruck finde der metaphysische Idealismus, dessen Nähe zu Hegels Auffassung mehrfach betont wird, in der „idealistischen Mythik". Diese These schließt den Streit, ob Hölderlin zur Klassik oder zur Romantik gehöre, überzeugend und erhellend ab.

Die These vom metaphysischen Idealismus Hölderlins wird in einer Untersuchung der philosophischen Aufsätze gefunden, die der erste Abschnitt „Hölderlins Welt" bringt. In dieser Analyse werden die terminologisch schwierigen Deduktionen Hölderlins auf einfache Grundverhältnisse zurückgeführt. Im Gegensatz zu Kants radikaler Entgegensetzung von Geist und Stoff, Idee und Wirklichkeit erscheine bei Hölderlin die entscheidende Vorstellung von der „Einheit des Einigen" und von der „eigengöttlichen Welt": „Das Göttliche stirbt nicht, wenn es aus sich herausgeht, aus seiner seligen Einheit hervorgeht in die gegensätzliche Welt, es vervollkommnet sich vielmehr, und je tiefer es vernichtet zu werden scheint, um so näher und sicherer ist seine Wiederkunft" (20). Die Entgegensetzung des Organischen und Aorgischen wird in der Einheit des Einigen aufgehoben. Das wird durch den Begriff des Harmonischentgegengesetzten, der für alles Wirkliche – im Gegensatz zum Geradentgegengesetzten des Begrifflichen – gelten soll, umschrieben. Der dialektische Prozeß von Thesis – Antithesis – Synthesis wird durch die Vorstellung des Harmonischentgegengesetzten abgewandelt. Diesem abgewandelten dialektischen Prozeß entsprechen Hölderlins Töne: der naive, der heroische und der idealische Ton. Das Eigentümliche von Hölderlins Denken besteht also darin, daß die eigengöttliche Welt immer wieder auf die Umwelt bezogen wird. Dabei ergeben sich die für Hof wichtigen Begriffe des Übergangs (zeitlich verstanden) und der Umkehr (räumlich verstanden). Als Übergang erscheint vor allem die Geschichte in jenen Momenten des Untergangs, in denen Altes zerbricht und Neues sich schon ankündigt. Hof hebt in diesem Abschnitt des öftern die Ambivalenz der Hölderlinschen Begriffe hervor; später spricht er glücklicher von den komplexen Worten. Solch eine Situation des Untergangs, der „Übergang" ist, stellt den eigentlichen „mythischen Zustand" des „Werdens im Vergehen" dar. Aus solcher Geschichtsauffassung bilden sich gewisse Anschauungsformen, die W. Hof als Kreisform (Wiederkehr), als Stufenform (Fortschritt) und als Bogenform (Aufgipfelung) bezeichnet. Von hier aus wird dann auch Erhellendes zu dem vielumstrittenen Verhältnis Hölderlins zum Christentum gesagt (74). Abschließend heißt es: „Im Einbeziehen des zeitlichen Wechsels und Wandels in die eigengöttliche Welt fand Hölderlin die eigengöttliche Welt in der Geschichte, mitten in der Gegenwart wieder" (77).

Neu ist die Ableitung dieser vielerwähnten Begriffe aus dem zentralen Erlebnis der eigengöttlichen Welt und der Einheit des Einigen. Darin geht Hof unverkennbar vom 'Hyperion' und von der unterdrückten Vorrede dazu aus. Freilich bleibt so die Beziehung auf die Umwelt unerklärt. Es ist denkbar, daß der Gedankengang der philosophisch-ästhetischen Aufsätze ebenso vom Phänomen der Umwelt her aufgerollt werden könnte. Sowohl im Denken wie im Dichten kreist Hölderlin immer wieder um das Problem, wie Umwelt und Geschichte in Beziehung zur „Einheit des Einigen" gesetzt werden können. Da liegt der eigentliche Stachel seines Denkens, der ihn zu immer neuen Entwürfen und Fassungen reizt. Zur Erläuterung dieses Problems hätten wohl Hölderlins Herder- und Spinoza-Studien herangezogen werden müssen.

Einer solchen Darlegung der verschiedenartigen Beziehungen geht Walter Hof aus dem Wege, indem er in dem folgenden Abschnitt „Übergang" das „inbegriffliche Denken" Hölderlins vom begrifflichen Denken unterscheidet; das soll heißen, Hölderlin denke konkret in der Form einer „fortgesetzten Selbstaufhebung des begrifflichen Denkens" (95). „Das organische Ganze der eigengöttlichen Welt stellt sich also theoretisch betrachtet als eine Beziehung dar, die die Entgegengesetzten durchgreift und einbegreift. Jeder Teil enthält das Ganze in sich, und das Ganze enthält die Teile in sich, ohne daß eines das andere vernichtet. Teile und Ganzes sind nur im Denken, nicht aber in Wirklichkeit zu trennen. Umgekehrt muß durch harmonischen Gegensatz in den Teilen ein organisches Ganzes in Hölderlins Sinn entstehen" (95). Die Be-

ziehung, die die Einheit in der Unterschiedenheit darstelle und das Unterschiedene in die Einheit einbegreife, sei die Analogie; d. h. Gleichheit im Wirken, bei Verschiedenheit im Gehalt. Dieses Hölderlinsche Analogie-Denken wird andeutungsweise von der barocken Allegorik abgesetzt (eine genauere Untersuchung dieses Unterschiedes wäre wünschenswert). So wird auch Hölderlins mythisches Denken kurz, aber treffend von primitiven Formen mythischen Denkens unterschieden (97/98).

Zwei Drittel des Buches befassen sich dann mit den „Formen der Dichtung". Der Leser wird diesen Teil leichter aufnehmen als den deduktiven Vorspann, der die Hölderlinsche Terminologie leicht ins Dynamisch-Organische moderner biologischer Anschauungsformen abwandelt. An formalen, inhaltlichen, strukturellen und sprachlichen Phänomenen wird Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt erläutert. Es wird also wieder das Hölderlinische in Hölderlins Welt freigelegt. Man wird zugeben müssen, daß auf diese Weise wichtige Elemente und Termini der spezifischen Hölderlinschen Stilgrammatik in ihrer Übereinstimmung mit seinem Denkstil erkannt werden. Man muß aber auch sagen, daß die Übernahme von Hölderlins „genialer Tautologie" nicht immer geniale Ergebnisse zeitigt. Man wird sich auch fragen müssen, was wird aus der Vorstellung einer Nationalliteratur, wenn jedem Dichter seine eigene Poetik zuerkannt wird. Letztlich werden sämtliche Phänomene auf den Hölderlinschen Denkrhythmus zurückgeführt, und die allgemeinen Probleme der Poetik um 1800 kommen zu kurz.

Zunächst werden einige „Bauformen" untersucht. Das Problem des Rhythmus und Metrums wird vom Strophenenjambement her aufgerollt. Darin wird ein „gegenrhythmisches Prinzip" erkannt, das gegenüber W. Böhm eine bessere Definition erhält (104). Von den frühen Hymnen über die Oden bis zu den späten Hymnen wird das Strophenenjambement („Bogenstil") untersucht. Bei der Betrachtung der Versmaße wird das alkäische Maß, das Hölderlin im ganzen gesehen bevorzugt, besonders berücksichtigt, weil es dem Hölderlinschen Denken in Übergängen am meisten entgegenkomme. Es scheint dann ein gewisser Systemzwang wirksam zu werden, wenn Hof im rhythmischen Bild der beiden Hälften der ersten beiden Zeilen der alkäischen Strophe (⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ – ⏑ –) den steigenden und fallenden Ast eines Bogens sehen will. Hölderlin kann durch die Verlegung der Zäsur den Vers allerdings zum Bogenstil abwandeln. Sonst aber spricht man doch wohl besser vom „Undulieren" der alkäischen Strophe, wie es Wolfgang Binder vorgeschlagen hat, oder von der Übergänglichkeit, wie ich es vorgeschlagen habe (in der Interpretation einiger Kurzoden im Sammelband 'Die deutsche Lyrik', Düsseldorf 1956). Ebenso scheint mir die Bedeutung des asklepiadeischen Maßes für die Frankfurter Zeit nicht genügend berücksichtigt zu sein. Der Verfasser macht es sich zu leicht, wenn er die Wirkung des Asklepiadeus als „weniger hölderlinisch" bezeichnet. In den asklepiadeischen Oden wird doch das Verhältnis zur Umwelt zur Sprache gebracht, und über die asklepiadeischen Kurzoden gewinnt Hölderlin erst seinen eigenen Odenstil. In dem Kapitel über das „Zeilenenjambement" wird sehr einleuchtend die gelegentlich kritisierte Manier Hölderlins (A. Heusler, W. Kayser), tonlose Endsilben in die Hebung vor der Zäsur zu rücken, als ein besonderer Stilzug gewürdigt: über die gegenrhythmische Unterbrechung der Zäsur ziehen sich die leicht betonten klingenden Endsilben zu der folgenden stärkeren Hebung hin (128/29). Eine andere gute Beobachtung ist diese: „Hölderlins Rhythmus ist in den späten Hymnen genau so metrisch und gebunden wie in den Oden" (130). Als solche rhythmische Bauelemente nennt Hof den Wechsel von Bogen, kleinen Wellen und stockenden Rhythmen (133). Daran

schließt sich eine Kritik des Hellingrathschen Begriffs der „harten Fügung" an (135/36). Ein wichtiger Beitrag zum sprachrhythmischen Verständnis Hölderlins sind die Bemerkungen zur Form der Inversion. Die Untersuchung zum Prosarhythmus des 'Hyperion' verlangt nach einer Weiterführung.

Bei der Beschreibung der „Bauformen des Inhalts" zielt Walter Hof wieder auf die schon entwickelten Begriffe Kreisform, Stufenform und Bogenform ab. Diese Begriffe sind aber zu wenig literarisch. Was heißt es schon, wenn der Bau des Gedichtes 'An den Äther' nur wegen der endlichen Rückwendung zum Anfang „kreisförmig" genannt wird oder wenn die Bauform des 'Wanderers' wegen seiner drei Themenkreise (Wüste, Nordpol, Heimat) als „stufenförmig" (im Sinne des dialektischen Dreischritts) bezeichnet wird, oder wenn der Bau des 'Gefesselten Stroms' aus Kreis und Stufen einen Bogen bilden soll. Alle diese Begriffe sind doch höchstens als Metaphern gültig. Wer aber den syntaktischen Aufbau dieser Gedichte untersucht, kommt zu Kennzeichnungen, die der eigentümlich darlegenden, beweisenden, vergleichenden und verkündenden Gedankenführung Hölderlins viel eher gerecht werden. Hier deutet sich ein grundsätzlicher Einwand gegen die Hofsche Terminologie an: sie ist zu gefühlsbetont, zu metaphorisch, zu anthropologisch-haltungsmäßig, zu wenig nah am Wort. Das hängt natürlich mit der frühen Entstehungszeit des Buches zusammen. Es liegt noch vor der Wendung zu einer mehr philologischen Methode und muß von daher beurteilt werden.

In der weiteren Untersuchung geht es Hof vor allem darum, den Gedankenrhythmus der Gedichte in Parallele zu Hölderlins Geschichtsauffassung zu setzen. In solchem Sinne wird der Bau des 'Archipelagus' (185–188) und insbesondere der Bau der Rheinhymne (189–202) erläutert. Die Deutung dieser Hymne als „Preisgesang auf den Weisen" ist neu. Steht sie aber nicht auch in gewissem Gegensatz zu der eigenen Feststellung: „Das Maß der Treue der verschiedenen Wanderer gegenüber dem Göttlichen ist das Grundthema des Gedichts" (190)? Die bekannte Bemerkung vom „Gesetz dieses Gesanges" erfährt eine vorsichtige und kluge Anwendung. Im Anhang setzt sich Hof mit Beißners Deutung dieser Hymne auseinander. Schließlich wird noch der Aufbau von 'Patmos' dargelegt (202–211).

Der nächste Abschnitt über „das Verhältnis von Form und Gehalt" spricht wesentlich von Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne. Walter Hof meint natürlich, daß sich das Verhältnis zwischen Rhythmus und Gehalt bei Hölderlin sehr viel einleuchtender mit seinen eigenen Begriffen erklären lasse, als es irgendeinem anderen Versuch möglich wäre. Ich bin da nicht ganz sicher; denn der „Wechsel der Töne" meint doch etwas Ähnliches wie die antike Rhetorik mit den „modi tractandi" (vgl. dazu meinen Aufsatz 'Auslegung und Erkenntnis' demnächst in der Günther Müller-Festschrift 'Gestaltprobleme der Dichtung'). Wenn Hölderlin diese „modi tractandi" nach dem Schema der Identitätsphilosophie auf den naiven, heroischen und idealischen Ton reduziert und diesen Tönen jeweils bestimmte Haltungen, Stimmungen, Redeweisen (episch, lyrisch, dramatisch) zuweist, so ist das zwar ein Versuch, den Wechsel der Töne in zeitgemäßen Begriffen wieder aufzunehmen, aber zugleich taucht schon mit der Terminologie die Gefahr auf, daß die Darstellungsart zu sehr mit der Haltung und Stimmung verbunden wird. Das Phänomen müßte mit anderen Worten auch lösbar sein, wenn die Übereinstimmung und der Unterschied der Hölderlinschen Töne zu den antiken „modi tractandi" aufgezeigt würde. Jedenfalls hängt die Tatsache, daß Hölderlin nur drei Töne und ihre Abwandlungen kennt, mit der Einführung der drei Großgattungen an die Stelle der Einzelgattungen zusammen. Und eben diese Systema-

tisierung ist ein Kennzeichen und eine Grenze der idealistischen Ästhetik. Das Mißliche von Hölderlins theoretischen Versuchen, das Hof auch gelegentlich zugibt, liegt vermutlich darin, daß er auf ästhetische Weise von spezifischen Formen sprechen will, während von spezifischen Formen doch wohl nur in der Weise einer Poetik zu sprechen wäre. In dieser Vermengung der Ordnungen, der Einzel- und der Großgattungen oder der Aussagebereiche der Poetik und der Ästhetik, liegen die Schwierigkeiten seiner Ableitungen.

Bei seinen Deduktionen kommt Walter Hof dazu, dem Tonwechsel im ganzen einen „symbolischen" Charakter zuzuerkennen (227). Das kann aber nicht nur für die Entsprechung zwischen Ton – Gehalt – Theorie gelten, sondern muß auch im einzelnen gültig sein. Der Gehalt erhält symbolisch, wenn auch in harmonischer Entgegensetzung, in der Form Ausdruck. Hof deutet schließlich selbst an, daß die Korrespondenz der jeweiligen Grundtöne und Kunstcharaktere nur in der idealistischen Subjekt-Objekt-Relation vorhanden sei: „Etwas stellt sich, als Grundton (Gehalt) betrachtet, anders dar, als es sich, als Kunstcharakter (Ausdruckshaltung) betrachtet, darstellt" (236). Als Beispiel wird die siebenstrophige Diotima-Hymne eingehend erläutert, wobei die Ausführungen von Meta Corssen im Hölderlin-Jahrbuch 1951 korrigiert werden.

Nach den Bauformen werden die Anschauungsformen untersucht. Es sind natürlich die idealistischen Anschauungsformen von Raum und Zeit. Der Wechsel und Wandel der Zeit erscheint in dreierlei Gestalt als die „wandelnde", die „reißende" und die „melodischwechselnde Zeit" (vgl. damit Staigers drei Zeitinterpretationen bei Goethe, Brentano und Keller). Im Zusammenhang damit wird Hölderlins Wissen um das Maß und um das „Übermaß" erläutert. Dazu gehört eine eingehende Untersuchung über den Gebrauch des absoluten Komparativs (246–254) und eine ausführliche Aufzählung der verschiedenen Zeitbestimmungen. Erhellend auch die bevorzugten Tages- und Jahreszeiten Hölderlins (273 ff.). Das gibt Gelegenheit, noch einmal auf den „Abendmythos um Christus" (282) zurückzukommen. Zuletzt werden die „Töne der Zeit" als Atmosphäre des Geschehens im 'Hyperion' untersucht (283-289).

Bei der Untersuchung des Hölderlinschen Raumgefühls werden verschiedene atmosphärische und menschliche Situationen gedeutet, um schließlich den drei großen Elementen der Mythik des irdischen Raumes die Aufmerksamkeit zuzuwenden: den Bergen, dem Meer und den Strömen (310–317).

Im letzten Abschnitt werden die „Verdichtungsformen: Wort und Bild" behandelt. Der Vergleich mit der Sprache Georges und Rilkes scheint mir nicht sehr glücklich, obwohl oder weil er vielfach versucht wird. Ein Vergleich mit Trakls Sprache wäre lohnender gewesen. Wichtig aber sind die Beobachtungen zu Hölderlins Gebrauch des „komplexen" Wortes, wobei „in keiner Weise eine Spannung entsteht zwischen der eigentlichen und der 'übertragenen' Bedeutung, denn beide sind ja in einem Komplex eingeschlossen und werden nicht durch eine 'Beziehung' auseinandergehalten" (333). So wird das Hegel-Wort: „Die Natur ist die Idee in ihrem Anderssein" verstanden. Aus dem komplexen Wort kommt die Vertauschbarkeit der Wörter und das Phänomen der „paradoxen Identität": „allzudankbares Denken" = „des Danks Vergessen".

Im Adjektiv sieht W. Hof das lyrische und idealische Wort, im Substantiv das epische und naive Wort. Aber der Versuch, die Vorliebe für bestimmte Adjektive und Substantive auf das Dreierschema der Identitätsphilosophie zurückzuführen, hat schließlich doch nur Wert als Demonstration, daß das Identitätsdenken auch die Sprache ergriffen hat.

Hingegen sind die Seiten über „die Sprache der Krankheit" (365–378) wieder sehr wichtig, weil man vielfach gerade aus den späten Bruchstücken Hölderlins „pindarische" Redeweise oder seine mythische Sendung herauslesen will. Nicht jeder wird beistimmen, wenn zu den Krankheitsprodukten 'Chiron', 'Der Winkel von Hahrdt', 'Die Titanen', 'Der Ister', 'Mnemosyne' und einzelne späte Fassungen gezählt werden (366). Immerhin ist der Hinweis auf das „krankhafte" Hineinreden des Dichters, auf seine „abstrakt-sinnlichen Analogiefäden" als letztes Ordnungselement, auf seinen Rückfall in schwäbische Dialektausdrücke der Erwägung wert: mit der größeren Sinnlichkeit im einzelnen sei nicht eine größere Anschaulichkeit im ganzen verbunden (377/78). Trotzdem gebe ich zu bedenken, daß Walter Hof selbst in der Interpretation später Verse gewisse syntaktische Beziehungen nicht richtig erkennt. So in der späteren Fassung von 'Patmos' (StA 2, 182):

„Wie Morgenluft sind nemlich die Nahmen
Seit Christus. Werden Träume. Fallen, wie Irrtum
Auf das Herz und tödtend, wenn nicht einer
Erwäget, was sie sind und begreift."

Hof bezieht: „Morgenluft wie Träume? Ja. Aber wie Irrtum? . . ." (380). Aber die Namen werden doch zu Träumen (eine Assoziation, die wohl durch den Vergleich „wie Morgenluft" heraufgeführt wird). Und warum soll „wie Morgenluft" die Stimmungsfülle des Morgens enthalten; hängt doch der Inhalt einer Wendung im Gedicht von ihrer funktionalen Stellung ab. Es handelt sich also keineswegs um einen „Spinnwebfaden", an dem sich diesmal die Vorstellungen reihen. Und wenn Hof an solchen Stellen ein „heiles mythisches Weltgefühl" vermißt, dann muß man ihm sein eigenes Wort von der späteren Rückwendung Hölderlins zum christlichen Element entgegenhalten.

Was über das „Bild" und den „Vergleich" vorgebracht wird, hat nicht mehr die aufschließende Kraft wie die früheren Ausführungen zur Sprache. Der glückliche Begriff von der „mythischen Formel" („Ausdruck gestalthaft lebendiger Wesenheit" 386) müßte weiter erläutert werden; denn die Bildgebung Hölderlins ist geradezu ein Strukturelement seiner Gedichte, wie noch jüngst Wolfgang Kayser in der Interpretation von 'Stimme des Volks' ('Die deutsche Lyrik', 1956) gezeigt hat. Auch das kurze Kapitel über den Wie-Vergleich verlangt nach einer Weiterführung, weil der Vergleich ein wichtiges Element im Aufbau der Gedichte ist, wie sich an der Erweiterung der Kurzoden zeigen läßt.

Somit komme ich immer wieder auf den eingangs erwähnten Einwand zurück: die Methode, Hölderlin durch Hölderlin zu erklären, bewegt sich in einem hermeneutischen Zirkel, und sie wird immer Gefahr laufen, beim Selbstverständnis des Dichters zu einem gewissen Zeitpunkt stehen zu bleiben und Früheres oder Späteres, Nichterwähntes und Ungewußtes nicht zu erfassen. Das zeigt sich hier schon in der Auswahl der besprochenen Gedichte: es fehlen die ganz frühen und die späten Gedichte. Das sind die Grenzen, die sich das integrale Verstehen des Historismus selber setzt. Hier kommen die Grenzen daher, daß die Aufsätze der Homburger Zeit als einzige Kategorientafeln befragt werden. Trotzdem erweist gerade Walter Hofs Buch, wie notwendig von Zeit zu Zeit zur Korrektur der gängigen Interpretation das historische Verstehen ist. Mehr wäre allerdings die Beziehung auf die „communis opinio omnium in litteris". Wie aber soll das möglich sein, solange keine richtungweisende Poetik der Dichtung um 1800 da ist?

Clemens Heselhaus

HÖLDERLIN-BIBLIOGRAPHIE 1951-1955

VON

MARIA KOHLER

Mit dieser Teil-Bibliographie beginnen die Fortsetzungen der 1953 als Nr. 1 der Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs erschienenen 'Hölderlin-Bibliographie 1938–1950'. Sie sind nach den gleichen Grundsätzen eingerichtet. Die Numerierung der Titel wird weitergeführt, um das Zitieren zu erleichtern und Verwechslungen zu vermeiden. Die Verweisungen auf die laufenden Nrn. 1–1315 beziehen sich auf die 'Bibliographie 1938–1950'. Ebenso wie diese enthält hier die I. Abteilung die Drucke der Werke Hölderlins (wobei lediglich die deutschen Anthologien im Ausland ⟨D, f⟩ wegfallen), die II. Abteilung die Literatur über Hölderlin nach Jahren, innerhalb der Jahre alphabetisch geordnet. In dieser Abteilung sind die *Nach*drucke von Dichtungen *über* Hölderlin (Gedichte, Erzählungen, Dramen usw.) – wie etwa Rilkes Gedicht 'An Hölderlin' oder Hermann Hesses Erzählung 'Im Presselschen Gartenhaus' –, die in alle Werkausgaben der betreffenden Autoren aufgenommen werden, nicht mehr verzeichnet. – Die Auswahl der Titel ist, besonders was Publikationen in der Tagespresse anbetrifft, noch strenger gehandhabt. Ein * vor der laufenden Nummer bedeutet, daß von dem betreffenden Titel noch kein Exemplar eingesehen werden konnte.

Ein *Nachtrag* verzeichnet die nach 1950 erschienenen Rezensionen zu bereits in der 'Bibliographie 1938–1950' enthaltenen Büchern. Das Register der *Zeitschriften* ergänzt das entsprechende Register in der 'Bibliographie 1938–1950' und wiederholt die dort schon aufgeführten Zeitschriften nicht. Im *Autoren*-Register findet man alle Namen (auch Übersetzer, Herausgeber, Rezensenten usw.). Auf ein *Sach*register konnte für diese wenigen Jahre verzichtet werden, es wird später für einen größeren Zeitraum zusammenfassend publiziert werden. Einstweilen kann auf den ausführlichen Sachkatalog im Hölderlin-Archiv verwiesen werden.

Die laufenden Fortsetzungen der Bibliographie wollen alle an der Hölderlin-Forschung Beteiligten und Interessierten möglichst schnell über die Neuerscheinungen und den allgemeinen Stand der Arbeit unterrichten. Wir bitten, die Bemühungen des Hölderlin-Archivs durch Ergänzungen, Hinweise, Berichtigungen und Benachrichtigungen, Übersendung von Abdrucken usw. freundlichst zu unterstützen.

ABTEILUNG I: WERKE HÖLDERLINS.

A. ERSTDRUCKE.

1316. Winter (Wenn sich das Laub ...); Der Frühling (Der Tag erwacht ...); Stammbuchblatt für Johann Christian Benjamin Rümelin (18. Dezember 1786); Stammbuchblatt für Johann Christian Benjamin Rümelin (20. April 1789); Stammbuchblatt für Georg Christoph Friedrich Rueff. – In: Hölderlin. Sämtliche Werke. (Große Stuttgarter Ausg.) Bd 2. 1951. S. 295, 307, 345, 347, 349 s. Nr. 1320.

1317. Ein unbekannter Brief Hölderlins. Mitget. u. erl. von *J[ohann] L[udwig] Döderlein* und *Adolf Beck*. – Die Zeit. Jg 6. Hamburg, 20. September 1951.
An Immanuel Niethammer. Frankfurt am Main. d. 24 Februar 1796 s. Nr. 1320 Bd 6, S. 202–203; übers. ins Schwedische durch *Nils-Olof Andersson:* Arbetaren. Stockholm, 22. Januar 1952 u. d. T.: Ett brev från Hölderlin.

1318. Hölderlin. Friedensfeier. Hrsg. u. erl. von *Friedrich Beißner*. – Stuttgart: Kohlhammer 1954. 42 S. (Bibliotheca Bodmeriana. 4.)
Gleichzeitig: Hölderlin-Jahrbuch 1954, 1–7, 9 s. Nr. 1646.
R: *Pierre Grappin:* Les Langues Modernes. 49, 1955, 266–268. – *Walter Hof:* Wirkendes Wort. 6, 1955/56, 120–121. – s. a. Nr. 1725.*

1319. Brief an die Mutter. Tübingen, August 1790. – In: Hölderlin. Sämtliche Werke. (Große Stuttgarter Ausg.) Bd 6. 1954. S. 470–471 s. Nr. 1320.
Gleichzeitig: Hölderlin-Jahrbuch 1954, 8 u. 10 s. Nr. 1646.

B. GESAMTAUSGABEN.

1320. Hölderlin. Sämtliche Werke. (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftr. d. Württembergischen Kultministeriums hrsg. von *Friedrich Beißner*. Große Stuttgarter Ausg. 1.–3. Taus.) – Stuttgart: Kohlhammer; Cotta. 4°
Bd 2. Gedichte nach 1800. Hrsg. von *Friedrich Beißner*. 1951. 1003 S.
Hälfte 1. Text. S. 1–374; Hälfte 2. Lesarten und Erläuterungen. S. 377–1003.
Bd 5. Übersetzungen. Hrsg. von *Friedrich Beißner*. 1952. 547 S.
Bd 6. Briefe. Hrsg. von *Adolf Beck*.
Hälfte 1. Text. 1954. S. 1–471.
Bd 1. s. Nr. 23.
R: *Giovanni Vittorio Amoretti:* Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Serie 2. 20, 1951, 290–293 (Bd 2). – ders.: Paideia. 9, 1954, 138–139 (Bd 5). – *Robert L[ivingstone] Beare:* The Germanic Review. 27, 1952, 211–219 (Bd 2). – *Hans Eberhard Friedrich:* Die Neue Zeitung. Frankfurt a. M., 13./14. Dezember 1952. Literaturbl. u. d. T.: Hölderlin-Hebbel-Droste-Schönherr (Bd 2). – *Rudi Goldschmit:* Die Bücher-Kommentare. 3, 1954, Nr. 1, S. 11 u. d. T.: Klassiker (Bd 1, 2 u. 5). – *Arthur Häny:* St. Galler Tagblatt. 31. Mai 1952. Abendausg. (Bd 2); wenig veränd. auch: Neue Schweizer Rundschau. N. F. 20, 1952/53, 297–302. – *Michael Hamburger:* German Life & Letters. 7, 1953–54, 69–71 (Bd 1 u. 2). – *Clemens Heselhaus:* Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 14. Juni 1952 (Bd 2). – *Fern[and] Hoffmann:* Academia. Jg 1953, 39–43 (Bd 2). – *Wilhelm Hoffmann:* Stuttgarter Zeitung. 26. Januar 1952 (Bd 2). – ders.: Stuttgarter Zeitung. 16. Mai 1953 (Bd 5). – *Ulrich Jung:* Eckart. 21, 1952, 455–457 (Bd 2) u. d. T.: Triumph und Grenze der Philologie. – *Lothar Kempter:* Sonntagspost. Jg 72. Winterthur, 22. März 1952. S. 50–52 (Bd 1 u. 2) u. d. T.: Rechtfertigung der Philologie. – ders.: Sonntagspost. Jg 73. Winterthur, 21. November 1953. S. 193–195 (Bd 5). – ders.: Euphorion. 48, 1954, 363–369 (Bd 2 u. 5). – *Eduard Lachmann:* Wort und Wahrheit. 7, 1952, 379–381 (Bd 2). – ders: Wort und Wahrheit. 8, 1953, 621 (Bd 5). – *Bertil Malmberg:* Bonniers Litterära Magasin. 21, 1952, 760–763 u. d. T.: Från Hellingrath till Beißner (Bd 2). – *E[rnst] M[üller]:* Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 16. Januar 1952 (Bd 2). – ders.: Schwäbische Heimat. 3, 1952, 2–6; wenig verändert auch: Universitas.

* Zur 'Friedensfeier' s. a. S. 105–109 in diesem Jahrbuch.

7, 1952, 465–472 (Bd 2). – *Rodolfo Paoli:* Letterature moderne. 6, 1955, 97–104. – *R[onald] Peacock:* The Modern Language Review. 48, 1953, 229 (Bd 2). – *Hans Pyritz:* Hölderlin-Jahrbuch 1953, 80–105 u. d. T.: Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe (Bd 2) s. Nr. 1589; dazu *Eduard Lachmann:* ebda. 1954, 140–141 u. d. T.: Hinweis auf Tatsachen. – *M[ax] R[ychner]:* Die Tat. Zürich, 11. Oktober 1952 (Bd 1 u. 2). – *A[lfred] Schlagdenhauffen:* Études Germaniques. 9, 1954, 73–74 (Bd 2). – ders.: Études Germaniques. 10, 1955, 75 (Bd 5). – *Dietrich Seckel:* Neue Literarische Welt. Jg 3. Darmstadt, 10. Januar 1952 (Bd 2). – *H[endricus] Sparnaay:* Erasmus. 7, 1953/54, 285–286 (Bd 5). – *Emil Staiger:* Neue Zürcher Zeitung. 24. November 1951. Morgenausg. Bl. 4; Fernausg. Bl. 5 (Bd 2). – ders.: Neue Zürcher Zeitung. 12. Juli 1953; Fernausg. 11. Juli 1953. Bl. 4 (Bd 5). – *F[elix] St[össin]g[e]r:* Volksrecht. Zürich, 15. September 1953 (Bd 1 u. 2). – ders.: Das Bücherblatt. Jg 17. Zürich, 10. Dezember 1953 (Bd 1 u. 2). – *Leone Traverso:* Il Mattino dell' Italia Centrale. Firenze, 16. April 1952 u. d. T.: Riscoperta di Hölderlin (Bd 2). – s. a. . . .: The Times Literary Supplement. Jg 54. London, 29. Juli 1955. – *Victor Leemans:* Friedrich Hölderlin nu. 1955 s. Nr. 1757. – *Helmut Uhlig:* Neue Deutsche Hefte. [2], 1955, H. 13, S. 70 f. u. d. T.: Klassikerausgaben heute; auch: Das Antiquariat. 11, 1955, Nr. 13–16, S. 6–8.

1321. Hölderlins Werke in einem Band. Erl. u. gedeutet f. d. Gegenwart. (Hrsg. u. Verf.: *Anton Brieger.*) [6.–10. Taus.] – (Salzburg: Verl. „Das Bergland-Buch" 1952.) 983 S., 35 Abb. (Die Bergland-Buch-Klassiker.)
1. Aufl. 1950 s. Nr. 29.
R: s. Nr. 1441.

1322. Friedrich Hölderlin. Dichtungen und Briefe. (Hrsg. u. mit einem Nachw. vers. von *Hannsludwig Geiger.*) – München: Winkler-Verl. (1952). 791 S.
Gedichte; Hyperion; Thalia-Fragment; Der Tod des Empedokles; Empedokles-Fragmente; Hymnen des Pindar; Briefe.

1323. Friedrich Hölderlin. Hrsg. u. eingel. von *Ernst Müller.* [Bd 1 u. 2 in einem Bd. 3. erw. Aufl.] – Stuttgart: Kohlhammer (1952). (Das Meisterwerk.)
[Bd 1.] Gedichte. 556 S.
[Bd 2.] Hyperion; Empedokles [alle Fassungen]; Briefe [Auswahl]. 576 S.
Frühere Aufl. s. Nr. 26; Lizenzausg. [d. 1. Aufl. 1947–48]: [Gütersloh:] Bertelsmann (1952).
R: *Helmut Gumtau:* Heute und Morgen. [4], 1954, 554–556 u. d. T.: Die Dichter sollen weltlich sein. – *[Karla John]s:* Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 31. März 1953. – *Hermann Missenharter:* Stuttgarter Nachrichten. 8. August 1953 u. d. T.: Freundlicher Umgang mit Klassikern. – *Wilhelm Schröder:* Bücherei und Bildung. 5, 1953, 1313–1314. – *Paul Wanner:* Stuttgarter Zeitung. 11. April 1953.

1324. Hölderlin. Sämtliche Werke. (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftr. d. Württembergischen Kultministeriums hrsg. von *Friedrich Beißner.* Kleine Stuttgarter Ausg.) – Stuttgart: Kohlhammer; Cotta.
Bd 2. Gedichte nach 1800. Hrsg. von *Friedrich Beißner.* 1953. 537 S.
Mit Einführung in Hölderlins Lyrik s. Nr. 1529.
Bd 5. Übersetzungen. Hrsg. von *Friedrich Beißner.* 1954. 428 S.

Bd 1. 1944 bzw. 1946 s. Nr. 24.
R: *Wilhelm Hoffmann:* Stuttgarter Zeitung. 31. Dezember 1953 (Bd 2).

1325. Friedrich Hölderlin. Werke. – Tübingen: Rainer Wunderlich Verl. [1953]. 1315 S. (Sammlung Leins.)
Gedichte; Vorstufen zum Hyperion; Hyperion; Empedokles [alle Fassungen]; Übersetzungen; Philosophische Schriften.

C. TEILAUSGABEN UND AUSZÜGE.

1326. So spricht Hölderlin. (Hrsg. von *Fritz Werle* und *Ursula von Mangoldt.*) – München-Planegg: Barth-Verl. 1953. 127 S. (Lebendige Quellen zum Wissen um die Ganzheit des Menschen.)
Gedichte; Auszüge aus dem gesamten Werk.

1327. Hölderlin. Ein Lesebuch für unsere Zeit. Von *Tilly Bergner* und *Rudolf Leonhard.* (1.–10. Taus.) – Weimar: Thüringer Volksverl. 1954. VIII, 488 S. (Lesebücher für unsere Zeit.)
Gedichte [Teils.]; Hyperion; Der Tod des Empedokles; Briefe [Teils.]; Dokumente; S. 5–56 Vorw. von *Rudolf Leonhard* s. a. das Vorw. zu Nr. 1359.
R: *S[iegfried] G[läss]:* Freies Volk. Düsseldorf, 7. Dezember 1955 u. d. T.: Bekanntschaft mit der Weltliteratur. – *Traude Rohrsdorf:* Die Buchbesprechung. Jg 1954, Nr. 367. – *E[lse] S[chulze]:* Thüringische Landeszeitung. Weimar, 28. Oktober 1954 u. d. T.: „In ew'ger Jugend lebt mit euch mein Bild."

1328. Friedrich Hölderlin. Gesammelte Werke. (Eingel. von *Bernt von Heiseler.* Besorgt von *Robert Honsell* und *Hans Jürgen Meinerts.* 1.–12. Taus.) – [Gütersloh:] Bertelsmann (1954). 581 S.
13.–18. Taus. 1955.
Gedichte; Hyperion; Empedokles (Erste Fassung: Der Tod des Empedokles; Zweite Fassung: Der Tod des Empedokles; Dritte Fassung: Empedokles auf dem Ätna).
R: *F. Kauz:* Volksstimme. St. Gallen, 26. Februar 1955. – *H[ans] J[oachim] Nimtz:* Ruhr-Nachrichten. Dortmund, 25. April 1955 u. d. T.: Schmerzensreiche Dichtung.

D. EINZELAUSGABEN.

a) Gedichte.

1329. Friedrich Hölderlin. Dichtungen. Eine Ausw. von *Johannes R[obert] Becher* mit einer Einf. von *Georg* [d. i. *György*] *Lukács.* – Berlin: Rütten & Loening (1952). 170 S.
Frühere Drucke d. Einf. von *Georg Lukács* u. d. T.: Hölderlins Hyperion s. Nr. 998; auch in Nr. 1577.
R: *Wolfgang Carlé:* Junge Welt. Berlin, Ostsektor, 5. März 1953 u. d. T.: Der Sänger des Vaterlandes. – *Franz Hammer:* Das Volk. Langensalza/Erfurt, 26. November 1952. – *Ernst Kluft:* Neue Zeit. Berlin, Ostsektor, 20. Mai 1953. – *Karl Stitzer:* Märkische Volksstimme. Potsdam, 23. Januar 1953. – *Eduard Zak:* Sonntag. Jg 8. Berlin, Ostsektor, 12. Juli 1953 u. d. T.: Hölderlins Dichtung heute. – . . .: Der Morgen. Berlin, Ostsektor, 8. Februar 1953 u. d. T.: Dichterisches Vorbild der Jugend.

1330. Friedrich Hölderlin. Gedichte. (111.–115. Taus.) – (Wiesbaden:) Insel-Verl. (1953). 90 S. (Insel-Bücherei. 50.)
116. bis 124. Taus. 1955; frühere Aufl. s. Nr. 57.

1331. Friedrich Hölderlin. Gedichte. (Ausgew. von *Hans Christoph Schöll.*) – Freiburg i. Br.: Hyperion-Verl. [1953]. 153 S. (Hyperion-Bücherei.)

1332. Friedrich Hölderlin. An den Äther. (Dieses Buch schuf *Josef Weisz* im Auftr. d. Ges. d. Bibliophilen.) – (München 1953: Saupe.) 9 Bl. mit Abb. nach Art eines Blockbuches. 4°

1333. Friedrich Hölderlin. Mein Eigentum. (Gedr. f. d. Teilnehmer an d. Jahresversammlung d. Friedrich Hölderlin Gesellschaft.) – (Offenbach a. M. 1954: Post.) 2 Bl. [Umschlagt.]

1334. Friedrich Hölderlin. Gedichte. Ausgew. u. erl. von *Ludwig Voit* und *Michael Scherer.* – München: Kösel-Verl. (1954). 157 S. (Dichtung im Unterricht. 1.)
R: *Erich Hock:* Wirkendes Wort. 5, 1954/55, 188.

1335. Hölderlin. Gesang des Deutschen. (Dem Herrn Bundespräsidenten Professor Dr. Theodor Heuss gewidmet zum 70. Geburtstag vom Verwaltungsausschuß d. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe.) – ([Stuttgart] 1954: [Schriftgießerei Weber].) 4 Bl. 2°

1336. Friedrich Hölderlin. Schicksalslied. Ausgew. Gedichte. (Ausw. u. Nachw.: *Walter Zeleny.*) – Wien: Kremayr & Scheriau [1954]. 95 S.
Auch Wien: Buchgemeinschaft Donauland [Kremayr & Scheriau 1954].

*1337. Hölderlin. Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Zeugnisse aus dem nationalen Literaturerbe. – (Leipzig: Hochschule f. Grafik u. Buchkunst [19]55.) 8 Bl.

1338. Friedensfeier. Von Friedrich Hölderlin. (Sonderdr. f. d. Gäste d. Vortrages von *Friedrich Beißner* . . . im Plenarsaal d. Deutschen Akademie der Künste zu Berlin am 19. Oktober 1955 über das Thema: „Der Streit um Hölderlins Friedensfeier".) – (Berlin 1955: Graphische Werkstätten.) 3 Bl. [Umschlagt.]

b) Hyperion.

1339. Eine Homburger Handschrift von Hölderlin („Abschied von Salamis"). – (Bad Homburg v. d. H. [1951]: Hölderlin-Handpresse.) 6 Bl. 4°
Mit Lichtdruck der Handschrift.

1340. Friedrich Hölderlin. Hyperion oder der Eremit in Griechenland. [Neudr.] – Leipzig: Reclam ([19]51). 144 S. (Reclams Universal-Bibliothek. 559/60.)
Neudr. ferner 1953; [4. Aufl.] Mit einem Nachw. von *Kurt Kanzog* [1955]. 156 S.; frühere Aufl. s. Nr. 95.
Dass. Stuttgart: Reclam-Verl. (1951). 175 S.; Neudr. 1953.

1341. Friedrich Hölderlin. Hyperion oder Der Eremit in Griechenland. (Nachw.: *Wilhelm Lehmann.*) – Hamburg-Berlin: Deutsche Hausbücherei [1953]. 263 S. (Lebendige Weltliteratur.)

c) Empedokles.

1342. Friedrich Hölderlin. „Der Tod des Empedokles." Rundfunkbearb. d. ersten Fassung: *Walther Killy.* – ([Tübingen 19]51.) 51 Bl. 4° [Msch.schr.autogr.] München, Bayerischer Rundfunk, Sendung am 28. Februar 1951.

1343. Der Tod des Empedokles von Friedrich Hölderlin. [Funkbearb. von *Mathias Wiemann.*] – o. O. [1951]. 51 Bl. 4° [Msch.schr.autogr.] Köln, Nordwestdt. Rundfunk, Sendung am 6. September 1951.

1344. Friedrich Hölderlin: „Der Tod des Empedokles." Einf. u. Szenenausw. von *Anton J. Gail.* T. 1. 2. – o. O. (1952). 4° [Msch.schr.autogr.]
T. 1. 17 Bl.; T. 2. 15 Bl.
Köln, Nordwestdt. Rundfunk, Abt. Schulfunk, Sendung am 16. u. 23. April 1953.

d) Übersetzungen.

1345. *Bertolt Brecht.* Die Antigone des Sophokles. Nach der Hölderlinschen Übertragung f. d. Bühne bearb. – Sinn und Form. 4, 1952, H. 5, S. 71–120.
Auch als Anhang zu: *Brecht, Bertolt* und *Caspar Neher:* Antigonemodell 1948. [Wenig veränd. Neuausg.] – Berlin: Henschelverl. Kunst und Gesellschaft 1955. 23 Bl. s. Nr. 1723; frühere Ausg. s. Nr. 129.

e) Briefe.

1346. Friedrich Hölderlin. Reise an den Rhein im Jahre 1788; Reisebriefe aus Frankfurt, Rastatt, St. Gallen, Nürtingen. – (Köln 1954.) 10 Bl. 4° [Msch.schr. autogr.] („Romantiker auf Reisen." 1.) Köln, Nordwestdt. Rundfunk, Abt. Kulturelles Wort, Sendung am 20. Juni 1954.

1347. Briefe Hölderlins. ([Mit einem] Nachw. v. *[Adolf] v. Grolman.* 51.–57. Taus.) – (Wiesbaden:) Insel-Verl. (1954). 90 S. (Insel-Bücherei. 506.)
Frühere Ausg. s. Nr. 133.

f) Deutsche Anthologien im Ausland s. Einleitung.

g) Übersetzungen in fremde Sprachen.

Baskisch

1348. Hoelderlinen „Schicksalslied". Krutwig'tar *F[ederico] K[rutwig].* – Gernika. 5, 1951, Nr. 16, S. 10.

Dänisch

1349. Friedrich Hölderlin. Til Parcerne; Afskeden; Menons Klager over Diotima; Som naar paa Højtidsdage . . .; Halvdelen af Livet. Oversat af *Thorkild Bjørnvig.* – Heretica. 6, 1953, 339–351.
An die Parzen; Der Abschied; Menons Klagen um Diotima; Wie wenn am Feiertage . . .; Hälfte des Lebens.

1350. Friedrich Hölderlin. Brød og vin; Mnemosyne. (Oversat af *Thorkild Bjørnvig.*) – Vindrosen. 2, 1955, 332–338.
Dazu s. Nr. 1717.

Englisch

1351. Hölderlin. His Poems transl. by *Michael Hamburger* with a critical study. (2. [erw.] ed.) – London: The Harvill Press (1952). 274 S.
Auch (New York:) Pantheon Books (1952).
Deutsch und englisch.
1. Aufl. u. d. T.: Poems of Hölderlin s. Nr. 154.
R: *J[ohn] M[ichael] Cohen:* The Spectator. Vol. 189. London, 5. Dezember 1952. – *D[ennis] J[oseph] Enright:* The Month. N. S. 9, 1953, 313 u. d. T.: Nation unto Nation. – *R[obert] W[illard] Flint:* The Hudson Review. 6, 1953, 308–313. – *Wallace Fowlie:* Saturday Review. Vol. 36. New York, 21. März 1953 u. d. T.: Across a Pair of Centuries. – *Francis Golffing:*

Partisan Review. 20, 1953, 428–430. – *Joe Lederer:* Englische Rundschau. Jg 2. Köln, 7. November 1952. – *Edwin Muir :*The Observer. London, 12. Oktober 1952. – *Alfred F. Pahlke:* The Milwaukee Journal. 28. Juni 1953. – *[Kathleen Raine:]* The Listener. Jg 25. London, 14. Mai 1953. – *Kenneth Rexroth:* New York Times Book Review. Vol. 58. New York, 19. Juli 1953 u. d. T.: Sensibility Minus Spleen. – *Thomas Riggs:* The Nation. Vol. 176. New York, 2. Mai 1953. – *Stephen Spender:* The new Statesman and Nation. Vol. 44. London, 20. Dezember 1952 u. d. T.: The German Muse. – ders.: New Republic. Vol. 128. Washington, 30. März 1953 u. d. T.: A German Romanticist. – *[Godfrey Turton:]* Truth. Jg 76. London, 28. November 1952 u. d. T.: Schiller's Disciple. – . . .: The Times Literary Supplement. Jg 52. London, 6. Februar 1953 u. d. T.: Interpreting Hölderlin; dazu *Michael Hamburger* ebda. 13. Februar 1953. – * . . .: Canadian Forum. 32, 1953, 284–285. – * . . .: San Francisco Chronicle. 3. Mai 1953, S. 16.

1352. Hälfte des Lebens. Von Friedrich Hölderlin. Die engl. Übersetzung: Von *Geoffrey Grigson.* – Neue Literarische Welt. Jg 4. Darmstadt, 10. April 1953.
Auch in Nr. 153.

1353. Selected Poems of Friedrich Hölderlin. The German Text, transl. with an Introd. and Notes. By *J[ames] B[lair] Leishman.* 2. ed. Revised and Enlarged. – London: The Hogarth Press 1954. 156 S.
1. Aufl. s. Nr. 159.
R: *R[onald] D[ouglas] Gray:* The Cambridge Review. Jg 76. Cambridge, 27. November 1954. – *C[harles] P[hilipp] Magill:* German Life & Letters. N. S. 8, 1954–55, 226–227. – *L[eonard] A[shley] Willoughby:* Time & Tide. Jg 35. London, 1. Januar 1955 u. d. T.: The German Muse.

1354. To the Fates. Hölderlin. [Übers. v.] *Vernon Watkins.* – Poetry. 84, 1953/54, 220.

1355. Celebration of Peace by Friedrich Hölderlin. Transl. by *Michael Hamburger.* – German Life & Letters. N. S. 8, 1954–55, 88–102.
Mit Kommentar; Text der Hymne auch deutsch.
s. a. Nr. 1422.

Französisch

1356. *René Lasne.* Anthologie de la poésie allemande des origines à nos jours. [Ed. bilingue. 35e éd.] Bd 1. – Paris: Stock 1951. VIII, 289 S.
Gedichte Hölderlins S. 173–206; S. 281–282 Anmerkungen.
1. Aufl. s. Nr. 196.

1357. Hoelderlin. La démarche de l'esprit poétique; Sur la loi de liberté. Textes trad. par *Denise Naville.* – Cahiers d'Art. 27, 1952, 205–210.

1358. Hypérion [Ausz.] de Hoelderlin. [Trad. par] *Philippe Jaccottet.* – Pour l'Art. 6, 1953, Nr. 30, S. 14–17.

1359. Hölderlin [Werke, Ausz.]. Étude et présentation par *Rudolf Leonhard* et *Robert Rovini.* Choix de textes, bibliographie, dessins, portraits, fac-similés.– (Paris:) Seghers (1953). 221 S. (Poètes d'Aujourd'hui. 36.)
Vorw. von *Rudolf Leonhard* s. a. Nr. 1327.
R: *Pierre Berger:* Preuves. 4, 1954, 95–96. – *André Dalmas:* La Tribune des Nations. Paris, 12. Juni 1953. – *Paul Marnel:* La Flandre Liberale. Gand, 17.Oktober 1953.– *Édmond Vandercammen:* Le Soir. Bruxelles, 25.Juli 1953.

1360. Friedrich Hölderlin. Note sur la différence des genres poétiques; Quelques fragments sur les genres poétiques; Note sur l'exposition et le langage. ⟨Trad. de l'allemand par *Denise Naville.*⟩ – Les Lettres Nouvelles. 1, 1953, 1280–1292.

1361. Hölderlin. Fête de Paix. ⟨Texte en français d'*Armand Robin.*⟩ – La nouvelle Nouvelle Revue Française. 3, 1955, 182–192.
Text der Hymne auch deutsch.
s. a. Nr. 1430.

Japanisch

*1362. Hölderlin. Hyperion. *Suita Junsuke* yaku. – Tôkyô: Shinchôsha 1951. 277 S. (Shinchô-Bunko. 274.)
[2. Aufl.] 1952.
S. 1–245 Text; S. 246–264 Anmerkungen; S. 265–277 Nachwort.

1363. Friedrich Hölderlin. Higeki Empedokles. Hölderlin saku, *Tani Tomoyuki* yaku. – Tôkyô: Iwanami Shoten 1953. 347 S. (Iwanami Bunko. 4972–4974.)
[Empedokles. Ein Trauerspiel. Übers. von . . .]
S. 285–315 Anmerkungen d. Übersetzers; S. 317–347 Erläuterungen.

Italienisch

1364. Hälfte des Lebens. Friedrich Hoelderlin ⟨trad. di *Ugo Frey*⟩. – Libera Stampa. Lugano, 3. April 1951.

1364a. *Aligi Sassu.* Isole. Con poesie di Hölderlin trad. da *Ervino Pocar.* – Milano: Edizioni d'Arte Moneta [1951]. nicht pag.
Ermunterung. Zweite Fassung; Der gefesselte Strom; Dichtermut. Erste Fassung.

1365. Friedrich Hölderlin. L'ultimo canto d'Iperione. ⟨Trad. in v. di *Vincenzo Errante.*⟩ – Selezione Poetica. 1, 1954. No 2.
Letzte Verse aus dem „Hyperion" (Wie der Zwist der Liebenden . . .); auch in Nr. 231.

1366. Friedrich Hölderlin. Festa di Pace. ⟨Trad. di *Leone Traverso.*⟩ – L'Approdo. 3, 1954, Nr. 4, S. 26–30.
Auch in Nr. 1368.

1367. Patmos. [Alle Fassungen. Übers. v.] *Leone Traverso.* – In: *Traverso:* Sugli ultimi inni di Hölderlin. 1954 s. Nr. 1700.
Auch in Nr. 1368.

1368. Hölderlin. Inni e Frammenti. (A cura di *Leone Traverso.*) – (Firenze:) Vallecchi (1955). 363 S. (Collana Cederna.)
Deutsch und italienisch; einzelne Übertragungen s. a. Nr. 234, 1366, 1367; Einleitung: Sugli ultimi inni di Hölderlin s. a. Nr. 1700.

1369. Lirici tedeschi, trad. da *Diego Valeri.* [Neuausg.] – Milano: (Scheiwiller 1955). 78 S. (Pagine di letterature straniere antiche e moderne. 3.)
Deutsch und italienisch; S. 6–17: Hölderlin (Hyperions Schicksalslied; An die Parzen; Abbitte; Andenken).
1. Aufl. 1942; einzelne Übertragungen s. a. Nr. 228.
s. a. Nr. 1602.

Niederländisch

1370. Friedrich Hölderlin. Empedocles op de Etna. Vertaling en voorwoord door *Henri Bruning.* – Tielt/Den Haag: Lannoo 1955. 59 S.

Schwedisch

1371. *Bertil Malmberg.* Idealet och livet. Klassisk diktning i översättning. – Stockholm: Bonnier (1951). 115 S.
S. 61–82: Hölderlin (Da ich ein Knabe war . . .; Hyperions Schicksalslied; Geh unter, schöne Sonne . . .; Patmos; Hälfte des Lebens; Sonst nämlich, Vater Zeus); einzelne Übertr. auch Nr. 270, 272, 276.

1372. Friedrich Hölderlin. Två dikter. I svensk tolkning av *Johannes Edfelt.* – Allers. Jg 77. Hälsingborg, 22. November 1953. S. 10.
Der Abschied, v. 1–4; Der gute Glaube.

1373. Mycket gör den goda stunden. Av Friedrich Hölderlin. Svensk tolkning av *Johannes Edfelt.* – Dagens Nyheters Julläsning. – Stockholm, [Weihnachten] 1953, S. 8.
Das Nächste Beste.

1374. *Arnold Ljungdal.* Till mänska Klarnad. Dikter. – Stockholm: Norstedt (1953). 92 S.
S. 31–50: Ur Hölderlins Sjukdom (Die Titanen, v. 40–61; Kolomb; Wie wenn am Feiertage . . ., v. 1–27, 45–66; Zu Sokrates Zeiten [Bruchstück 16]; Wie Vögel langsam ziehn . . .; Wenn aber die Himmlischen . . ., v. 1–12, 28–42; Wie wenn am Feiertage . . ., Schluß; Versöhnender der du nimmergeglaubt . . ., v. 1–13; An die Madonna, v. 127–139).

1375. Hyperions ödessång. ⟨Svensk tolkning av *Bertil Malmberg.*⟩ Till parcerna. ⟨Svensk tolkning av *Vilhelm Ekelund.*⟩ – Röster i Radio. Stockholm, 20. November 1953.
Auch in Nr. 272, 1371.

1376. Ode och brottstycken. Av Friedrich Hölderlin. I svensk tolkning av *Johannes Edfelt.* – Svenska Dagbladet. Stockholm, 7. Februar 1954.
Lebenslauf (1 Strophe); Neue Welt [Hellingrath Bruchstück 11]; Die Purpurwolke [Hellingrath Bruchstück 20].

1377. Till Parcerna. Av Friedrich Hölderlin. Svensk tolkning av *Estrid Tenggren.* – Ord och Bild. 63, 1954, 176.
An die Parzen.

1377a. *Johannes Edfelt.* Lyriska tolkningar. Hölderlin, Rilke, Werfel m. fl. – Stockholm: Bonnier (1955). 89 S.
S. 10-15 Menschenbeifall; Das Unverzeihliche; Die Liebenden; Lebenslauf (1 Strophe); Advocatus diaboli; Προς ἑαυτον; Auf falbem Laube . . .; Das Nächste Beste; Die Purpurwolke [Hellingrath Bruchstück20]. – Die Liebenden auch in Nr. 1372; Lebenslauf, Die Purpurwolke auch in Nr. 1376; Das Nächste Beste auch in Nr. 1373.

Spanisch

*1378. Friedrich Hölderlin. Grandes elegías. Versión, prólogo y notas: *Wera* y *Ludwig Zeller.* – Santiago de Chile: Editorial Universitaria 1951. 114 S.

Ungarisch

1379. *Képes Géza.* Válogatott műfordítások. – (Budapest:) Szépirodalmi könyvkiadó 1951. 383 S.
S. 100 Hälfte des Lebens.

ABTEILUNG II: LITERATUR ÜBER HÖLDERLIN.

1951

1380. *Amoretti, G[iovanni] V[ittorio]:* Hölderlin, appunti alle lezioni a cura di *V[incenzo] Villa.* – Milano: Malfasi (1951). 150 S. [Msch.schr.autogr.]

1381. *Bach, Rudolf:* Erneuerung der Oper. Bemerkungen zu Orffs „Antigonae". – Die Neue Zeitung. München, 23. Januar 1951.
Zur Aufführung in München.

1382. *Beck, Adolf:* Hölderlin und das Stift im November 1789. – In: Wilhelm Hoffmann zum fünfzigsten Geburtstag am 21. April 1951. – (Stuttgart 1951: Scheufele.) S. 18–33.

1383. *Beck, Adolf:* Vorarbeiten zu einer künftigen Hölderlin-Biographie. 2. Moritz Hartmanns 'Vermuthung'. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 50–67 s. Nr. 1402.
1. Zu Hölderlins Rückkehr von Bordeaux s. Nr. 1252.
Vorbericht: *Edwin Möhrke:* Die Neue Zeitung. München und Frankfurt a. M., 28. März 1950 u. d. T.: Legenden um Hölderlin.

1384. *Beißner, Friedrich:* Dichterberuf. Vortrag in d. Jahresversammlung d. Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 19. März 1950 zu Tübingen. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 1–18 s. Nr. 1402.

1385. *Beißner, Friedrich:* Hölderlins Hymne an das Schicksal. (Vortrag in d. English Goethe Society zu London am 3. Mai 1951.) – Publications of the English Goethe Society. N. S. 21, 1950–1951, 81–106.

1386. *Berger, Kurt:* Das schöpferische Erleben des lyrischen Dichters in der Nachfolge Goethes. – Marburg ⟨Lahn⟩: Rathmann 1951. 131 S.
S. 32–56: Hölderlin und Novalis. „Mythisches" und „mystisches" Erleben.

1387. *Binder, W[olfgang]:* Bericht über Entwicklung und Tätigkeit der Friedrich Hölderlin Gesellschaft. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 161–163 s. Nr. 1402.

1388. *Boer, Wolfgang de:* Hölderlins Deutung des Daseins. – o. O. [1951]. 121 Bl. 4° [Msch.schr.] Bonn, Phil. Diss.

1389. *Burger, Heinz Otto:* Die Gedankenwelt der großen Schwaben. (2. wenig veränd. Aufl. von „Schwabentum in der Geistesgeschichte" [1933].) – Tübingen & Stuttgart: Rainer Wunderlich Verl. 1951. 247 S.
Hölderlin S. 216–225 u. ö.
R: s. Nr. 1441.

1390. *Corssen, Meta:* L'Idea della tragedia greca nel pensiero di Friedrich Hölderlin. – Rivista di Filosofia. Vol. 42, Ser. 3, Vol. 6, 1951, 48–73.
Dt. Text u. d. T.: Die Tragödie als Begegnung zwischen Gott und Mensch s. Nr. 1182.

1391. *Corssen, Meta:* Der Wechsel der Töne in Hölderlins Lyrik. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 19–49 s. Nr. 1402.

1392. *Doncoeur, Paul:* Présence de Hölderlin. – Études. 269, 1951, 208–219.

1393. *Ernst, Paul:* Erdachte Gespräche. – (Gütersloh:) Bertelsmann 1951. 408 S.
S. 312–326: In der Ewigkeit. Personen: Schiller, Dostojewskij, Hölderlin. Ort: Das Jenseits.
Erstausg. München: Müller 1921. 364 S. (*Ernst,* Gesammelte Werke. Bd 12.) S. 279–293.

1394. *Frey, Hans:* Dichtung, Denken und Sprache bei Hölderlin. – Pfäffikon-Z[üri]ch 1951: Kunz. 188 S. Zürich, Phil. Diss.

R: *O[tto] B[asler]:* National-Zeitung. Basel, 24. August 1952. Sonntags-Beil.; gek. auch: Neue Zürcher Zeitung. 15. November 1953. Sonntagsausg. Bl. 5, Fernausg. 25. November 1953. Bl. 2. – *Walter Clauß:* Der Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur. 7. November 1953. – *W[alter] L[üthi]:* Anzeiger für das Tösstal. Bauma, 30. Mai 1952.

1395. *Grandien, Bo:* Dikter fram och tillbaka. – (Stockholm:) Wahlström & Widstrand (1951). 69 S.
S. 32 Gedicht an Hölderlin.

1396. *Gülzow, Erich:* Diotima in der norddeutschen Literatur. – Der Wächter. 32, 1950–51, 1–5.

1397. *Günther, Werner:* Rilke und Hölderlin. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 121–157 s. Nr. 1402.
Auch in: *Günther:* Weltinnenraum. Die Dichtung Rainer Maria Rilkes. (2., durchges. u. stark verm. Aufl.) – (Berlin:) Schmidt (1952). S. 226–254. Lizenzausg. d. Verlags Haupt, Bern.
R: *Astrid Claes:* Deutsche Literaturzeitung. 76, 1955, 281.

1398. *Haußmann, Walter:* Der Beruf des Dichters. – Stuttgart: Klettt (1951). 34 S. (Stuttgarter Privatstudiengesellschaft.)

1399. *Heidegger, Martin:* Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. 2., unveränd. Aufl. – Frankfurt a. M.: Klostermann (1951 [Auslieferung 1950]). 144 S.
„Heimkunft/An die Verwandten"; Hölderlin und das Wesen der Dichtung; „Wie wenn am Feiertage . . ."; „Andenken".
Frühere Drucke s. Nr. 897, 318, 473, 660; [Neuausg.] von Nr. 318: Paris: Gallimard 1951.
R: *E[rnst] A[lker]:* Scrinium. 4, 1953, 39–40. – *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 9, 1954, 223–224. – *R[amon] Ceñal:* Pensamiento. 8, 1952, 532–533. – *Robert Cumming:* The Journal of Philosophy. 48, 1951, 102–106. – *Christian E. Lewalter:* Die Zeit. Jg 6. Hamburg, 27. September 1951 u. d. T.: Bienen des Unsichtbaren. – *Roland H. Wiegenstein:* Frankfurter Hefte. 6, 1951, 520–521. – s. a. *Paul de Man:* Tentation de la Permanence. – Monde Nouveau. 10, 1955, Nr. 93, S. 55–59; ferner Nr. 1413, 1441, 1450, 1475, 1495, 1516, 1540, 1612, 1632a, 1633, 1649, 1759, 1780.

1400. *Herrmann, Joachim:* Das Anliegen der „Antigonae" von Carl Orff. – Bayerische Staatstheater. Blätter der Bayerischen Staatsoper. Jg 3. Spielzeit 1950/51. H. 5, S. 74, 76, 79.
Zur Aufführung in München.

1401. Hölderlin. Bilder aus seinem Leben. (Hrsg. . . . durch die Landesanstalt f. Erziehung u. Unterricht, Stuttgart. Text des Lebensganges: *Paul Wanner.*) – (Stuttgart: Graph. Kunstanstalten E. Schreiber 1951.) 64 S.
2. Aufl. 1954.

1402. Hölderlin-Jahrbuch. Im Auftr. d. Friedrich Hölderlin Gesellschaft hrsg. von *Friedrich Beißner* und *Paul Kluckhohn.* – Tübingen: Mohr.
Jg [5]. 1951. 164 S.
S. 1–18: *Beißner, Friedrich:* Dichterberuf; S. 19–49: *Corssen, Meta:* Der Wechsel der Töne in Hölderlins Lyrik; S. 50–67: *Beck, Adolf:* Vorarbeiten zu einer künftigen Hölderlin-Biographie. (2.); S. 68–120: *Kirchner, Werner:* Das „Testament" der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg; S. 121–157: *Günther, Werner:* Rilke und Hölderlin; S. 158–160: *Hoffmann, Wilhelm:* Das Hölderlin-Archiv 1949/50; S. 161–163: *Binder, W[olfgang]:* Bericht über Entwicklung und Tätigkeit der Friedrich Hölderlin Gesellschaft.

1403. *Hof, Walter:* Hölderlins Ode „Der Winter". – Wirkendes Wort. 1, 1950/51, 338–342.

1404. *Hoffmann, Wilhelm:* Das Hölderlin-Archiv 1949/50. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 158–160 s. Nr. 1402.

1405. *Hoffmann, Wilhelm:* Zehn Jahre Hölderlin-Archiv. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 9. Juni 1951.

1406. *Kaltwasser, Karl:* Hölderlin oder die Sprache des Dichters. – Die Neue Schau. 12, 1951, 204–206.

1407. *Kayser, Wolfgang:* Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft. 2., erg. Aufl. – Bern: Francke 1951. 437 S.
3., erw. Aufl. 1954. 444 S.; 1. Aufl. s. Nr. 1132.
S. 226–232: Hölderlins „An die jungen Dichter"; s. a. S. 232–239.

1408. *Kelletat, Alfred:* Pressels Gartenhäuser auf dem Österberg. Eine Erwiderung. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 29. August 1951. Beil.: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen. Nr. 6; dazu Bildnachtrag ebda. Nr. 7; s. a. Nr. 1483.
Zu Nr. 1423.

1409. *Kerkhoff, Emmy:* Friedrich Hölderlins „Hälfte des Lebens". – Neophilologus. 35, 1951, 94–107.
R: s. Nr. 1441.

1410. *Kirchner, Werner:* Das „Testament" der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg. – Hölderlin-Jahrbuch 1951, 68–120 s. Nr. 1402.
Mit Reproduktion eines Bildnisses der Prinzessin.

1411. *Klein, Johannes:* Das große Frauenbild im Erlebnis geistiger Männer. – Marburg: Rathmann 1951. 182 S.
S. 60–77: Hölderlin und Diotima; Umarb. d. entsprechenden Kapitels in Nr. 1066.

1412. *Klein, Johannes:* Wie legt man Gedichte aus? – Wirkendes Wort. 1, 1950/51, 79–91.
S. 83–86: „Abbitte".

1413. *Klenk, G. Friedrich:* Das Sein und die Dichter. Zu Heideggers Hölderlin-Auslegung. – Stimmen der Zeit. 148, 1950/51, 419–428.

1414. *Kohn, Hans:* The Eve of German Nationalism ⟨1789–1812⟩. – Journal of the History of Ideas. 12, 1951, 256–284.
Hölderlin S. 261–264.

1415. *Koschlig, Manfred:* Goethes Anteil an der Sophokles-Rezension des jungen Voss. – Goethe. N. F. des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft. 13, 1951 [ersch. 1952], 218–229.
Zu Vossens Rezension d. Hölderlinschen Sophokles-Übersetzungen.

1416. *Koschlig-Wiem, Irene:* Ein Altersbildnis Hölderlins von Louise Keller. – In: Wilhelm Hoffmann zum fünfzigsten Geburtstag am 21. April 1951. – (Stuttgart 1951: Scheufele.) S. 34–38; s. a. Nr. 1569.

1417. *Kütemeyer, Wilhelm:* Die Krankheit Europas. Beiträge zu einer Morphologie. – (Berlin & Frankfurt a. M.:) Suhrkamp 1951. 302 S.
S. 35–61: Hölderlin als christliche Gestalt der Neuzeit; zuerst: Frankfurter Hefte. 1946 s. Nr. 993.

R: *Werner Kraft:* Neue Schweizer Rundschau. N. F. 20, 1952/53, 492–497. – s. a. Nr. 1475.

1418. *Lachmann, Eduard:* Hölderlins Christus-Hymnen. Text und Auslegung. – Wien: Verl. Herold (1951). 189 S. [Rückent.:] *Lachmann,* Hölderlin.
R: *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 9, 1954, 224. – dies.: Erasmus. 4, 1951, 144–146. – *H[eribert] Fischer:* Stimmen der Zeit. 149, 1951/52, 399. – *Arthur Hübscher:* Welt und Wort. 6, 1951, 205. – *Jos.f Nadler:* Wissenschaft und Weltbild. 4, 1951, 247–248. – s. a. Nr. 1428, 1475.

1419. *N[ick], E[dmund]:* Carl Orffs „Antigonae" in München. – Musica. 5, 1951, 106–108.
Zur Aufführung in München.

1420. *Niethammer, Herman:* Des Seminaristen Friedrich Hölderlin Reise von Maulbronn in die Pfalz vom 2. bis 6. Juni 1788. – Tübinger Blätter. 38, 1951, 24–34.
Auch: Die Rheinpfalz. Speyerer Neueste Nachrichten. Ludwigshafen/Rhein, 13. September 1952 u. d. T.: Friedrich Hölderlins Reise nach Speyer. Der Dichter weilte als Seminarist 1788 in der Pfalz.

1421. *Pannwitz, Rudolf:* Hölderlins Erdkarte. – Genius. 2, 1951, H. 4, S. 5–19.
Auch in: *Pannwitz:* Der Nihilismus und die werdende Welt. Aufsätze und Vorträge. – Nürnberg: Carl (1951). S. 275–288.
R: s. Nr. 1441.

1422. *Payne, [Pierre Stephen] Robert:* The Wanton Nymph. A Study of Pride. – Melbourne, London, Toronto: Heinemann (1951). XIII, 345 S.
Hölderlin S. 233–247, 255–257, 259–263 u.ö.; S. 236–245, 250 u. 255–257 Übersetzungen von Texten Hölderlins.

1423. *Rau, Reinhold:* Pressels Gartenhaus auf dem Oesterberg. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 4. Juli 1951. Beil.: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen. Nr. 5.
Dazu s. Nr. 1408.

1424. *Reinhardt, Karl:* Hoelderlin und Sophokles. – In: Gestalt und Gedanke. Ein Jahrbuch. – (München:) Oldenbourg (1951). S. 78–102.
Vortrag anläßlich der Münchner Aufführung von Carl Orffs „Antigonae".
R: s. Nr. 1441.

1425. *Riezler, Walter:* Neue Horizonte. Bemerkungen zu Carl Orffs Antigonae. – In: Gestalt und Gedanke. Ein Jahrbuch. – (München:) Oldenbourg (1951). S. 103–116.
Vortrag anläßlich der Münchner Aufführung.

1426. *Ruppel, K[arl] H[einz]:* Orffs „Antigonae". – Süddeutsche Zeitung. München, 12. Januar 1951.
Zur Münchner Aufführung.

1427. *Sabais, Heinz Winfried:* Hölderlin im Film. Eine Betrachtung über den asphaltierten Parnaß. – Aussprache. 3, 1951, 387–388.

1428. *Seebaß, Friedrich:* Hölderlins Ringen um Christus. Neuere Literatur zu seiner religiösen Entwicklung. – Die Neue Zeitung. München, 28./29. Juli 1951.
Lukács: Goethe und seine Zeit. 1947 s. Nr. 998; *Hock:* „Dort drüben in Westfalen". 1949 s. Nr. 1197; *Kirchner:* Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. 1949 s. Nr. 1208; Hölderlin. Patmos. 1949 s. Nr. 19; *Wocke:* Hölderlins Christliches Erbe. 1949 s. Nr. 1242; *Przywara:* Hölderlin. 1949 s. Nr. 1225; *Schultes:* Hölderlin, Christus, Welt. 1950 s. Nr. 1308; Hölderlin. Die späten Hymnen. Hrsg. u. eingel. von *Ludwig von Pigenot.* 1949 s. Nr. 90; *Lachmann:* Hölderlins Christus-Hymnen. 1951 s. Nr. 1418.

1429. *Spender, Stephen:* Hölderlin im Alter. Aus d. Engl. von *Hanns Edgar Zapp.* [Gedicht.] – Die Neue Zeitung. München, 28. Mai 1951.
Engl. u. d. T.: Hoelderlin's old age in: *Spender:* Collected Poems 1928–1953. – London: Faber & Faber (1955). S. 84; dt. Übertr. ferner von *Agathe Horst:* Das Goetheanum. Jg 34. Dornach ⟨Schweiz⟩, 3. Juli 1955; u. d. T.: Hoelderlin en son vieil âge. Trad. par *Georges Cattaui.* 1945 s. Nr. 958.

1430. *Toesca, Maurice:* Les ténèbres de l'amour. ⟨Hoelderlin et Diotima.⟩ – Revue de Paris. 58, 1951, Nr. 12, S. 70–82.
Mit Übertragungen von Briefen Hölderlins und Susette Gontards.

1431. *Vitens, Siegfried* [d. i. *Zigfrids*]: Die Sprachkunst Friedrich Nietzsches in Also sprach Zarathustra. – Bremen-Horn: Dorn (1951). 168 S.
S. 43–57: Nietzsche und Hölderlin; auch in der Hab.-Schr. Riga 1943 s. Nr. 844.

1432. *Waiblinger, Wilhelm:* Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn. Mit Bildnissen Waiblingers und des alten Hölderlin. (Nach d. Marbacher Handschrift hrsg. u. erl. von *Adolf Beck.*) – (Marbach a. N.: Schiller-Nationalmuseum 1951.) 68 S. (Turmhahn-Bücherei. 8/9.)
Frühere Drucke s. Nr. 1101.

1433. *Wanner, Paul:* Hölderlins Lebensgang. – In: Hölderlin. Bilder aus seinem Leben. 1951. S. 4–14 s. Nr. 1401.

1434. *Werner, Hermann:* Hölderlins Stuttgarter Freunde: Die Familie Landauer. – Ludwigsburger Kreis-Zeitung. 12. u. 13. April 1951.

1435. *Wilkinson, Elizabeth M.:* Group-Work in the Interpretation of a Poem by Hölderlin. – German Life & Letters. N. S. 4, 1950–51, 248–260.
Hälfte des Lebens.
Deutsche Übers. u. d. T.: Gemeinschaftsarbeit bei der Textinterpretation eines Hölderlin-Gedichtes. (Ins Deutsche übertr. von *K. W. Maurer.*) – Studium Generale. 5, 1952, 74–82.

1952

1436. *Ahlers-Hestermann, Friedrich:* Allegorie auf das Schicksal Hölderlins. (2. Aufl.) – In: Fünf Fenster. Jahrbuch. – Hamburg: Freie Akademie der Künste 1952. Taf. 4.
Bildnis.
[Lt. Mitteilung d. Freien Akademie d. Künste nur eine Auflage erschienen.]

1437. *Astaldi, Maria Luisa:* Il dramma di Hölderlin. – Il Giornale d'Italia. Roma, 9. Januar 1952.

1438. *Astaldi, Maria Luisa:* Hölderlin e Foscolo. – Ulisse. 6, Vol. 3, 1952, 465–472.
Übers. ins Deutsche: Italienische Kulturnachrichten. Nr. 43/48, 1954, V–XIV; s. a. S. 10. (Vortrag am 17. November 1954 im Italienischen Kulturinstitut in Köln.)
Zuerst 1944 s. Nr. 880.

1439. *Bacchiani, Adriana:* Hölderlins Diotima. – [Milano 1952.] 113 Bl. 4° [Msch. schr.] Milano, Tesi di Laurea.

1440. *Becher, Johannes R[obert]:* Dichtung. T. 2. – Berlin: Aufbau-Verl. 1952. 353 S. (*Becher,* Auswahl in sechs Bänden. Bd 2.)

S. 88: An die Parzen. Variation nach Hölderlin [Gedicht]; auch in: *Becher:* Volk im Dunkel wandelnd. – Berlin: Der neue Geist Verl. (1948). S. 54; S. 243–244: Tagebuch-Verse. Auch dessen schäme ich mich . . . [Gedicht an Hölderlin].

1441. *Beck, Adolf:* Das Schrifttum über Hölderlin 1948–1951. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 126–154 s. Nr. 1472.
Hölderlins Werke in einem Band. Erl. u. ged. f. d. Gegenwart. (Hrsg. u. Verf.: *Anton Brieger.*) 1950 u. 1952 s. Nr. 29 u. 1321; Hölderlin. Ges. Werke in 2 Bdn. Hrsg. von *Rudolf Bach.* 1949 s. Nr. 28; Hölderlin. Patmos. Mit einem Nachw. von *Werner Kirchner.* 1949 s. Nr. 19; *Michel:* Das Leben Friedrich Hölderlins. 9.–11. Taus. 1949 s. Nr. 437; *Hock:* „Dort drüben in Westfalen". 1949 s. Nr. 1197; *Kirchner:* Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. 1949 s. Nr. 1208; *Jaspers:* Strindberg und van Gogh. 1949 s. Nr. 1203; *Burger:* Die Gedankenwelt der großen Schwaben. 1951 s. Nr. 1389; *Borcherdt:* Der Roman der Goethezeit. 1949 s. Nr. 1176; *Stolte:* Hölderlin und die soziale Welt. 1949 s. Nr. 1234; *Pannwitz:* Hölderlins Erdkarte. 1951 s. Nr. 1421; *Benz:* Die Welt der Dichter und die Musik. 1949 s. Nr. 1168; *Hahn:* Dichtkunst en religie bij Hölderlin. 1949 s. Nr. 1193; *Wocke:* Hölderlins Christliches Erbe. 1949 s. Nr. 1242; *Lachmann:* Hölderlin und das Christliche. 1948 s. Nr. 1134; *Przywara:* Hölderlin. 1949 s. Nr. 1225; *Schultes:* Hölderlin, Christus, Welt. 1950 s. Nr. 1308; *Butler:* Deutsche im Banne Griechenlands. 1948 s. Nr. 1117; *Reinhardt:* Hoelderlin und Sophokles. 1951 s. Nr. 1424; *Kranz:* Empedokles. 1949 s. Nr. 1211; *Rehm:* Orpheus. 1950 s. Nr. 1297; *Hötzer:* Die Gestalt des Herakles in Hölderlins Dichtung. 1950 s. Nr. 1272; *Pöggeler:* Hölderlin und Klopstock. 1949 s. Nr. 1224; *Jaeger:* Hölderlin-Novalis. 1949 s. Nr. 1202; *Glaeser:* Das Krankheitsproblem Hölderlins in der Belletristik. 1949 s. Nr. 1188; *Salin:* Hölderlin im George-Kreis. 1950 s. Nr. 1300; *Heidegger:* Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. 2. Aufl. 1951 s. Nr. 1399; *Hoffmeister:* Der Abschied. 1949 s. Nr. 1200; *Strauß:* Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens. 1950 s. Nr. 1312; *Kerkhoff:* Friedrich Hölderlins „Hälfte des Lebens". 1951 s. Nr. 1409.

1442. *Bezruč, Petr* [d. i. *Vladimír Vašek*]: Slezské písně [Schlesische Lieder. 15. Aufl.]. – Praha: Československý spisovatel 1952. 186 S.
16. Aufl. 1953; 1. Aufl. Brünn: Nový Lid 1928.
S. 145: Hölderlin nad Neckarem [Gedicht]; dt. Übers. u. d. T.: Hölderlin überm Neckar [von *Eberhard Wolfgramm*]. – o. O. [um 1953]. 1 Bl. 4° [Msch. schr.]; ferner übers. v. *O[tto] F. Babler* in: *Babler:* Zwei tschechische Hölderlin-Gedichte. 1954. S. 1 s. Nr. 1615; auch: Listy Památníku Petra Bezruče. Opava, 10. Mai 1955.

1443. *Bianquis, Geneviève:* Hölderlin et la révolution française. – Études Germaniques. 7, 1952, 105–116.

1444. *Binder, W(olfgang):* Bericht über die Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 7. und 8. Juni 1952 in Tübingen. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 160–166 s. Nr. 1472.

1445. *Binder, Wolfgang:* Hölderlins Odenstrophe. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 85–110 s. Nr. 1472.

1446. *Blechmann, Wilhelm:* Hölderlins „Hälfte des Lebens" im Unterricht. – Wirkendes Wort. 2, 1951/52, 103–106.

1447. *Bock, Werner:* Idea y amor de Goethe a Hesse. – Buenos Aires: Ed. Américalee (1952). 190 S.

S. 89–97: El misterio de la polaridad; S. 99–106: El salto al cráter del Etna. ⟨Empédocles, Hölderlin, Nietzsche⟩; S. 107–112: Nietzsche y Hölderlin. Frühere Drucke d. Aufsätze s. Nr. 1040, 948, 886 [in dt. Sprache].

1448. *Brem, Kurt:* Die Mutter Hölderlins. – Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 10. Mai 1952.

1449. *Brenner, Hildegard:* „Die Verfahrungsweise des poetischen Geistes". Eine Untersuchung zur Dichtungstheorie Hölderlins. – Berlin (1952). 199 Bl. 4° [Msch.schr.] Berlin, Freie Univ., Phil. Diss.

1450. *Buddeberg, Else:* Heidegger und die Dichtung: Hölderlin. – Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 26, 1952, 293–330.
Auch in: *Buddeberg:* Heidegger und die Dichtung. Hölderlin, Rilke. – Stuttgart: Metzler 1953. S. 5–42. (Sonderdr. aus „Deutsche Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgesch." Bd 26 ⟨1952⟩, H. 3, und Bd 27 ⟨1953⟩, H. 3.)
R: *Wolfram Steinbeck:* Philosophischer Literaturanzeiger. 7, 1954/55, 166–170. – s. a. Nr. 1759.

1451. *Cartoscelli, Rocco:* La dolcissima follia del poeta svevo Hoelderlin. – Il Tempo. Roma, 29. September 1952.

1452. *Edschmid, Kasimir* [d. i. *Eduard Schmidt*]: Schweizerische Grandezza. Kleiner Ort im Thurgau. – Die Welt. Hamburg, 10. Mai 1952.
Über Hölderlins Aufenthalt in Hauptwil.

1453. *Emundts-Draeger, Elisabeth:* Diotima an Hölderlin. [Gedicht.] – Klüter Blätter. 3, 1952, Mappe 7, D.
Auch: Deutsche Tagespost. Augsburger Postzeitung. 17. Januar 1950.

1454. *Fäh, Oskar:* Klopstock und Hölderlin. Grenzen der Odenstrophe. – Schaffhausen 1952: Meier. 95 S. Zürich, Phil. Diss.

1455. *Fell, Alo:* Hölderlin und Kopernikus. Gespräche über die Entseelung und Entgötterung des Weltalls. – Klüter Blätter. 3, 1952, Mappe 2/3, A.

1456. *Fischer, J[ohann] G[eorg]:* Es glühte seine Wange . . . Besuche beim alten Hölderlin. – Stuttgarter Zeitung. 2. August 1952. Sonntagsbeil. Die Brücke zur Welt.
Gekürzte Fassung d. Aufs.: Aus Friedrich Hölderlins dunkeln Tagen. – Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. 14, 1889, Bd 3, S. 86–89.

1457. *Fuchs, Katharina:* Hölderlin und Kleist. – Heute und Morgen. [2], 1952, 874–879.

1458. *[Gail, Anton J.:]* Friedrich Hölderlin: „Der Tod des Empedokles". – In: Nordwestdeutscher Rundfunk Köln. Schulfunk. [Programmheft.] Winter 1951–52. Sendereihe „Formen des Dramas". S. 30–33. Sendung am 5. u. 12. März 1952. s. a. Nr. 1344.

1459. *Gail, Anton [J.]:* Jahrestagung der Friedrich-Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen. – Wirkendes Wort. 2, 1951/52, 381–382.
Zur Tagung am 7./8. Juni 1952.

1460. Gesang. – Der Freiheit unsterblicher Gesang. Friedrich Hölderlin zum nationalen und sozialen Befreiungskampf. – Freies Volk. Düsseldorf, 30. August 1952. [Verf.: *Jürgen Rühle.*]

1461. *Goes, Albrecht:* Freude am Gedicht. Zwölf Deutungen. (1.–10. Taus.) – (Frankfurt a. M.:) S. Fischer 1952. 91 S.

S. 54–61: Hölderlin: Die Purpurwolke.
2. Aufl., 11.–15. Taus. 1954.

1462. *Goetz, Diego Hanns:* Das Vaterunser der Liebenden. – Wien: Herold (1952). 344 S.
Kap. 1. S. 9–57: Friedrich Hölderlin: „Hyperion oder der Eremit in Griechenland".

1463. *Guardini, Romano:* Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. 16.–19. Taus. – Tübingen & Stuttgart: Rainer Wunderlich Verl. [1952]. 73 S. [Rückent.:] Hölderlin und die Landschaft.
1. Aufl. 1946 s. Nr. 985.

1464. *Günther, Werner:* Weltinnenraum. Die Dichtung Rainer Maria Rilkes. (2., durchges. u. stark verm. Aufl.) 1952 s. Nr. 1397.

1465. *H[asenkamp], G[ottfried]:* Die Droste und Hölderlin. Jahrestagung der Droste-Gesellschaft und Hölderlin-Feier in Bad Driburg. – Dülmener Zeitung. Westfälische Nachrichten. Heimatzeitung f. d. Ämter Dülmen, Huldern und Horup. 30. September 1952.

1466. *Heidegger, Martin:* Holzwege. (2., unveränd. Aufl. ⟨6. bis 8. Taus.⟩) – Frankfurt a. M.: Klostermann (1952). 345 S.
S. 248–295: Wozu Dichter? (Vortrag zu R. M. Rilkes 20. Todestag 1946.)
1. Aufl. 1950.
R: vgl. Nr. 1399.

1467. *Heidegger, Martin:* Was heißt Denken? (Gesprochen im Mai 1952 über den Bayerischen Rundfunk.) – Merkur. 6, 1952, 601–611.
S. 606–608 über Hölderlin.
Auch in: *Heidegger:* Vorträge und Aufsätze. 1954 s. Nr. 1642.
R: vgl. Nr. 1399.

1468. *Heselhaus, Clemens:* Hölderlin in Driburg. – Westfälisches Volksblatt. Höxter, 28. September 1952. Sonntagsbeil. Der 7. Tag.

1469. *Heselhaus, Clemens:* Hölderlins idea vitae. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 17–50 s. Nr. 1472.

1470. *Hock, Erich:* „... dort drüben in Westfalen". Hölderlin als Kurgast in Bad Driburg. – Westfalenspiegel. 1, 1952, H. 9, S. 13–15.

1471. Hölderlin in Homburg. – Der Weg. El Sendero. 6, 1952, 95–98.

1472. Hölderlin-Jahrbuch. Im Auftr. d. Friedrich Hölderlin Gesellschaft hrsg. von *Friedrich Beißner* und *Paul Kluckhohn*. – Tübingen: Mohr.
Jg [6]. 1952. 167 S. S. 1–16: *Schadewaldt, Wolfgang:* Das Bild der exzentrischen Bahn bei Hölderlin; S. 17–50: *Heselhaus, Clemens:* Hölderlins idea vitae; S. 51–84: *Romain, Alfred*: Ganymed; S. 85–110: *Binder, Wolfgang:* Hölderlins Odenstrophe; S. 111–125: *Hötzer, Ulrich:* Hölderlins Dichtung als Gegenstand einer zeitgenössischen Vorlesung von W. S. Teuffel; S. 126–154: *Beck, Adolf:* Das Schrifttum über Hölderlin 1948–1951; S. 155–159: *Hoffmann, Wilhelm:* Das Hölderlin-Archiv 1951; S. 160–166: *Binder, W(olfgang):* Bericht über die Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 7. u. 8. Juni 1952 in Tübingen.
R: *Michael Hamburger:* German Life & Letters. N. S. 6, 1952–53, 234–235. – *K[arla] J[obns]:* Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 5. Juni 1953 u. d. T.: Der Dichter im Lichte der Forschung.

1473. *Hötzer, Ulrich:* Hölderlins Dichtung als Gegenstand einer zeitgenössischen Vorlesung von W(ilhelm) S(igmund) Teuffel. Eine Mitteilung. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 111–125 s. Nr. 1472.

1474. *Hoffmann, Wilhelm:* Das Hölderlin-Archiv 1951. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 155–159 s. Nr. 1472.

1475. *Horst, Karl August:* Hölderlin Zagreus. [Literaturbericht.] – Merkur. 6, 1952, 383–386.
Heidegger: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. 2. Aufl. 1951 s. Nr. 1399; *Przywara:* Hölderlin. 1949 s. Nr. 1225 u. 1588; *Kütemeyer:* Hölderlin als christliche Gestalt der Neuzeit. 1951 s. Nr. 1417; *Balthasar:* Prometheus. 1947 s. Nr. 1027; *Lachmann:* Hölderlins Christus-Hymnen. 1951 s. Nr. 1418.

1476. *Howeg [-Hagen], Waltraud:* Karoline von Günderrode und Hölderlin. – Silsted Krs. Wernigerode [1952]. 170 Bl. 4° [Msch.schr.] Halle, Phil. Diss.

1477. *Jaccottet, Philippe:* Observations. VII. – Pour l'Art. 5, 1952, No. 27, S. 24–25.
Über einige Strophen aus „Die Meinige", eine Stelle aus dem Reisetagebuch und Lesarten zu „Heidelberg".

1478. *Jaeckel, Hans Joachim:* An Hölderlin. [Gedicht.] – [Schleswig um 1952.] 1 Bl. 4° [Handschr.]

1479. *Israel, Walter:* Die Dichtung und die Weltlichkeit des modernen Menschen. Eine Interpretation des Wesens der Dichtung bei Wilhelm Dilthey. – o. O. [1952]. 193 Bl. 4° [Msch.schr.] Freiburg i. Br., Phil.Diss.
S. 110–118: Pathologische Innerlichkeit und weltlicher Pantheismus. ⟨Hölderlin-Aufsätze.⟩

1480. *Jünger, Friedrich Georg:* Rhythmus und Sprache im deutschen Gedicht. – Stuttgart: Klett (1952). 158 S.
Hölderlin S. 71–75 u. ö.

1481. *Kast, Emil:* Die Musik und Friedrich Hölderlin. Ein Tagungsbericht. – Zeitschrift für Musik. 113, 1952, 368–369.
Über die Tagung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 7./8. Juni 1952 in Tübingen.

1482. *Kelletat, Alfred:* Casimir Ulrich Boehlendorff, ein kurländischer Dichter und Freund Hölderlins. – Baltische Briefe. 5, 1952, Nr. 11, S. 8.

1483. *Kelletat, Alfred:* Pressels Gartenthurm auf dem Österberg. Hermann Hesse verehrungsvoll gewidmet. – Tübinger Blätter. 39, 1952, 48–53.
s. a. Nr. 1408.

1484. *Kelletat, Alfred:* Hölderlin. – In: Helmhaus Zürich. Ausstellung Genie und Handschrift. Veranstaltet im Rahmen d. Juni-Festwochen Zürich 1952. [Katalog.] – Zürich: Artemis-Verl. (1952). S. 78–88.
Einführung und Beschreibung der ausgestellten Hölderlin-Handschriften.

1485. *Kluckhohn, Paul:* Hölderlin und die Griechen. – Institut für Auslandsbeziehungen. Mitteilungen. 2, 1952, Nr. 8, S. 6.

1486. *Kommerell, Max:* Dichterische Welterfahrung. Essays. (Hrsg. von *Hans-Georg Gadamer.*) – Frankfurt a. M.: Klostermann (1952). 228 S.
S. 174–193: Das Problem der Aktualität in Hölderlins Dichtung; S. 194–204: Die kürzesten Oden Hölderlins; frühere Drucke d. Aufsätze s. Nr. 483 u. 711.

1487. *Koschlig, Manfred:* Carl und Wilhelm Künzel. Zwei schwäbische Autographensammler des 19. Jahrhunderts. – Der Autographensammler. N. F. 2, 1952, 1–5 u. 34–37.
U. a. über Mörikes Testate auf Hölderlin-Handschriften; S. 37 Mitteilungen

zu einer neugefundenen Abschrift eines Zitats aus „Ossians und Sineds Liedern" von Hölderlins Hand.

1488. *Koschlig, Manfred:* „Mit eigenhändigem Namenszug Hölderlins". – In: *Stargardt, J. A.:* Autographen. Katalog 506. Auktion am 23. Oktober 1952 in Stuttgart. S. 3–6.
Auch: Stultifera Navis. 9, 1952, 173–176.
Zu den Namenseintragungen des Ulmer Landgerichtspräsidenten Carl Wilhelm Hölderlin.

1489. *Kraft, Werner:* Hölderlin und der Reim. – Trivium. 9, 1951/52, 225–240.

1490. *Läubin, Helmut:* Hölderlin und das Christentum. (T. 1.) – Symposion. Jahrbuch für Philosophie. 3, 1952, 237–402.
T. 2. 1955 s. Nr. 1756.
R: *A[ugust] Brunner:* Stimmen der Zeit. 151, 1953, 400.

1491. *Lockemann, Fritz:* Das Gedicht und seine Klanggestalt. – Emsdetten ⟨Westf.⟩: Lechte (1952). XII, 232 S. Zugl. Rostock, Phil. Hab.-Schr. 1946.
Hölderlin passim.

1492. *Marcuse, Ludwig:* Reaktionäre und progressive Romantik. – Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 44, 1952, 195–201.
S. 197–201: Novalis' und Hölderlins aristokratische Demokratie.

1493. *Niethammer, Herman:* Friedrich Hölderlins Reise nach Speyer. 1952 s. Nr. 1420.

1494. *Pfeiffer, Hans [Reinhard]:* Studie über politische Ethik im Denken Goethes, Schillers und Hölderlins. Ein Beitrag zur Ideengeschichte über das Thema: Politische Ethik im deutschen Neuhumanismus. – (Würzburg 1952.) 158 Bl. 4° [Msch.schr.] Würzburg, Phil. Diss.
Ausz. u. d. T.: Politik als Dienst am Menschen. Das politische Vermächtnis Goethes, Schillers und Hölderlins. – (Meisenheim am Glan: Westkulturverl. Anton Hain 1954.) 15 S.

1495. *Pfeiffer, Johannes:* Zu Heideggers Deutung der Dichtung. – Der Deutschunterricht. 4, 1952. H. 2: Poetik in der Gegenwart. S. 57–68.
S. 60–63 über Heideggers Hölderlin-Deutung.
Auch in: *Pfeiffer:* Was haben wir an einem Gedicht? Drei Kapitel über Sinn und Grenze der Dichtung. Mit einem Anhang: Zu Heideggers Deutung der Dichtung. – Hamburg: Wittig (1955). S. 93–108.

1496. *Pfeiffer, Johannes:* Umgang mit Dichtung. Eine Einführung in das Verständnis des Dichterischen. (7. Aufl.) – Hamburg: Meiner (1952). 95 S.
S. 82–84 über die Ode an Landauer.
8. Aufl. 1954; zuerst: Die Neue Rundschau. 45, 1934, Bd 1, S. 630–644; Bd 2, S. 55–70 u. 196–205; 1936 erw.: Leipzig: Meiner [1936]. 76 S.

1497. *Pfeiffer, Johannes:* Wege zur Dichtung. Eine Einführung in die Kunst des Lesens. – Hamburg: Wittig (1952 [Auslieferung 1951]). 143 S.
2., durchges. u. 3., mit der 2. übereinstimmende Aufl. 1953.
S. 111 f.: Hölderlin, „Aber wir, zufrieden gesellt, . . ."; S. 116–118: Hölderlin, „Der Tod fürs Vaterland".

1498. *Prawer, S[iegbert] S[aloman]:* German Lyric Poetry. A critical analysis of selected poems from Klopstock to Rilke. – London: Routledge & Kegan Paul (1952). X, 264 S.
S. 93–111: Hölderlin: Der Abschied; Wie wenn am Feiertage . . .; S. 14–18 Vergleich Lenau-Hölderlin.

1499. *Rehm, Walther:* Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens. Mit 6 Bildtafeln. 3. Aufl. – München: Lehnen 1952. XII, 428 S.
Auch Bern: Francke 1952; frühere Auflagen s. Nr. 337.
S. 319–381: Hölderlin. Schicksal und Liebe.

1500. *Romain, Alfred:* Ganymed. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 51–84 s. Nr. 1472.

1501. *Salzberger, L[ore] S[ulamith]:* Hölderlin. – Cambridge: Bowes & Bowes (1952). 64 S. (Studies in Modern European Literature and Thought.)
Auch New Haven: Yale Univ. Press 1952.
R: *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 8, 1953, 205. – *Dudley Fitts:* New Republic. Vol. 127. Washington, 8. Dezember 1952. – *Wallace Fowlie:* Saturday Review. Vol. 36. New York, 21. März 1953 u. d. T.: Across a Pair of Centuries. – *Michael Hamburger:* German Life & Letters. N.S. 6, 1952–53, 156. – *Joe Lederer:* Englische Rundschau. Jg 2. Köln, 7. November 1952 u. d. T.: Hölderlin in England. – *Edwin Muir:* The Observer. London, 12. Oktober 1952. – . . .: The Times Literary Supplement. Jg 52. London, 6. Februar 1953 u. d. T.: Interpreting Hölderlin.

1502. *Schadewaldt, Wolfgang:* Das Bild der exzentrischen Bahn bei Hölderlin. Vortrag, geh. zur Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 7. Juni 1952. – Hölderlin-Jahrbuch 1952, 1–16 s. Nr. 1472.

1503. *Schneider, Wilhelm:* Liebe zum deutschen Gedicht. Ein Begleiter für alle Freunde der Lyrik. – Freiburg (i. Br.): Herder (1952). 367 S.
S. 45–55: Friedrich Hölderlin: An die Parzen; S. 86–98: Friedrich Hölderlin: Heidelberg.
2., durchges. Aufl. 1954.
Dazu s. Nr. 1691.

1504. *Schröder, F[ranz] R[olf]:* Hölderlins Elegie „Der Wanderer". – Germanisch-Romanische Monatsschrift. N. F. 2, 1951/52, 233–235.

1505. *Schröder, Rudolf Alexander:* Die Aufsätze und Reden. Bd 1. – (Berlin & Frankfurt a. M.:) Suhrkamp Verl. 1952. 1182 S. (*Schröder,* Ges. Werke in fünf Bänden. Bd 2.)
S. 702–717: Hölderlin. 1943; frühere Drucke s. Nr. 73 u. 805.

1506. *Schumacher, Ernst Friedrich:* Die Seinsordnung in W. v. Goethes und R. A. Schroeders „Römischen Elegien". Eine wortstatistische Untersuchung erw. um Hölderlins „Menons Klage um Diotima" und Rilkes „Duineser Elegien". – o. O. (1952). 118, V Bl. 4° [Msch.schr.] Bonn, Phil. Diss.

1507. *Sidow, Max:* Hölderlin und Diotima. – ([Hamburg] 1952.) 33 Bl. 4° [Msch. schr. vervielf.] (Die großen Liebenden. 9.)
Hamburg, Nordwestdeutscher Rundfunk, Sendung am 16. März 1952.
Auch in: *Sidow, Max, Waldemar Maass* und *Gottfried Sello:* Die großen Liebenden. – Hamburg: Köhler 1952. S. 106–135.

1508. *Stäblein, Bruno:* Schöpferische Tonalität. Zum Großaufbau von Orffs „Antigonae". – Musica. 6, 1952, 145–148.

1509. *Stein, Ernst:* Hölderlin: An die Parzen. Hinweise zur Gedichtbehandlung im 11. Schuljahr. – Deutschunterricht. [Berlin.] 5, 1952, 317–323.

1510. *Stoll, Robert Thomas:* Hölderlins Christushymnen. Grundlagen und Deutung. – Basel: Schwabe 1952. 279 S. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 12.)
Zuerst als Phil. Diss. Basel 1947 s. Nr. 1097.

R: *Fritz Buri:* National-Zeitung. Basel, 21. Juni 1952. – *B.[d. i. Iso Keller]:* Christliche Kultur. Jg 19. Basel und Zürich, 26. August 1955. Beil. zum Basler Volksblatt und zu den Neuen Zürcher Nachrichten. – *Alfred Kuoni:* Renaissance. Jg 1953/54, 31–32. – *[Meret] R[iedtman]n:* Basler Nachrichten. 31. Oktober 1952. Abendausg. – *Franz Schonauer:* Schweizer Rundschau. 54, 1954/55, 279–283 u. d. T.: Neue Goethe- und Hölderlin-Literatur.

1511. *Thieß, Frank:* Stürmischer Frühling. Ein Roman unter jungen Menschen. – Hamburg: Rowohlt (1952). 200 S. (rororo Taschenbuch Ausgabe. 62.)
51.–75. Taus. 1953; 76.–100. Taus. 1954.
Hölderlin S. 5–10, 69–78.
Frühere Ausg.: Berlin, Wien, Leipzig: Zsolnay 1937. 402 S. Hölderlin S. 19–29, 145–162.

1512. *Träger, Claus:* Hölderlins „Hyperion" als Widerspiegelung der progressivsten Tendenzen der Französischen Revolution. – Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Nr. 4/5. Jg 1952/53, H. 9/10, S. 511–516.

1513. *Valverde, José M[ari]a:* Estudios sobre la palabra poética. – Madrid: Rialp 1952. 222 S. (Biblioteca del pensamiento actual. 12.)
S. 145–160: Ante unas versiones de Hölderlin; erw. Abdr. d. Vorw. zu Nr. 287.

1514. *Vestdijk, S[imon]:* Essays in Duodecimo. – Amsterdam: Meulenhoff (1952). VIII, 205 S. (Peiling en Perspectief. Een reeks essays en studiën. 5.)
S. 146–149: Hyperion's einde.
R: *Jan Engelman:* De Tijd. Amsterdam, 31. Oktober 1952 u. d. T.: Puntige essays van Vestdijk. De krankzinnigheid van Hölderlin.

1515. *Viëtor, Karl:* Geist und Form. Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte. – Bern: Francke (1952). 381 S.
S. 267–291: Hölderlins Liebeselegie; zuerst 1938 s. Nr. 349.

1516. *Wahl, Jean:* La Pensée de Heidegger et la Poésie de Hölderlin. – Paris: Centre de Documentation Universitaire Tournier & Constans (1952). 129 S. [Msch. schr. vervielf.] („Les Cours de Sorbonne.")
R: *J[oseph]-F[rançois] Angelloz:* Mercure de France. 321, 1954, 135–139 u. d. T.: Philosophie et poésie.

1517. *Weber, Werner:* Im Presselschen Gartenhaus. – Neue Schweizer Rundschau. N. F. 20, 1952/53, 150–153.
Zu der Erzählung von *Hermann Hesse* s. Nr. 475.

1518. *Wenderoth, Georg:* Frankreichs Beitrag zur Wiedererweckung Hölderlins. – Neuphilologische Zeitschrift. 4, 1952, 9–17.

1519. *Wiese, Benno von:* Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel. T. 1. 2. (2. veränd. Aufl., 4.–6. Taus.) – Hamburg: Hoffmann & Campe (1952). XVIII, 720 S.
S. 348–374: Hölderlins mythische Tragödie Der Tod des Empedokles und ihre Bedeutung im Rahmen seines Zeitalters; S. 375–404: Götternähe und Götterferne. Der Weg von Hölderlin zu Grillparzer.
3. Aufl. 7.–10. Taus. 1955. XVII, 729 S.; 1. Aufl. 1948 s. Nr. 1157.
R: *Wolfgang Liepe:* The Journal of English and Germanic Philology. 53, 1954, 247–251.

1520. *Wilkinson, Elizabeth M.:* Gemeinschaftsarbeit bei der Textinterpretation eines Hölderlin-Gedichtes. 1952 s. Nr. 1435.

1521. *Allmendinger, J[ohannes]:* Hölderlins Jugendjahre. – Études Germaniques. 8, 1953, 6–11.

1522. *Bauer, Johann:* Die Wehmut des romantischen Menschen. – o. O. [1953]. 417 Bl. 4° [Msch.schr.] Freiburg i. Br., Phil. Diss.
Hölderlin S. 266–318 u. ö.

1523. *Bauer, Wernher:* „Bleicher Schnee verschönert die Gefilde". Winterfreude und Winterklage bei Hölderlin. – Neue Zeit. Berlin/Ost, 7. Februar 1953.

1524. *Beare, Robert L[ivingstone]:* „Patmos, Dem Landgrafen von Homburg". – The Germanic Review. 28, 1953, 5–22.

1525. *Becher, Johannes R[obert]:* An Hölderlin. [Gedicht.] – In: Deutsche Bekenntnisse. Mahnworte großer Männer und Frauen unseres Volkes aus fünf Jahrhunderten für Einheit, Freiheit, Frieden. – Berlin: Kongreß-Verl. 1953. S. 105.

1526. *Beck, Adolf:* „Die holde Gestalt". Zur biographischen Erläuterung zweier Briefe Hölderlins. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 54–62 s. Nr. 1551.
An Neuffer s. Nr. 1320 Bd 6 S. 75–76 u. S. 80–81.

1527. *Beck, Adolf:* Die Heimat im Leben Hölderlins. – Nürtinger Zeitung. 6. Juni 1953.

1528. *Beck, Adolf:* Kleine Zufallsfunde. Kurz mitgeteilt. 1. Zu einem Stammbuchblatt (Leb' als Christ, . . .); 2. „Das Auge der Welt." Herkunft einer Metapher; 3. Zu Hölderlins Aufenthalt in Bordeaux. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 63–73 s. Nr. 1551.

1529. *Beißner, Friedrich:* Einführung in Hölderlins Lyrik. – In: Hölderlin. Sämtliche Werke. (Kleine Stuttgarter Ausg.) Bd 2. 1953. S. 499–511 s. Nr. 1324.

1530. *Benedikt, Ernst:* Hölderlin och vår tid. – Svenska Dagbladet. Stockholm, 12. April 1953.

1531. *Beriger, Leonhard:* Hölderlin in evangelischer Sicht. – Reformatio. 2, 1953, 30–41.

1532. *Bezruč, Petr* [d. i. *Vladimír Vašek*]: Slezské písně. [16. Aufl.] 1953 s. Nr. 1442.

1533. *Bezruč, Petr* [d. i. *Vladimír Vašek*]: Hölderlin überm Neckar. Wörtliche Übers. aus d. Tschechischen [von *Eberhard Wolfgramm*]. 1953 s. Nr. 1442.

1534. *Blanchot, Maurice:* La Folie par excellence. – In: *Jaspers, Karl:* Strindberg et van Gogh. 1953. S. 9–33 s. Nr. 1555.

1535. *Boersch, Winfried:* Rilke und Hölderlin. – Marburg 1953. 303 Bl. 4° [Msch.schr.] Marburg/Lahn, Phil. Diss.

1536. *Bremi, Willy:* Der Weg des protestantischen Menschen. Von Luther bis Albert Schweitzer. Mit 8 Bildtafeln. – Zürich: Artemis Verl. (1953). 582 S.
Hölderlin S. 244–253.

1537. *Bubeck, Heinr[ich]:* Friedrich Hölderlin. Eine psychoanalytische Studie. – [Basel 1953.] 74 Bl. 4° [Msch.schr. autogr.]
Ausz. u. d. T.: Friedrich Hölderlin. Die Jahre der Geschlechtsreifung: Der Psychologe. 6, 1954, 491–494.

1538. *Buddeberg, Else:* Heidegger und die Dichtung. Hölderlin, Rilke. 1953 s. Nr. 1450.

1539. *Dehn, Fritz:* „Warum Dichter?" – Zeitwende. 24, 1952/53, 482–494.
Hölderlin S. 482–485 u. ö.

1540. *Delfgaauw, Bernard:* Heidegger en Hölderlin. – Handelingen van het Vlaams Filologencongres. 20, 1953, 266–271.

In franz. Sprache: Actes du XIème Congrès international de Philosophie. 14, 1953, 312–316.

1541. *Delius, Ludwig:* Das Geschichtsgefühl bei Hölderlin. – o. O. [1953]. 14 Bl. 4° [Msch.schr.]

1542. *Deszyk, Gerhard:* Hyperions Untergang. Vor 110 Jahren, am 7. Juni 1843, starb Friedrich Hölderlin. – Neue Zeit. Berlin/Ost, 7. Juni 1953.

1543. *Emmert, Ernst:* Über Hölderlins Konzeption der „hesperischen Tragödie". – Amerikanische und europäische Probleme. Festschrift, Eduard Brenner zum 65. Geburtstage von Schülern, Freunden und Kollegen überreicht. – Erlangen: Amerika-Institut 1953. S. 37–62; Anm. S. IV–IX. [Msch.schr.autogr.]

1544. *Fehse, Willi:* Der blühende Lorbeer. Ein Dichterspiegel in Geschichten und Anekdoten. – (Ebenhausen bei München:) Langewiesche-Brandt (1953). 154 S.
S. 46–52: Der geheimnisvolle Fremde [Hölderlins Rückkehr aus Bordeaux].

1545. *Gebring, Paul:* Goethe – Hölderlin – Hegel. Ein Stammbuchblatt von Hölderlin. – Attempto. 1, 1953, H. 1, 7–11.

1546. *Gerster, Georg:* Trunken von Gedichten. Eine Anthologie geliebter deutscher Verse. Ausgew. u. kommentiert von *Thomas Mann* [u. a.]. Hrsg. von ... – Zürich: Verl. d. Arche (1953). 221 S.
Hermann Hesse über „Brot und Wein"; *Emil Staiger* über „Der Archipelagus"; *Carl Gustav Jung* über „Patmos"; *Luise Rinser* über „Hälfte des Lebens"; *Gottfried Benn* über „Hälfte des Lebens"; *Karl Kerényi* über „Mnemosyne"; *Martin Buber* über „Patmos"; *Elisabeth Brock-Sulzer* über „Der Kirchhof".
R: *A(lfred) Kelletat:* Tübinger Blätter. 41, 1954, 56 u. d. T.: Hölderlin und Mörike als Lieblingsdichter.

1547. *Goes, Albrecht:* Vertrauen in das Wort. Drei Reden. (1.–5. Taus.) – (Frankfurt a. M.:) S. Fischer 1953. 54 S.
S. 41–54: Hölderlins Geschenk. (Rede, geh. am 7. Juni 1953, an Hölderlins 110. Todestag, in Stuttgart); Ausz. auch: Almanach. Jg 67. – (Frankfurt a. M.:) S. Fischer 1953. S. 36–38.

1548. *Gumtau, Helmut:* Goethe und Hölderlin. Versuch einer vergleichenden Deutung. – Düsseldorf, München, Hamburg: Progreß-Verl. Johann Fladung [1953]. 39 S.
Auch: Heute und Morgen. [3], 1953, 593–603 u. 744–767.
R: *Gustav Konrad:* Welt und Wort. 9, 1954, 59–60.

1549. *[Gum]tau, [Helmut]:* Hölderlin und die Griechen. – SOS. Zeitung für weltweite Verständigung. 3, 1953, Nr. 12, S. 6.

1550. *Hedinger-Henrici, Paul:* Elegie für Diotima. Erzählung. Vom Verfasser vorgelesen am 20. März 1953 in der Gesellschaft f. Literatur u. Kunst in Lausanne. – [Lausanne] 1953. 33 Bl. 4° [Msch.schr.]

1551. Hölderlin-Jahrbuch. Im Auftr. d. Friedrich Hölderlin Gesellschaft hrsg. von *Friedrich Beißner* und *Paul Kluckhohn.* – Tübingen: Mohr.
Jg [7]. 1953. 148 S.
S. 1–53: *Schadewaldt, Wolfgang:* Hölderlin und Homer. 2. Teil; S. 54–62: *Beck, Adolf:* „Die holde Gestalt"; S. 63–73: *Beck, Adolf:* Kleine Zufallsfunde; S. 74–79: *Koschlig-Wiem, Irene:* Ein neues Hölderlin-Bildnis; S. 80–105: *Pyritz, Hans:* Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe; S. 106–118: *Komma, Karl Michael:* Hölderlin und die Musik; S. 119–135: *Kelletat, Alfred:* Bibliographie der Vertonungen von Dichtungen Hölderlins; S. 136–141: *Kelletat, Alfred:* Beobachtungen zur Bibliographie der Vertonungen; S. 142–144: *Hoffmann, Wilhelm:* Das Hölderlin-Archiv 1952; S. 145–148: *Kelletat, Alfred:* Jahresbericht der Friedrich Hölderlin Gesellschaft; nach S. 76 Reproduktion der Zeichnung Louise Kellers; Anhang: *Fröhlich, Theodor:* Hyperions Schicksalslied. 12 S.; dazu *Komma, Karl Michael:* Theodor Fröhlichs Hölderlin-Vertonungen.
R: *[Karla John]s:* Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 28. Juni 1954 u. d. T.: Im Dienst am Wort des Dichters.

1552. *Hoffmann, Wilhelm:* Das Hölderlin-Archiv 1952. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 142–144 s. Nr. 1551.

1553. *Homann, Karin:* Hölderlin, Hegel und Schelling im Tübinger Stift. – o. O. ([19]53). 17 Bl. 4° [Msch.schr. autogr.] (Berühmte Schüler berühmter Schulen.)
Baden-Baden, Südwestfunk, Studio Freiburg, Abt. Schulfunk, Sendung am 30. Oktober und 6./7. November 1953.

1554. *Jaime, Edward:* Hölderlin und Stefan George. – Badische neueste Nachrichten. Karlsruhe, 11. Juli 1953.
Auch: Solinger Tageblatt. 11. Juli 1953; Generalanzeiger. Wuppertal, 11. Juli 1953.

1555. *Jaspers, Karl:* Strindberg et van Gogh, Swedenborg, Hoelderlin. Trad. par *Hélène Naef* et précédé d'une étude de *Maurice Blanchot.* – (Paris:) Les Éditions de Minuit (1953). 276 S. (Philosophie Étrangère.)
Spanische Übers.: Genio y Locura. Ensayo de análisis patográfico comparativo sobre Strindberg, van Gogh, Swedenborg, Hölderlin. Trad. del alemán y prólogo por Agustín Caballero Robredo. – Madrid: Aguilar 1955. 300 S.; dt. Ausg. s. Nr. 1203.
R: *Maurice Blanchot:* Critique. 6, 1951, 99–118 u. d. T.: La Folie par excellence; auch als Vorw. zur franz. Ausg. S. 9–33. – *Maurice Gravier:* Études Germaniques. 9, 1954, 243. – *Michel de M'Uzan:* La nouvelle Nouvelle Revue Française. 2, 1954, 307–308. – *Henri Schubiger:* Le Courrier. Genève, 8. Dezember 1954. – s. a. Nr. 1441.

1556. *Jenssen, Christian:* Lob der Frauen. Schicksalsgefährtinnen großer Männer. Mit 16 Bildtafeln. – Hamburg: R. v. Decker's Verl., G. Schenck (1953). 325 S.
Auch Berlin & Darmstadt: Dt. Buch-Gemeinschaft (1953).
S. 122–138: Susette Gontard.

1557. *Kaminski, Clemens:* „Eins zu sein mit allem ..." Eine Hölderlin-Sendung. – (Bremen 1953.) 15 Bl. 4° [Msch.schr.]
Radio Bremen, Sendung am 22. März 1953.

1558. *Kelletat, Alfred:* Beobachtungen zur Bibliographie der Vertonungen. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 136–141 s. Nr. 1551.

1559. *Kelletat, Alfred:* Bibliographie der Vertonungen von Dichtungen Hölderlins. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 119–135 s. Nr. 1551.

1560. *Kelletat, Alfred:* Jahresbericht der Friedrich Hölderlin Gesellschaft. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 145–148 s. Nr. 1551.

1561. *Kerényi, Karl:* Apollon. Studien über antike Religion und Humanität. Neuausg. mit einer Folge von Betrachtungen über Mysterien des Humanen. – (Düsseldorf:) Diederichs (1953). 308 S.

Frühere Ausg. 1937 u. 1941 ohne Aufsatz über Hölderlin.
S. 255–262: Hölderlins Mysterien; frühere Drucke s. Nr. 98 u. 537.

1562. *Kohler, Maria* und *Alfred Kelletat:* Hölderlin-Bibliographie 1938–1950. Bearb. von . . . – Stuttgart: Landesbibliothek 1953. VII, 103 S. (Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs. 1.) [Umschlag- und Rückent.:] Hölderlin-Bibliographie 1938–1950.
R: *Maurice Colleville:* Études Germaniques. 9, 1954, 336–337. – *Helmut Henning:* Euphorion. 49, 1955, 488–491.

1563. *Kokolsky, Bernhard:* Hölderlin und seine Landschaft. – (Steinbach am Attersee 1953.) 4 Bl. 2° [Msch.schr.]
Angeb. dass., veränd. Fassung.

1564. *Kolbe, Hans Georg:* Gedanken über „Hyperion". – Neue Deutsche Literatur. 1, 1953, H. 11, S. 124–131.

1565. *Komaki, Takeo:* Hölderlin-Kenkyû [Hölderlin-Studien]. – Tokyo: Haku-suisha 1953. 469, XVI S.
Die Entwicklung von Hölderlins Naturanschauung; Hölderlins Auffassung vom Halbgott; Hölderlin als romantischer Dichter; Über Hölderlins „Ätna"-Fragment; Das Bild der Natur in Hölderlins Werken; Die Jahreszeiten-Stimmungen im Hyperion; Die strömende Natur; Hölderlins Krankheitsgeschichte. – Kleine Biographie Hölderlins; kurzes chronologisches Werkverzeichnis; Chronologie von Hölderlins Leben; Nachwort; Literaturverzeichnis.

*1566. *Komaki, Takeo:* Herudarin no Shigaku [Hölderlins Poetik]. – Doitsu Bungaku Kenkyu. Meiji-Daigaku Jimbunkagaku-Kenkyusho. Juni 1953.

1567. *Komma, Karl Michael:* Hölderlin und die Musik. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 106–118 s. Nr. 1551.
Zugrundeliegend der Vortrag 'Hölderlin in der deutschen Musik', geh. am 7. Juni 1952 anläßlich der Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft.

1568. *Komma, Karl Michael:* Theodor Fröhlichs Hölderlin-Vertonungen. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, Anlage; s. Nr. 1551.

1569. *Koschlig-Wiem, Irene:* Ein wiedergefundenes Bildnis des alten Hölderlin. – Atlantis. 25, 1953, 453–455.
Mit Repr. d. Zeichnung; auch: Hölderlin-Jahrbuch 1953, 74–79 u. d. T.: Ein neues Hölderlin-Bildnis. Zur Auffindung der Zeichnung Louise Kellers aus dem Jahre 1842 s. Nr. 1551; Repr. d. Zeichnung auch: Ruperto-Carola. Mitteilungen d. Vereinigung d. Freunde d. Studentenschaft d. Universität Heidelberg e. V. 6, 1954, Nr. 13/14, S. 43.
Vgl. Nr. 1416.

1570. *Kraft, Werner:* Die Eichbäume. Über ein Gedicht Hölderlins. – Neue Literarische Welt. Jg 4. Darmstadt/Zürich, 10. Oktober 1953.

1571. *Kuhnen, Johannes:* Die Gedicht-Überschrift. Versuch einer Gliederung nach Arten und Leistungen. – o. O. [1953]. 131 S. 4° [Msch.schr. vervielf.] Frankfurt a. M., Phil. Diss.
Hölderlin passim.

*1572. *Kumagai, Tsunehiko:* Herudarin ni okeru Bungaku to Seiji no Mondai [Das Problem zwischen Dichtung und Politik bei Hölderlin]. – Doitsu Bungaku. H. 10, 1953.

1573. *Lachmann, Eduard:* Die Gewalt dichterischer Formen. – In: Ammann-Festgabe. T. 1. – Innsbruck: Selbstverl. d. Sprachwissenschaftl. Seminars d. Univ. Innsbruck 1953. S. 95–100.
Hölderlin S. 96–98.

1574. *Lange, Per:* Spejlinger. Essays. – (København:) Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag 1953. 102 S.
S. 42–56: To digtere [Mörike und Hölderlin].

1575. *Larsson, Staffan:* Sub rosa. Dikter. – Stockholm: Bonnier (1953). 70 S.
S. 11–14: Hölderlin. [Drei Gedichte]; auch: Bonniers Litterära Magasin. 22, 1953, 336–337.

1576. *L'Ormeau, F[rançois] W[ladimir]:* Die Christologie Stefan Georges. – Castrum Peregrini. H. 15, 1953.
2. Aufl. als Sonderdruck Amsterdam: Castrum Peregrini Presse 1953. 139 S.
Hölderlin S. 113–115, 116–118 u. ö.

1577. *Lukács, Georg* [d. i. *György*]: Goethe und seine Zeit. [2. Aufl.] – Berlin: Aufbau-Verl. 1953. 266 S.
1. Aufl. 1950; 3. Aufl. 1955; frühere Ausg. s. Nr. 998.
S. 148–167: Hölderlins Hyperion; auch in Nr. 1329.
R: s. Nr. 1428; 1705.

1578. *Mason, Eudo C[olecestra]:* Hölderlin and Goethe. – Publications of the English Goethe Society. N.S. 22, 1952–53, 64–83.

1579. *Minckwitz, Friedrich:* „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!" Zum 110. Todestag Friedrich Hölderlins. – Thüringer Tageblatt. Weimar, 18./19. Juli 1953.

1580. *M[üller], E[rnst]:* Hölderlins Antigonä-Uebersetzung. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 5. September 1953.
Auch: Balinger Volksfreund. 5. September 1953.
Bericht über die Aufführung im Schillertheater Berlin 1953.

1581. *Müller-Suur, Hemmo:* Über die Wirksamkeit allgemeiner Sinnhorizonte im schizophrenen Symbolerleben. – Studium Generale. 6, 1953, 356–361.
S. 357–358 über „Mnemosyne", 3. Fassung, v. 1–17 und „Hälfte des Lebens".

1582. *Mugdan, Klaus:* Hölderlins Ode „Heidelberg". Kritik einer neuen Deutung. – Neue Heidelberger Jahrbücher. N. F. Jahrbuch 1952/53, S. 106–115.
Zu *Hans Christoph Schöll,* Wie von Göttern gesandt. 1949 s. Nr. 1229.

1583. *Muschg, Walter:* Tragische Literaturgeschichte. 2., umgearb. u. erw. Aufl. – Bern: Francke 1953. 747 S.
1. Aufl. 1948 s. Nr. 1139.
Hölderlin passim.
R: *Hans Jaeger:* The Germanic Review. 26, 1951, 301–303.

1584. *[Pannwitz, Rudolf:]* Die Konflikte in Hoelderlins „Empedokles". – o. O. [1953]. 5 Bl. 4° [Msch.schr.]

1585. *Pfeiffer, Johannes:* Wege zur Dichtung. 2., durchges. Aufl. 1953 und 3., mit der 2. übereinstimmende Aufl. 1953 s. Nr. 1497.

1586. *Podewils, Clemens:* Die Zeit im Rhythmus. – Merkur. 7, 1953, 648–656.
S. 655–656 über „Hälfte des Lebens" und die Anfangszeilen von „Patmos".

1587. *Prugel, Alfred:* Susette Gontard, Hölderlins Diotima. Bearb.: *J. Schlemmer.* – o. O. (1953). 21 Bl. 4° [Msch.schr. autogr.] (*Prugel,* Gefährtin des Genies. 3.) Stuttgart, Süddeutscher Rundfunk, Sendestelle Heidelberg-Mannheim, Sendung am 27. September 1953.

*1588. *Przywara, Erich:* Hölderlin. 2. Aufl. – Nürnberg: Glock & Lutz 1953. 180 S. 1. Aufl. 1950 s. Nr. 1225.
R: *Rudolf Ibel:* Die Welt. Hamburg, 6. April 1951 u. d. T.: Hölderlins Weltkirche. – *Roland H. Wiegenstein:* Frankfurter Hefte. 6, 1951, 520–521. – *J[osef] O[thmar] Zöller:* Neues Abendland. 9, 1954, 125–126 u. d. T.: Summula. – s. a. Nr. 1428, 1441, 1475.

1589. *Pyritz, Hans:* Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 80–105 s. Nr. 1551.
Zu Bd 2 s. Nr. 1320.
Dazu: *Lachmann, Eduard:* Hinweis auf Tatsachen. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 140–141.

1590. *Rasch, Wolfdietrich:* Hölderlins griechischer Traum. – (Würzburg 1953.) 15 Bl. 4° [Msch.schr. autogr.] (Was man gestern las und heute lesen müßte. 9.) Stuttgart, Süddeutscher Rundfunk, Abt. Wiss. u. Lit., Sendung am 11. Dezember 1953.

1591. *Read, Herbert:* A Gift For Scardanelli. [Gedicht.] – The Hudson Review. 6, 1953, 205.

1592. *Roy, Claude:* Le Commerce des Classiques. Descriptions Critiques. – [Paris:] Gallimard (1953). 316 S.
S. 186–189: Hölderlin.

1593. *Samhaber, Ernst:* Interpretation dichterischer Einzelsätze. – Jahres-Bericht des 1. Bundes-Realgymnasiums für Mädchen u. der -Frauenoberschule Linz a. d. Donau. 64, 1952/53, 3–18.
S. 6–11 über einen Brief aus dem zweiten Buch des ersten Bandes des Hyperion.

1594. *Schadewaldt, Wolfgang:* Hölderlin und Homer. T. 2. ⟨Hyperion.⟩ – Hölderlin-Jahrbuch 1953, 1–53 s. Nr. 1551.
T. 1 1950 ebda. s. Nr. 1303.

1595. *Schiller, Helmut:* Friedrich Hölderlin. – Die Pforte. 5, 1953, 432–450.
Zuerst: Klüter Blätter. 1950 s. Nr. 1304.

1596. *Schöfer, Friedrich Oskar:* Die theologische Stellung des Dichters bei Hölderlin. – Eine Heilige Kirche. 27, 1953/54, 84–90.
Auch in: *Mahayana. Festgabe für Friedrich Heiler zum 30. Januar 1952 von Freunden und Schülern. [Msch.schr.]

1597. *Schröder, Rudolf Alexander:* Meister der Sprache. – Witten/Ruhr: Luther Verl. (1953). 99 S.
Einleitungen zu Rundfunklesungen; S. 44–48: Friedrich Hölderlin.

1598. *Schwachhofer, René:* Ein Gesang für Deutschland. Zum 110. Todestag Friedrich Hölderlins. – Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Jg 120. Leipzig, 6. Juni 1953. S. 473–475.

1599. *Schwerte, Hans:* Aorgisch. – Germanisch-Romanische Monatsschrift. N. F. 3, 1953, 29–38.
Zum Begriff des Aorgischen bei Hölderlin.

1600. *Sinner, Mathilde:* Der Hölderlinturm zu Lebzeiten des Dichters. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 13. März 1953.
Auch: Schwäbische Zeitung. Leutkirch, 13. März 1953.

1601. *Spender, Stephen:* England entdeckt Hölderlin. ⟨Aus dem Englischen von *Lutz Weltmann.*⟩ – Neue Literarische Welt. Jg 4. Darmstadt/Zürich, 10. April 1953.

1602. *Strich, Fritz:* Classicismo e romanticismo tedesco. (Trad. dal tedesco di *Ervino Pocar.*) – (Milano, Roma:) Bompiani (1953). 257 S. (Portico. Critica e saggi. 25.)
Hölderlin passim; mit eingestreuten Gedichtübertragungen.
Dt. Ausg.: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. – München: Meyer & Jessen 1922. 234 S.; 4. Aufl. 1949 s. Nr. 1235.

1603. *Strich, Fritz:* Hölderlins Sophokles-Übertragungen. – Stadttheater St. Gallen. Programm. H. 31, 1953. Beiträge zum St. Galler Theater-Anzeiger. Nr. 3.
Zuerst 1944 s. Nr. 939 a.

1604. *Strolz, Walter:* Hölderlin und der Beruf des Dichters. – o. O. 1953. 196 Bl. 4° [Msch.schr.] Innsbruck, Phil. Diss.

1604a. *Svenson-Graner, Carl:* Friedrich Hölderlins „Patmos". 1–2. – Norrköpings Tidningar. 8. u. 9. Juni 1953.

1605. *Takahara, Kohei:* Herudarin-shoron [Hölderlin. Kleiner Versuch]. – Doitsu Bungaku-kenkyu. Hokoku. 2, 1953, 1–21.

1606. *Thiess, Frank:* Stürmischer Frühling. 51.–75. Taus. 1953 s. Nr. 1511.

1607. *Traversa, Maria Vittoria:* Il pre-logismo dello „Hyperion" di F. Hoelderlin. – Bari: Cressati 1953. 41 S. (Università degli Studi di Bari. Corso di Lingue e Letterature straniere. Monografie e Dissertazioni. 1.)
Zugl. Bari, Tesi di Laurea.

*1608. *Vincenti, Leonello:* Saggi di Letteratura Tedesca. – Milano, Napoli: Ricciardi 1953. 318 S.
Darin: Il motivo titanico nell' opera di F. Hölderlin; zuerst: Atti della Reale Accademia delle Scienze di Torino. 1945 s. Nr. 963.

1609. *Zak, Eduard:* Der Dichter und sein Vaterland. Zum 110. Todestag Friedrich Hölderlins. – Neue Deutsche Literatur. 1, 1953, H. 6, S. 140–146.

1954

1610. *Ajuriaguerra, Julien de* und *Michel de M'Uzan:* Psychiatrie et Création Artistique. – Critique. 10, 1954, 951–965.
Zu *Jaspers:* Strindberg et van Gogh, Swedenborg, Hölderlin. 1953 s. Nr. 1555; *Rudolf Treichler:* Die seelische Erkrankung Friedrich Hölderlins in ihren Beziehungen zu seinem dichterischen Schaffen. – Berlin: Springer 1936.

1611. *Allemann, Beda:* „Friedensfeier." Zur Wiederentdeckung einer späten Hymne Hölderlins. – Neue Zürcher Zeitung. 24. Dezember 1954. Morgenausg. Bl. 3; Fernausg. Bl. 3.
Dazu s. Nr. 1713.

1612. *Allemann, Beda:* Hölderlin und Heidegger. – Zürich, Freiburg i. Br.: Atlantis Verl. (1954). 186 S. (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. 6.)
Teildr.: Freiburg i. Br. 1954: Rombach. 66 S. Zürich, Phil. Diss.
R: *A(ugust) Brunner:* Stimmen der Zeit. 155, 1954/55, 317–318. – *Pietro Chiodi:* Rivista di Filosofia. 46, 1955, 225–228. – *Emil Kast:* Archiv für das Studium der neueren Sprachen. 192, 1955, 197. – *Gustav Konrad:* Welt und Wort. 9, 1954, 388–389. – *Josef Kunz:* Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur. 68, 1955/56, 33–42. – *Josef Rattner:* Die Tat. Zürich, 17. Juli 1954. – *M[adeleine] Tijdens-Plet:* Neophilologus. 38, 1954, 317–318. – s. a. Nr. 1725, 1759.

1613. *Asai, Masao:* „Chikaki ni arite torae-gatai" („Nah ist und schwer zu fassen..."). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 2–6.

1614. *Astaldi, Maria Luisa:* Hölderlin und Foscolo. 1954 s. Nr. 1438.

1615. *Babler, O[tto] F.:* Zwei tschechische Hölderlin-Gedichte. Übertr. u. erl. – (Olomouce [um 1954].) 3 Bl. 4° [Msch.schr.]
Petr Bezruč, Hölderlin am Neckar s. a. Nr. 1442; *Jan Zahradníček,* Hölderlin; zuerst in: **Zahradníček:* Jeřáby. 1933.

1616. *Barbieri, Vicente:* Un recuerdo para Zimmer. – La Nación. Buenos Aires, 21. November 1954.

1617. *Beißner, Friedrich:* Die jungen Dichter um Hölderlin. – [Tübingen 1954.] 7 Bl. 4° [Msch.schr.] Baden-Baden, Südwestfunk, Sendung am 27. April 1954.

1618. *Beißner, Friedrich:* Hölderlin in Frankreich. – In: Deutschland-Frankreich. Ludwigsburger Beiträge zum Problem der Deutsch-Französischen Beziehungen. Hrsg. vom Deutsch-Französischen Institut Ludwigsburg. – Stuttgart: Deutsche Verl.-Anst. (1954). S. 120–130.

1619. *Beißner, Friedrich:* Die Linien des Lebens. – Merian. 7, 1954, H. 8: Tübingen, S. 31–34.

1620. *Beißner, Friedrich:* Über die Realien des 'Hyperion'. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 93–109 s. Nr. 1646.

1621. *Beißner, Friedrich:* Das Religiöse in Hölderlins und Rilkes Dichtung. – [Tübingen 1954.] 35 S. 4° [Msch.schr.] Frankfurt a. M., Hessischer Rundfunk, Sendung am 28. März, 4., 11., 18., 25. April und 2. Mai 1954.

1622. *B[eißner], F[riedrich]:* Zu den neuen Texten ('Friedensfeier'; Ein Brief Hölderlins an seine Mutter [s. Nr. 1320 Bd 6 S. 470–471]; ein Blatt aus 'Hyperions Jugend' [Zinkernagel Bd 2 S. 29]; 'Des Morgens' [H1a]). – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 9–10 s. Nr. 1646.

1623. *Berger, Kurt:* Die Dichtung Rudolf Alexander Schröders. Das Unvergängliche im vergänglichen Sein. – Marburg/Lahn: Rathmann 1954. 414 S.
Hölderlin S. 11–17, 21–27, 35–44, 124–131, 139–142 u. ö.

1624. *Bezruč, Petr* [d. i. *Vladimír Vašek*]: Hölderlin am Neckar. [Übers. v.] *O[tto] F. Babler.* 1954 s. Nr. 1442 u. 1615.

1625. *Binder, Wolfgang:* Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung. Vortrag. (Geh. an Hölderlins 110. Todestag ... in Nürtingen.) – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 46–78 s. Nr. 1646.

1626. *Binder, Wolfgang:* Sprache und Wirklichkeit in Hölderlins Dichtung. – [Tübingen 1954.] 14 Bl. 4° [Msch.schr. vervielf.]
Vortrag, geh. in Tübingen beim 6. Internationalen Hochschulkurs für Germanisten 1954.

1627. *Boeschenstein, Hermann:* Deutsche Gefühlskultur. Studien zu ihrer dichterischen Gestaltung. Bd 1. Die Grundlagen. 1770–1830. – Bern: Haupt (1954). 379 S.
Hölderlin S. 189–220.

*1627a. *Bravo Villasante, Carmen:* Epilogo al „Empedocles" de Hölderlin. – Cuadernos Hispano-Americanos. 9, 1954, 290–303.

1628. *Bröcker, Walter:* Der europäische Nihilismus und die kantische Philosophie. – Studium Generale. 7, 1954, 545–554.
Hölderlin S. 550–554.
Zugrunde liegend ein Vortrag, geh. am 18. Januar 1954 während der Kieler Universitätswoche.
R: *[Otto Pautz]:* Schleswiger Nachrichten. 19. November 1954 u. d. T.: Zeigt Hölderlin den Ausweg aus dem Nihilismus?

1629. *Bubeck, Heinrich:* Friedrich Hölderlin. (Aus einer psychoanalytischen Studie.) Die Jahre der Geschlechtsreifung. 1954 s. Nr. 1537.

1630. *Buddeberg, Else:* Möglichkeiten und Grenzen philosophischer Interpretation von Dichtung. – Studium Generale. 7, 1954, 363–371.
Hölderlin S. 367–369.

1631. Bungaku. – Doitsu Bungaku. Nippon Dokubun Gakkai hen. (Die Deutsche Literatur. [Hrsg. von der japanischen Gesellschaft für Germanistik.]) – Tokyo: [Universitäts-Verl.]
H. 13. 1954. 60, 16 S.
S. 2–6: *Asai, Masao:* „Chikaki ni arite torae gatai"; S. 6–10: *Komaki, Takeo:* Hölderlin to Sinclair; S. 10–15: *Nishina, Takemitsu:* Empedokles-jidai; S. 15–19: *Sakaue, Taisuke:* Hölderlin no kyôshû; S. 20–24: *Tanaka, Kenji:* Hölderlin ni okeru shûkyô-sei; S. 24–30: *Tani, Tomoyuki:* Hölderlin-kenkyû no tame no oboegaki kara; S. 30–33: *Yonemoto, Sanji:* Hölderlin-bungaku no shakai-teki kitei. Lukacs-kaishaku no tsuite.

1632. *Cartoscelli, Rocco:* La Tranquilla Follia del Vecchio Poeta Hölderlin. – Il Giornale. Napoli, 31. Juli 1954.

1632a. *Chiodi, Pietro:* L'estetica di Heidegger. – Il Pensiero critico. Ser. 3, No. 9–10, 1954, 1–12.

1633. *Delfgaauw, Bernard:* De religieuze vraag als kernpunt van het denken van Martin Heidegger. – Tijdschrift voor Philosophie. 16, 1954, 85–102.
U. a. zu Heideggers Hölderlin-Interpretationen.

1634. *Fitzell, Henry John:* The Figure of the Hermite in German Literature from Lessing to Eichendorff. – (Princeton) 1954. 205 Bl. 4° [Msch.schr.] Princeton Univ., Doct. Diss.
S. 155–166 über Hölderlins Hyperion.

1635. *Fränkel, Jonas:* Dichtung und Wissenschaft. – Heidelberg: L. Schneider 1954. 263 S.
S. 75–83: Der neue Hölderlin; zuerst: Neue Zürcher Zeitung. 21. Dezember 1917. 1. Morgenbl. u. 3. Mittagbl.
Zum Erscheinen der Hellingrath-Ausgabe.

1636. *Franceschetti, Luciano:* La Lirica dell' Ultimo Hölderlin. – o. O. (1954). 206, XI Bl. 4° [Msch.schr.] Bologna, Tesi di Laurea.

1637. *Gerlach, Kurt:* Die Aufführung von Hölderlins „Empedokles" durch eine Schulspielschar. – Pädagogische Rundschau. 8, 1953/54, 229–231.
Zur Aufführung des Helmholtz-Gymnasiums Dortmund.

1638. *Gerlach, Kurt:* Hölderlins neue Haltung der Fülle. Eine Interpretation der Dichtungen der Reife- und Spätzeit. – Die Pädagogische Provinz. 8, 1954, 169–180 u. 231–239.

1639. *Goes, Albrecht:* Freude am Gedicht. 11.–15. Taus. 1954 s. Nr. 1461.

1640. *(Gontard, Susette:)* Die Briefe der Diotima. Hrsg. von *Karl Viëtor.* (51.–57. Taus.) – (Wiesbaden:) Insel-Verl. (1954). 79 S. (Insel-Bücherei. 455.)
Frühere Aufl. s. Nr. 369.

1641. *Heidegger, Martin:* „... dichterisch wohnet der Mensch ...". (Vortrag, geh. zuerst am 6. Oktober 1951 auf „Bühlerhöhe".) – Akzente. 1, 1954, 57–71.
Auch in: *Heidegger:* Vorträge und Aufsätze. – Pfullingen: Neske (1954). S. 187–204 s. Nr. 1642.

1642. *Heidegger, Martin:* Vorträge und Aufsätze. – Pfullingen: Neske (1954). 283 S.

S. 129–143: Was heißt Denken?; zuerst: Merkur. 6, 1952, 601–611 s. Nr. 1467; S. 187–204: „... dichterisch wohnet der Mensch ..."; zuerst: Akzente. 1, 1954, 57–71 s. Nr. 1641.

1643. *Herd, Rudolf:* Friedrich Hölderlins Fahrt durch Franken. – Fränkischer Tag. Bamberg, 11. März 1954. Wiss. Beil. Fränkische Blätter für Geschichtsforschung und Heimatpflege. Nr. 5.

1644. *Heselhaus, Clemens:* Hölderlin in Homburg. Zur Tagung der Hölderlin-Gesellschaft. – Westfälische Nachrichten. Münsterischer Stadtanzeiger. Münster i. Westfalen, 12. Juni 1954.

1645. Hölderlin. Bilder aus seinem Leben. [2. Aufl.] 1954 s. Nr. 1401.

1646. Hölderlin-Jahrbuch. Im Auftr. d. Friedrich Hölderlin Gesellschaft hrsg. von *Friedrich Beißner* und *Paul Kluckhohn.* – Tübingen: Mohr.
Jg [8]. 1954. 141 S.
S. 1–7: Friedensfeier von Friedrich Hölderlin; S. 8: Ein Brief Hölderlins an seine Mutter; S. 9–10: *B[eißner], F[riedrich]:* Zu den neuen Texten; S. 11–24: *Kerényi, Karl:* Hölderlin und die Religionsgeschichte; S. 25–45: *Kerényi, Karl:* Hölderlins Vollendung; S. 46–78: *Binder, Wolfgang:* Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung; S. 79–92: *Kirchner, Werner:* Franz Wilhelm Jungs Exemplar des 'Hyperion'; S. 93–109: *Beißner, Friedrich:* Über die Realien des 'Hyperion'; S. 110–127: *Isberg, Jürgen:* Die Familie der Diotima; S. 128–132: *Zeller, Bernhard:* Ein unbekanntes Hölderlinbildnis; S. 133–139: *Kelletat, A[lfred]:* Jahresbericht der Friedrich Hölderlin Gesellschaft; S. 140–141: *Lachmann, Eduard:* Hinweis auf Tatsachen.
R: *[Karla John]s:* Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 11. Januar 1955; auch: Balinger Volksfreund. 11. Januar 1955. – *Alfred Kelletat:* Reutlinger General-Anzeiger. 2. Februar 1955.

1647. *Hof, Walter:* Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt. – Meisenheim am Glan: Westkulturverl. Anton Hain 1954. 423 S.
R: *Rudolf Heuss:* Die Pädagogische Provinz. 9, 1955, 496. – *Gustav Konrad:* Welt und Wort. 10, 1955, 164–165. – s. a. Nr. 1725.

1648. *Hoffmann, Wilhelm:* Hölderlins Friedensgesang. Die wiederaufgefundene große Hymne. – Stuttgarter Zeitung. 13. November 1954.

1649. *Hohler, August E.:* Das Heilige in der Dichtung. Klopstock / Der junge Goethe. – Zürich: Atlantis Verl. (1954). 215 S. (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. 10.)
S. 44–52 zu Heideggers Hölderlin-Interpretationen.

1650. *Isberg, Jürgen:* Die Familie der Diotima. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 110–127 s. Nr. 1646.

1651. *Isberg, Jürgen:* Hölderlin in Homburg 1798–1800. Das Werk und der Wandel des Weltbildes. – Hamburg 1954. 336, XLIII Bl. 4° [Msch.schr.] Hamburg, Phil. Diss.

*1652. *Iwahashi, Tamotsu:* Herudarin ni kansuru Itsi-kosatsu [Eine Betrachtung über Hölderlins Dichtung]. – Doitsu Bungaku-kenkyu. Hokoku. Nr. 3, 1954.

1653. *Kayser, Wolfgang:* Das sprachliche Kunstwerk. 3. Aufl. 1954 s. Nr. 1132 u. 1407.

1654. *Kelletat, Alfred:* Homburg und Friedrich Hölderlin. – Der Taunusbote. Bad Homburg v. d. H., 5. Juni 1954.

1655. *Kelletat, A[lfred]:* Jahresbericht der Friedrich Hölderlin Gesellschaft. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 133–139 s. Nr. 1646.

1656. *Kempter, Lothar:* Hölderlins Rhein-Hymne als Kantate. – Der Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur. 9. Oktober 1954.
Zur Uraufführung der Rheinhymne in der Vertonung von *Carlos Ehrensperger.*

1657. *Kerényi, Karl:* Der Dichter und sein Heros. Zur Entdeckung von Hölderlins „Friedensfeier". – Die Tat. Zürich, 27. November 1954.
Auch in: *Kerényi:* Geistiger Weg Europas. 1955. S. 100–106 u. d. T.: Zur Entdeckung von Hölderlins 'Friedensfeier' s. Nr. 1748.

1658. *Kerényi, Karl:* Hölderlin und die Religionsgeschichte. Vortrag geh. im Istituto di Studi Germanici in Rom am 26. Mai 1953. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 11–24 s. Nr. 1646.
Auch in: *Kerényi:* Geistiger Weg Europas. 1955. S. 24–37 s. Nr. 1748.

1659. *Kerényi, Karl:* Hölderlins Vollendung. Festvortrag geh. bei der Jahresversammlung der Friedrich Hölderlin Gesellschaft am 6. Juni 1954 in Bad Homburg vor der Höhe. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 25–45 s. Nr. 1646.
Auch in: *Kerényi:* Geistiger Weg Europas. 1955. S. 51–71 s. Nr. 1748.

1660. *Killy, Walther:* Hölderlins Interpretation des Pindarfragments 166 ⟨Schr.⟩. – Antike und Abendland. 4, 1954, 216–233.

1661. *Kirchner, Werner:* Franz Wilhelm Jungs Exemplar des 'Hyperion'. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 79–92 s. Nr. 1646.

1662. *Komaki, Takeo:* Hölderlin to Sinclair (Hölderlin und Isaak von Sinclair). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 6–10 s. Nr. 1631.

1663. *Kraft, Werner:* Über eine späte Ode Hölderlins (Wenn aus der Ferne ...). – Sinn und Form. 6, 1954, 473–481.

1664. *Krieger, Georg:* Texte von Hölderlin in Vertonungen. – [Köln] 1954. 48 Bl. 4° [Msch.schr.] Köln, Hausarbeit um die Zulassung zur Prüfung für das künstlerische Lehramt an höheren Schulen.

1665. *Lachmann, Eduard:* Hinweis auf Tatsachen. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 140–141 s. Nr. 1646.
Zu *Pyritz:* Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. 1953 s. Nr. 1589.

1666. *Largiadèr, Anton:* Hölderlin und der Pfarramtskandidat Wilhelm Schinz. – Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1955. N. F. 75, 1954, 99–104.

1667. *Leube, Martin:* Das Tübinger Stift 1770–1950. Geschichte des Tübinger Stifts. (Erw. Bearb. von: Geschichte des Tübinger Stifts. T. 3. 1936.) – Stuttgart: Steinkopf 1954. VIII, 732 S. [Umschlagt.:] Die Geschichte des Tübinger Stifts. Hölderlin S. 106–113.

1668. *Lockemann, Fritz:* Der rühmende Dichter. – Wirkendes Wort. 5, 1954/55, 23–36. Hölderlin S. 30–33 u. ö.

1669. *Melchinger, Siegfried:* Hölderlin und der Friedensfürst. Eine Hymne aus der großen Schaffenszeit wiederaufgefunden. – Die Neue Zeitung. Berliner Ausg. 21. November 1954.
Auch: Frankfurter Neue Presse. Frankfurt a. M., 27. November 1954 und ähnlich: Rheinische Post. Düsseldorf, 11. Dezember 1954 u. d. T.: Hölderlins Friedens-Hymne wiederaufgefunden.

1670. *Mittner, Ladislao:* Ambivalenze romantiche. Studi sul romanticismo tedesco. – Messina-Firenze: Casa Editrice D'Anna (1954). 365 S. (Biblioteca di Cultura contemporanea. 47.)
S. 1–121: La Lirica di Hölderlin.
R: *Leonello Vincenti:* Il Mondo. Roma, 8. Februar 1955.

1671. *Müller, Ernst:* Erläuterungen zur Hymne „Die Friedensfeier". – Tübinger Blätter. 41, 1954, 4–6.

1672. *[Nägeli, Ernst:]* Berühmte Gäste auf Thurgauer Schlössern. Hauptwil – Eppishausen – Wolfsberg. – (Zürich [19]54.) 15 Bl. 4° [Msch.schr.]
Radio Zürich, Sendung am 13. Juni 1954.

1673. *Nielsen, Arne Helge:* Der Begriff des Eros bei Hölderlin. – o. O. 1954. 137 Bl. 4° [Msch.schr.] Ann Arbor, State Univ. of Iowa, Doct.Diss.

1674. *Niessen, Rudolf:* Das Phänomen der Feier in der Dichtung Hölderlins. ⟨Eine religionsphilosophische Untersuchung.⟩ – München 1954. 205 Bl. 4° [Msch.schr.] München, Phil. Diss.

1675. *Nishina, Takemitsu:* Empedokles-jidai (Etwas über die Epoche der Verfassung von Empedokles). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 10–15 s. Nr. 1631.

1676. *Pensa, Mario:* Introduzione allo Hyperion. – (Palermo:) Palumbo (1954). 76 S. (Biblioteca di Cultura moderna. 3.)

1677. *Pfeiffer, Hans [Reinhard]:* Politik als Dienst am Menschen. Das politische Vermächtnis Goethes, Schillers und Hölderlins. 1954 s. Nr. 1494.

1678. *Pfeiffer, Johannes:* Umgang mit Dichtung. 8. Aufl. 1954 s. Nr. 1496.

1679. *Rahner, Hugo:* Ignatius von Loyola und Hölderlin. – Innsbruck [1954]. 5 Bl. 4° [Msch.schr.] Baden-Baden, Südwestfunk, Sendung am 19. April 1954.

1680. *Rüppel, Rudolf:* Hölderlins „Tod des Empedokles" als Trauerspiel. Die Bühnenbearbeitungen und ihre Erstaufführungen nebst einer Bibliographie der Inszenierungen und Kritiken seit 1916. – Ludwigshafen a. Rh. 1954. 151, 19, 12 Bl. 4° [Msch.schr.] Mainz, Phil. Diss.

1681. *Sakaue, Taisuke:* Hölderlin no kyôshû (Die Sehnsucht nach der Heimat in der Dichtung Hölderlins). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 15–19 s. Nr. 1631.

1682. *Salin, Edgar:* Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis. (2., neugestaltete u. wesentlich erw. Aufl.) – (München & Düsseldorf:) Küpper (1954). 360 S
1. Aufl. 1948 s. Nr. 1147.
Hölderlin passim.

1683. *Schiller, Helmut:* Hölderlins Ode „Der blinde Sänger". – Die Pforte. 6, 1954, 131–142.

1684. *Schneider, Wilhelm:* Liebe zum deutschen Gedicht. 2., durchges. Aufl. 1954 s. Nr. 1503.

1685. *Scholz, Wilhelm von:* Große Dichtung und Bühne. – Badische neueste Nachrichten. Karlsruhe, 15. November 1954.
U. d. T.: Hölderlins „Tod des Empedokles" auch: Theater der Freien Hansestadt Bremen. [Programmheft zur Aufführung von] Der Tod des Empedokles von Friedrich Hölderlin. 1955. S. 6 u. 23 f.

1686. *Schröder, Franz Rolf:* Die Platane am Ilissos. – Germanisch-Romanische Monatsschrift. N. F. 4, 1954, 81–107. Hölderlin S. 105 f.

1687. *Schwartz, Delmore:* Hölderlin. [Gedicht.] – Partisan Review. 21, 1954, 174.

1688. *Sieghardt, August:* Friedrich Hölderlin im Grabfeldgau. Sein Aufenthalt im Schloß Waltershausen bei Charlotte v. Kalb. – Fränkisches Volksblatt. Würzburg, 31. März 1954. Beil. Fränkische Heimat. Nr. 18.

1689. *Spoerri, Theophil:* Rimbauds Umkehr. – Neue Zürcher Zeitung. 17. Oktober 1954. Sonntagausg. Bl. 4; Fernausg.: 16. Oktober 1954. Bl. 4.
U. d. T.: Rimbaud und Hölderlin in ihrer Zuwendung zur Gegenwart auch: Universitas. 10, 1955, 493–499.

1690. *Staiger, Emil:* Das dunkle Licht. ⟨Zur Symbolik Hölderlins.⟩ – In: Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des Heinrich-Suso-Gymnasiums in Konstanz. – (Konstanz: Merk 1954.) S. 134–140.

1691. *Stein, Ernst:* Hölderlins Ode „Heidelberg". Zu Wilhelm Schneiders Interpretation des Gedichts. – Deutschunterricht. [Berlin.] 7, 1954, 706–712.
Vgl. Nr. 1503.

*1692. *Takagi, Isamu:* Herudarin to Shijin no Unmei [Hölderlin und das Schicksal des Dichters]. – Doitsu Bungaku. H. 12, 1954.

1693. *Tanaka, Kenji:* Hölderlin ni okeru shûkyô-sei (Die Religiosität bei Hölderlin). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 20–24 s. Nr. 1631.

*1694. *Tani, Tomoyuki:* Herudarin ni okeru „Gisei" no Mondai [Das Problem des „Opfers" bei Hölderlin]. – Doitsu Bungaku – Kenkyu. Hokoku. Nr. 3, 1954.

1695. *Tani, Tomoyuki:* Hölderlin-kenkyû no tame no oboegaki kara (Aus meinem Notizbuch über Hölderlin). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 24–30 s. Nr. 1631.

1696. *Tardieu, Jean:* Une Voix sans personne. – [Paris:] Gallimard (1954). 124 S. S. 28–30: Le Tombeau de Hölderlin [Gedicht].

1697. *Thiess, Frank:* Stürmischer Frühling. 76.–100. Taus. 1954 s. Nr. 1511.

1698. *Traverso, Leone:* Sulla „Festa di pace" di Hölderlin. – L'Approdo. 3, 1954, Nr. 4, S. 23–26.

1699. *Traverso, Leone:* L'ultimo Hölderlin. – Il Popolo di Milano. 24. November 1954.

1700. *Traverso, Leone:* Sugli ultimi inni di Hölderlin. – Studi Urbinati di storia, filosofia e letteratura. N. S. B. 28, 1954, 1–52.
Auch in Nr. 1368.

1700a. *Trotzig, Birgitta:* Diotima till Hölderlin. – Sydsvenska Dagbladet Snällposten. Malmö, 31. August 1954.

1701. *Vohmann, Hella:* Vergangenes und Zukünftiges in der Dichtung Friedrich Hölderlins. – Blätter für Anthroposophie und Mitteilungen aus der anthroposophischen Bewegung. 6, 1954, 297–303.

1702. *Warnier, Raymond:* O Escritor, Cidadão do Mundo. A propósito de Hoelderlin – poeta filosofico ou social? – Anhembi. 16, 1954, 345–352.

1703. *Watkins, Vernon:* From The Childhood of Hölderlin. [Gedicht.] – Poetry. 84, 1953/54, 220–225.
Teildr. eines noch nicht vollendeten größeren Gedichts.

1704. *Weinheber, Josef:* Sämtliche Werke. (Hrsg. von *Josef Nadler* und *Hedwig Weinheber.*) Bd 4: Kleine Prosa. – Salzburg: Müller (1954). 819 S.
S. 38–56: Einleitender Vortrag zu einer Hölderlin-Feier, geh. in der Wiener Kultur-Vereinigung am 5. April 1940 s. a. Nr. 454; S. 56–57: Anmerkung zur Erscheinung Friedrich Hölderlins.
R: s. Nr. 1737.

1705. *Yonemoto, Sanji:* Hölderlin-bungaku no shakai-teki kitei. Lukács-kaishaku ni tsuite (Über soziale Basis in der Dichtung Hölderlins. Interpretation Lukács). – Doitsu Bungaku. H. 13, 1954, 30–33 s. Nr. 1631.
Zu Nr. 1577.

1706. *Zahradníček, Jan:* Hölderlin. [Gedicht.] [Übers. von] *O[tto] F. Babler.* – In: *Babler:* Zwei tschechische Hölderlin-Gedichte. 1954 s. Nr. 1615.

1707. *Zeller, Bernhard:* Ein unbekanntes Hölderlinbildnis. – Hölderlin-Jahrbuch 1954, 128–132 s. Nr. 1646.

Zu der Bleistiftzeichnung von Rudolf Lohbauer und Georg Schreiner; mit Repr. d. Zeichnung. – Ähnlich auch: Stuttgarter Zeitung. 18. Dezember 1954 u. d. T.: Momentaufnahme aus dem Hölderlinturm.

1955

1708. *Allemann, Beda:* Hölderlins Friedensfeier. – Pfullingen: Neske (1955). 110 S.

1709. *Allemann, Beda:* Der „Fürst des Fests". Erwiderung. – Neue Zürcher Zeitung. 1955 s. Nr. 1713.

1710. *Angelloz, J[oseph]-F[rançois]:* Un Hymne inconnu de Hoelderlin: „La fête de la paix". – Mercure de France. 323, 1955, 705–711.

1711. *Beck, Adolf:* Hölderlin. Humanität und Dank. – In: Humanismus und Christentum. – Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses [1955]. S. 21–27.

1712. *Beißner, Friedrich:* Der Streit um Hölderlins Friedensfeier. (Vortrag, am 19. Oktober 1955 geh. in der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin.) – Sinn und Form. 7, 1955, 621–653.
Der Vortrag wurde auch in Halle a. d. Saale, Leipzig und Frankfurt a. M. gehalten.
R: *Fritz Rahn:* Stuttgarter Zeitung. 30. Dezember 1955 u. d. T.: Noch einmal: Der Streit um Hölderlins „Friedensfeier".

1713. Beiträge zum Gespräch über Hölderlins „Friedensfeier". – Neue Zürcher Zeitung. 13. März 1955. Sonntagausg.; 14. März 1955. Abendausg.; Fernausg. 12. u. 22. März 1955.
Der Text; Der „Fürst des Fests": 1. Stellungnahme von *Ludwig v. Pigenot*; 2. Stellungnahme von *Eduard Lachmann*; Erwiderung von *Beda Allemann*.
Zu Nr. 1611.

1714. *Benjamin, Walter:* Schriften. Bd 2. (Hrsg. von *Th. W. Adorno* [d. i. *Theodor Wiesengrund-Adorno*] und *Gretel Adorno* u. Mitw. von *Friedrich Podszus*.) – (Frankfurt a. M.:) Suhrkamp 1955. 539 S.
S. 307–315: Wider ein Meisterwerk. Zu *Max Kommerell:* Der Dichter als Führer; S. 375–400: Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin [Dichtermut; Blödigkeit].

1715. *Bezruč, Petr* [d. i. *Vladimír Vašek*]: Hölderlin am Neckar. Übertr. von *O[tto] F. Babler.* 1955 s. Nr. 1442.

1716. *Binder, Wolfgang:* Dichtung und Zeit in Hölderlins Werk mit einer Einleitung über die Zeit im Denken und Empfinden des 18. Jahrhunderts. – Tübingen 1955. II, 678 Bl. 4° [Msch.schr.] Tübingen, Phil. Hab.-Schr.

1717. Bjørnvig, *Thorkild:* To Digte af Friedrich Hölderlin. – Vindrosen. 2, 1955, 327–331.
Brot und Wein; Mnemosyne; S. 332–338 Übers. d. Gedichte ins Dänische.

1718. *Blanchot, Maurice:* L'espace littéraire. – Paris: Gallimard (1955). 294 S.
S. 283–292: L'itinéraire de Hölderlin.

1719. *Blanchot, Maurice:* Le Tournant. – La nouvelle Nouvelle Revue Francaise. 3, 1955, 110–120.
Über „Vaterländische Umkehr" bei Hölderlin.

1720. *Bock, Emil:* Boten des Geistes. Schwäbische Geistesgeschichte und christliche Zukunft. (3. Aufl. ⟨7.–11. Taus.⟩) – Stuttgart: Verl. Urachhaus (1955). 289 S.
S. 90–118: Friedrich Hölderlin. Das Schicksal des Genius; S. 118–121: Anhang.

„Friedensfeier". Ein wichtiger Hölderlin-Fund s. a. Nr. 1721.
1. Aufl. 1929 u. d. T.: Vorboten des Geistes; 2. Aufl. 1937 u. d. T.: Boten des Geistes.

1721. *Bock, Emil:* Ein wichtiger Hölderlin-Fund. – Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 54–56.
Auch in Nr. 1720.

1722. *Bock, Emil:* Verlegenheit vor Christus. Die neuentdeckte Hölderlin-Hymne: „Die Friedensfeier". – Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 364–370.
S. 366 f. Abdr. d. Aufsatzes von *Eduard Lachmann,* Christus oder Napoleon? s. Nr. 1751.

1722a. *Bowra, C[ecil] M[aurice]:* Inspiration and Poetry. – London: Macmillan; New York: St. Martin's Press 1955. VII, 265 S. – S. 130–152: Hölderlins's Hymns.

1723. *Brecht, (Bertolt)* [und] *(Caspar) Neher:* Antigonemodell 1948. [Wenig veränd. Neuausg.] – Berlin: Henschelverl. Kunst und Gesellschaft 1955. 82 Bl. quer-8° (Versuche. 34.) (*Berlau, Ruth:* Modellbücher des Berliner Ensemble. 1.)
Anhang: Die Antigone des Sophokles. Nach der Hölderlinschen Übertragung. Für die Bühne bearb. von *Bertolt Brecht.* – Berlin: Henschelverl. Kunst und Gesellschaft 1955. 23 Bl.
Zuerst Berlin: Gebr. Weiß 1949 s. Nr. 1178.
R: *Beatrice Gottlieb:* The Germanic Review. 26, 1951, 316–317. – *Paul Rilla:* Bühnenstück und Bühnenmodell. – In: *Rilla:* Essays. – Berlin: Henschelverl. 1955. S. 442–448.

1724. *Bröcker, Walter:* Die Auferstehung der mythischen Welt in der Dichtung Hölderlins. – Studium Generale. 8, 1955, 316–327.
R: *Herbert Zdarzil:* Wissenschaft und Weltbild. 8, 1955, 228–229.

1725. *Bröcker, Walter:* Neue Hölderlin-Literatur. – Philosophische Rundschau. 3, 1955, 1–14.
Hölderlin. Friedensfeier. Hrsg. u. erl. von *Friedrich Beißner.* 1954 s. Nr. 1318; *Allemann:* Hölderlin und Heidegger. 1954 s. Nr. 1612; *Hof:* Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt. 1954 s. Nr. 1647.

1726. *Buhr, Heinrich:* Der Fürst des Fests. Anmerkungen zur Auslegung der Hölderlinschen Hymne Friedensfeier. – Zeitschrift für Theologie und Kirche. 52, 1955, 360–397.

1727. *Cocaro, Nicolas:* Hoelderlin. [Gedicht.] – La Nación. Buenos Aires, 9. Januar 1955.

1728. *Epting, Karl:* Die schöne Garonne. Seit fünfundzwanzig Jahren beschäftigt sich Frankreich mit Hölderlin. – Christ und Welt. Jg 8. Stuttgart, 28. Juli 1955.

1729. *Euler, Walter:* Die Landschaft der Antike und der moderne Mensch. – Agorá. 1, 1955, H. 3, S. 11–20.
Hölderlin S. 15–17 u. ö.

1730. *Gillen, Otto:* Schiller und Hölderlin. – Der kleine Bund. Jg 106. Bern, 13. Mai 1955.
Gekürzter Abdr. d. Aufs. 'Hölderlin und Schiller' in: Das Innere Reich. 1943 s. Nr. 641.

1731. *Gock, J[ohanna] C[hristiane]:* Das Testament der Mutter Hölderlins. (U. Mitw. von *Paul Raabe* mitget. von *Adolf Beck.*) – Imprimatur. 12, 1954/55, nach S. 240. Beil.

1732. *Grappin, Pierre:* Ardinghello et Hyperion. – Études Germaniques. 10, 1955, 200–213.

1733. *Guardini, Romano:* Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit. (2. Aufl.) – München: Kösel-Verl. (1955). 578 S. 1. Aufl. 1939 s. Nr. 371.

1734. *Guerne, Armel:* Hölderlin ou le mystique malgré lui. – La Vie spirituelle. Suppl. 8, 1955, Nr. 32, S. 27–54.

1735. *Hackländer, F(riedrich) W(ilhelm):* Hölderlin – wie ihn Hackländer sah. Auch eine „Momentaufnahme aus dem Hölderlinturm". Von *Herbert Schiller.* – Amtsblatt der Stadt Stuttgart. 13. Januar 1955.
Unveröffentlichter Nekrolog.

1736. *Happ, Alfred:* Der Bankherr und die Genien der Liebe. Ein Hörspiel nach *Carl Haensels* Roman. – o. O. 1955. 47 Bl. 4° [Msch.schr. autogr.] Frankfurt a. M., Hessischer Rundfunk, Sendung am 25. Juli 1955.
Vgl. Nr. 313.

1737. *Henning, Helmut:* Kritischer Beitrag zu: Weinheber und Hölderlin. Mit einem unveröffentlichten Brief *Josef Weinhebers.* – In: Festgruß für Hans Pyritz zum 15. 9. 1955. Aus dem Kreise der Hamburger Kollegen und Mitarbeiter. – Heidelberg: Winter 1955. S. 74–80.
Zu *Weinheber:* Einleitender Vortrag zu einer Hölderlin-Feier, geh. in der Wiener Kultur-Vereinigung am 5. April 1940 s. Nr. 454 u. 1704; S. 74–76 Brief *Weinhebers* an *Helmut Henning* über sein Verhältnis zu Hölderlin.

1738. *Heselhaus, Clemens:* Christus- oder Napoleon-Hymne? Zum Streitgespräch um Hölderlins „Friedensfeier". – Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 4. Juni 1955.

1739. *Heyer, Karl:* Vertieftes Geschichtsverständnis. Schicksalszusammenhänge großer Persönlichkeiten der Goethe-Zeit im Lichte der Wiederverkörperung. – Die Kommenden. Jg 9. Freiburg i. Br., 25. November, 10. u. 25. Dezember 1955.
U. a. auch über Hölderlin.

1740. *Heyer, Karl:* Hölderlin und Napoleon. – Blätter für Anthroposophie und Mitteilungen aus der anthroposophischen Bewegung. 7, 1955, 148–149.
Zur 'Friedensfeier'.

1741. *Hirt, Karl Emerich:* Hölderlin. [Gedicht.] – Innsbruck 1955. 1 Bl. 4° [Msch. schr.]

1742. *Hof, Walter:* Zu Hölderlins „Friedensfeier". – Wirkendes Wort. 6, 1955/56, 82–92.

1742a. *Honold, Eugen:* Spur des Herzens. [Gedichte.] – [Schwäb. Hall:] Selbstverl. d. Verf. 1955. 123 S.
S. 24–26: Hölderlin.

1743. *Jähnig, Dieter:* Vorstudien zur Erläuterung von Hölderlins Homburger Aufsätzen. – (Tübingen 1955.) 244 Bl. 4° [Msch.schr.] Tübingen, Phil. Diss. T. 1 u. d. T.: Das „Reich des Gesangs". Hölderlins Aufsatz „Über die Religion" in: Tijdschrift voor Philosophie. 17, 1955, 409–476.

1744. *Jaspers, Karl:* Genio y Locura. Ensayo de análisis patográfico comparativo sobre Strindberg, van Gogh, Swedenborg, Hölderlin. Trad. del alemán y prólogo por *Agustín Caballero Robredo.* 1955 s. Nr. 1555.

1745. *Iwabashi, Tamotsu:* Shijin to Jidai. Herudarin no Sanka o megutte [Der Dichter und seine Zeit. Über Hölderlins Hymnen]. – Doitsu Bungaku-kenkyu. Hokoku. 4, 1955, 17–31.

1746. *K(elletat), A(lfred):* Hölderlin und Schiller. Zur Ausstellung anläßlich des 150. Todestags Friedrich Schillers am 9. Mai 1955. – (Offenbach am Main 1955: Werkkunstschule.) 2 Bl.

1747. *Kerényi, Karl:* Das Christusbild der „Friedensfeier". (Eröffnungsvortrag eines „Dichtertreffens am Bodensee", geh. in Überlingen am 19. Mai 1955.) – In: *Kerényi:* Geistiger Weg Europas. 1955. S. 72–99 s. Nr. 1748.

1748. *Kerényi, Karl:* Geistiger Weg Europas. Fünf Vorträge über Freud, Jung, Heidegger, Thomas Mann, Hofmannsthal, Rilke, Homer und Hölderlin. – Zürich: Rhein-Verl. (1955). 106 S. (Albae Vigiliae. N. F. 16.)
S. 24–37: Hölderlin und die Religionsgeschichte; S. 51–71: Hölderlins Vollendung; S. 72–99: Das Christusbild der „Friedensfeier"; S. 100–106: Zur Entdeckung von Hölderlins 'Friedensfeier'; frühere Drucke der Aufsätze s. Nr. 1658, 1659, 1747, 1657 (u. d. T.: Der Dichter und sein Heros).

1749. *Klein, Johannes:* Hölderlin, Caspar David Friedrich, Eichendorff. – Der Deutschunterricht. 7, 1955, H. 2: Die deutsche Romantik, S. 26–37.

1750. *Kohrs, Ingrid:* Diez años de investigaciones sobre Hölderlin en Alemania. 1939–1949. (Trad. del alemán de *Fanny Torres Baldé.*) – Boletin de Estudios Germanicos. 3, 1955, 109–138.
[Dt. Fassung nicht gedruckt.]

1751. *Lachmann, Eduard:* Christus oder Napoleon? Zu Hölderlins neuentdeckter Hymne „Die Friedensfeier". – Wort und Wahrheit. 10, 1955, 210–211.
Auch: Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 366–367 s. Nr. 1722.

1752. *Lachmann, Eduard:* Hölderlins Christus-Bild. – Stimmen der Zeit. 156, 1954/55, 332–343.

1753. *Lachmann, Eduard:* Hölderlins Christus-Bild. – Ostschweiz. St. Gallen, 1. Oktober 1955. Abend-Ausg.

1754. *Lachmann, Eduard:* Der „Fürst des Fests". Stellungnahme. – Neue Zürcher Zeitung. 1955 s. Nr. 1713.

1755. *Lachmann, Eduard:* Ein neuentdeckter Hölderlin. – Berichte und Informationen. Jg 10. Wien, 18. Februar 1955.
Zur 'Friedensfeier'.

1756. *Läubin, Helmut:* Hölderlin und das Christentum. T. 2. – Symposion. 4, 1955, 217–334.
T. 1 ebda. 1952 s. Nr. 1490.

1757. *Leemans, Victor:* Friedrich Hölderlin nu. – Kultuurleven. 22, 1955, 344–355.
De uitgave van Hölderlins werken; De Grosse Stuttgarter Ausgabe; De natuur in het werk van Hölderlin; De kultus der schoonheid.

1758. *Lukács, Georg* [d. i. *György*]: Goethe und seine Zeit. [3. Aufl.] 1955 s. Nr. 1577.

1759. *Man, Paul de:* Les Exégèses de Hölderlin par Martin Heidegger. – Critique. 11, 1955, 800–819.
Zu *Buddeberg:* Heidegger und die Dichtung. Hölderlin. 1952 s. Nr. 1450; *Allemann:* Hölderlin und Heidegger. 1954 s. Nr. 1612.

1760. *Maurer, Georg:* Auf der Neckarbrücke in Heidelberg. [Gedicht an Hölderlin.] – Sinn und Form. 7, 1955, 903.

1761. *Meier, Heinrich Christian:* Der Einzelne und die Gemeinschaft in der Literatur. – Heute und Morgen. [5], 1955, 499–503.
U. a. zu Hölderlin.

1762. *Missenharter, Hermann:* Hölderlins weltbürgerliches Bekenntnis. – Stuttgarter Nachrichten. 5. Februar 1955.

1763. *Mojašević, Miljan:* Šiler ili Helderlin? [Schiller oder Hölderlin?] – Letopis Matice Srpske. 376, 1955, H. 7/8, S. 133–141.

1764. *Müller, Andreas:* Landschaftserlebnis und Landschaftsbild. Studien zur deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts und der Romantik. – (Stuttgart:) Kohlhammer (1955). 247 S.
S. 151–170: Mythische Landschaft. Hölderlin.

1765. *Müller, Ernst:* „Friedensfeier". Hölderlins neuaufgefundene Hymne. – Rhein-Neckar-Zeitung. Heidelberg, 7. Januar 1955.

1766. *Müller, Joachim:* Wirklichkeit und Klassik. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine. – (Berlin:) Verl. d. Nation (1955). 454 S.
S. 366–397: Hölderlins Liebeselegie [Menons Klagen . . .]. Eine Interpretation.

1767. *Murez, Jos:* Friedrich Hölderlin. Voorloper van de moderne poezie. Naar aanleiding van „Hyperion". – Vooruit. Gent, 22. Januar u. 12. Februar 1955.

1768. *Otto, Walter F[riedrich]:* Die Gestalt und das Sein. Gesammelte Abhandlungen über den Mythos und seine Bedeutung für die Menschheit. – (Düsseldorf-Köln:) Diederichs (1955). 417 S.
S. 181–210: Der griechische Göttermythos bei Goethe und Hölderlin; S. 227–283: Der Ursprung von Mythos und Kultus. Zu Hölderlins Empedokles; S. 285–311: Die Berufung des Dichters; frühere Drucke der Aufsätze s. Nr. 396, 441, 768.

1769. *Pannwitz, Rudolf* und *Charlotte:* Der stille Gott der Zeit. Über Hölderlins „Friedensfeier". – Merkur. 9, 1955, 766–785.

1770. *Pfeiffer, Johannes:* Zu Heideggers Deutung der Dichtung. – In: *Pfeiffer:* Was haben wir an einem Gedicht? 1955. S. 93–108 s. Nr. 1495.

1771. *Pigenot, Ludwig von:* Der „Fürst des Fests". Stellungnahme. – Neue Zürcher Zeitung. 1955 s. Nr. 1713.

1772. *Prang, Helmut:* Heine im Schatten Hölderlins. – Neue Deutsche Hefte. [2], 1955, 472–475.
Dazu s. Nr. 1795.

1773. *Przywara, Erich:* In und gegen. Stellungnahmen zur Zeit. – Nürnberg: Glock & Lutz 1955. 439 S.
S. 132–141: Um Hölderlin. [Zur 'Friedensfeier'.]

1774. *Rahn, Fritz:* Der Streit um Hölderlins „Friedensfeier". – Stuttgarter Zeitung. 22. Januar 1955.

1775. *Reich, Hanns:* „Die Friedensfeier." Friedrich Hölderlins neuentdeckter Hymnus. – Die Österreichische Furche. Jg 11. Wien, 28. Mai 1955. Pfingstbeil.

1776. *Renker, Armin:* Hölderlins Schatten. Erlebnis einer Reise. (Zeichnungen von *Werner Peltzer.*) – Stuttgart: Verl. Solitude (1955). 48 S.

1777. *Reuschle, Frieda Margarete:* Zu Hölderlins „Friedensfeier". Bericht über die entstandene Diskussion. – Die Drei. 25, 1955, 261–267.

1778. *Rüdiger, Horst:* Ueber die Kürze. Zu einem Gedicht von Friedrich Hölderlin. – Der Standpunkt. Jg 9. Meran, 22. Juli 1955.

1779. *Ruppel, K[arl] H[einz]:* Orffs „Antigonae". – In: Die Bühnen der Stadt Essen. Spielzeit 1955/56, H. 6, S. 61–63.

1780. *Schinzinger, Robert:* Heidegger und die Dichtung. – Doitsu Bungaku. H. 14, 1955, S. 77–87.

1781. *Schmidlin, Guido:* Zu Hölderlins Sophokles-Uebersetzungen. – Neue Zürcher Zeitung. 20. Oktober 1955. Morgen- u. Abendausg.; Fernausg.: 9. November 1955.

Ähnlich auch: Schauspielhaus Zürich. [Programmheft zur Aufführung von] Antigone von Sophokles in der Übertragung von Friedrich Hölderlin. 1955. S. 3–8.

1782. *Schneider, Wilhelm:* Hyperions Klage. – Die Christengemeinschaft. 27, 1955, 51–54.

1783. *Scholz, Wilhelm v.:* Hölderlins „Empedokles". – Weser-Kurier. Bremen, 30. März 1955.

1784. *Scholz, Wilhelm von:* Hölderlins „Tod des Empedokles". 1955 s. Nr. 1685.

1784a. *Siebenmorgen, F[ranz] R[olf]:* Hölderlin och Tübingen. – Sydsvenska Dagbladet Snällposten. Malmö, 7. Dezember 1955.

1785. *Spender, Stephen:* Hoelderlin's old age. [Gedicht.] – In: *Spender:* Collected Poems 1928–1953. 1955 s. Nr. 1429.

1786. *Spoerri, Theophil:* Rimbaud und Hölderlin in ihrer Zuwendung zur Gegenwart. 1955 s. Nr. 1689.

1787. *Stein, Ernst:* Überlegungen zu einigen Gedichten Hölderlins. – Deutschunterricht. [Berlin.] 8, 1955, 428–435 u. 500–507.
Die Eichbäume (zu *Rysy:* Heimkehr zum Wort. 1949 s. Nr. 1228); Der Tod fürs Vaterland; Der Zeitgeist.

1788. *Stierlin, Henri:* Hölderlin, le poète fou. – Tribune de Genève. 4. September 1955.

1789. *Strolz, Walter:* Tragische Frömmigkeit. – Orientierung. Jg 19. Zürich, 15. November 1955.

1790. *Takahara, Kohei:* Sanka „Heiwa no shukusai" o meguru Ronso kara [Über den Streit um die Hymne „Friedensfeier"]. – Doitsu Bungaku-kenkyu. Hokoku. 4, 1955, 32–41.

1791. *Thomas, Werner:* Erklingende Sprache. Interpretationsversuche nach dem 'Schulwerk' von Carl Orff. – Der Deutschunterricht. 7, 1955, H. 6: Kunsterziehung im Deutschunterricht. 2. S. 57–72.
S. 69–72 über den Chor 'Ungeheuer ist viel . . .' aus Sophokles 'Antigonae' in der Übers. Hölderlins.

1791a. *Uscatescu, Jorge:* Un „nuevo" Poema de Hölderlin. – Revista de Literatura. 8, 1955, 318–322.
Zur 'Friedensfeier'.

1792. *Vennberg, Karl:* Vid det röda trädet. Dikter. – Stockholm: Bonnier (1955). 83 S.
S. 25–26: Hölderlin i Tübingen. [Gedicht.]

1793. Verzeichnis der Mitglieder der Friedrich Hölderlin Gesellschaft. ⟨Stand vom 1. Juni 1955.⟩ (Hrsg. von der Geschäftsstelle.) – (Tübingen 1955: Laupp.) 28 S.

1794. *Wasmuth, Ewald:* Hölderlins Hymne „Der Frieden", oder von der Schuld der Väter. – In: Zeit und Stunde. Ludwig von Ficker zum 75. Geburtstag gewidmet. Hrsg. von *Ignaz Zangerle.* – Salzburg: Müller (1955). S. 8–32.

1795. *Weltmann, Lutz:* Heine und Hölderlin in England. – Neue Deutsche Hefte. [2], 1955, 637–638.
Zu Nr. 1772.

1796. *Wiese, Benno von:* Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel. 3. Aufl. 7.–10. Taus. 1955 s. Nr. 1519.

1797. *Zak, Eduard:* Hölderlins „Friedensfeier". – Neue Deutsche Literatur. 3, 1955, H. 3, S. 16–22.

NACHTRAG ZUR BIBLIOGRAPHIE 1938–1950.

In den Jahren 1951–1955 erschienene Besprechungen.

19. s. Nr. 1428, 1441.
23. s. die Besprechungen zu Nr. 1320.
28. s. Nr. 1441.
29. s. Nr. 1441.
90. s. Nr. 1428.
361. *Walter Del-Negro:* Philosophischer Literaturanzeiger. 3, 1951, 244. – *Wilhelm Schröder:* Bücherei und Bildung. 3, 1951, 494. – s. a. Nr. 1479.
437. *Meta Corssen:* Bücherei und Bildung. 4, 1952, 608. – s. a. Nr. 1441.
551 u. 567. *Kurt May:* Zeitschrift für Deutsche Philologie. 72, 1951, 204–213.
998. s. Nr. 1428. – s. a. Nr. 1705.
1027. s. Nr. 1475.
1062. *Moriz Enzinger:* Wissenschaft und Weltbild. 4, 1951, 284. – *P[hillip] M[arshall] Mitchell:* The Journal of English and Germanic Philology. 50, 1951, 427–429. – *Charles E. Passage:* The Germanic Review. 27, 1952, 65–67.
1092. *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 7, 1952, 213–214.
1117. s. Nr. 1441.
1127. *Hermann Villiger:* Schweizer Monatshefte. 32, 1952/53, 403–404.
1134. s. Nr. 1441.
1139. *Hans Jaeger:* The Germanic Review. 26, 1951, 301–303.
1168. s. Nr. 1441.
1176. s. Nr. 1441.
1178. *Beatrice Gottlieb:* The Germanic Review. 26, 1951, 316–317. – Dazu auch *Paul Rilla:* Bühnenstück und Bühnenmodell. – In: *Rilla:* Essays. – Berlin: Henschelverl. 1955. S. 442–448.
1188. s. Nr. 1441.
1193. s. Nr. 1441.
1195. *Robert Cumming:* Journal of Philosophy. 48, 1951, 102–106.
1197. *Michael Hamburger:* German Life & Letters. 7, 1953–54, 73–74. – *Franz Hermanns:* Westfalen-Zeitung. Höxter, 10. Februar 1951. – s. a. Nr. 1428, 1441.
1200. s. Nr. 1441.
1202. *Lothar Kempter:* Sonntagspost. Wöchentliche Beilage zum Landboten und Tagblatt der Stadt Winterthur. Jg 71. 21. u. 28. April 1951. – s. a. Nr. 1441.
1203. *Maurice Blanchot:* Critique. 6, 1951, 99–118 u. d. T.: La Folie par excellence. – *Maurice Gravier:* Études Germaniques. 9, 1954, 243. – s. a. Nr. 1441.
1208. *Adolf Beck:* Euphorion. 46, 1952, 237–239. – *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 7, 1952, 212–213. – *Max Miller:* Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. 10, 1951, 242–243. – s. a. Nr. 1428, 1441.
1211. *Heinz Munding:* Deutsche Literaturzeitung. 74, 1953, 283–387. – *Volker Niebergall:* Philosophischer Literaturanzeiger. 4, 1952, 9–13. – *Ludwig v. Pigenot:* Eckart. 22, 1952/53, 86–87 u. d. T.: Empedokles. – s. a. Nr. 1441.
1213. *Roland H. Wiegenstein:* Frankfurter Hefte. 6, 1951, 295–296.
1224. s. Nr. 1441.
1225. *Rudolf Ibel:* Die Welt. Hamburg, 6. April 1951 u. d. T.: Hölderlins Weltkirche. – *Roland H. Wiegenstein:* Frankfurter Hefte. 6, 1951, 520–521. – *J[osef] O[thmar] Zöller:* Neues Abendland. 9, 1954, 125–126 u. d. T.: Summula. – s. a. Nr. 1428, 1441, 1475.
1234. s. Nr. 1441.
1242. *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 7, 1952, 212–214. – *W. W[alker] Chambers:* German Life & Letters. 5, 1951–52, 225–226. – s. a. Nr. 1428, 1441.
1270. *Geneviève Bianquis:* Études Germaniques. 7, 1952, 301–302.
1272. s. Nr. 1441.
1297. *Walter Boehlich:* Merkur. 6, 1952, 190–191. – *Claude David:* Études Germaniques. 6, 1951, 136–137. – *Franz Koch:* Literarisches Echo. 3, 1951, H. 1, S. 4–7 u. d. T.: Der Dichter und die Toten. – *Gustav Konrad:* Wirkendes Wort. 1, 1950/51, 302–305. – *Eduard Lachmann:* Deutsche Literaturzeitung. 72, 1951, 346–351. – *Lilly Müller:* Bücherei und Bildung. 3, 1951, 49–50. – s. a. Nr. 1441.
1300. s. Nr. 1441.
1308. *Geneviève Bianquis:* Erasmus. 4, 1951, 144–146. – *Friedrich Seebaß:* Theologische Literaturzeitung. 78, 1953, 431–433. – *Roland H. Wiegenstein:* Frankfurter Hefte. 6, 1951, 520–521. – s. a. Nr. 1428, 1441.
1312. s. Nr. 1441.
1313. *Arthur Häny:* Neue Schweizer Rundschau. N. F. 18, 1950/51, 567–570 u. d. T.: Ein französisches Hölderlin-Buch. – *Walter Naumann:* The Journal of English and Germanic Philology. 50, 1951, 560–562. – *Charles E. Passage:* The Germanic Review. 26, 1951, 237–238. – *J. Peiffer:* Revue Belge de Philologie et d'Histoire. 29, 1951, 1252–1256. – **D. F. Silva:* Revista brasileira de Filosofia. 1, 1951, 217–220. – *M[adeleine] Tijdens-Plet:* Neophilologus. 35, 1951, 251–252. – *Werner Vordtriede:* Modern Language Notes. 67, 1952, 192–194.

REGISTER DER ZEITSCHRIFTEN.

Neues *Abendland.* Zeitschrift für Politik, Kultur, Geschichte. – München: Verl. Neues Abendland. 4°

Academia. Revue de l'Assoc. Luxembourgeoise des Universitaires catholiques. – Luxembourg: Impr. St. – Paul.

Actes du ... Congrès International de Philosophie. – Amsterdam: North-Holland Publishing Comp.; Louvain: Nauwelaerts.
[Engl. Nebent.:] Proceedings of the ... International Congress of Philosophy.

Agord. Zeitschrift eines humanistischen Gymnasiums. Hrsg. vom Ludwig-Georgs-Gymnasium, Darmstadt, in Verb. m. d. Verein d. Freunde d. Ludwig-Georg-Gymnasiums. – Darmstadt.

Akzente. Zeitschrift für Dichtung. Hrsg. von Walter Höllerer und Hans Bender. – München: Hanser.

Anhembi. Dir. Paulo Duarte. – São Paulo.

Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Ser. 2. Lettere, Storia e Filosofia. Dir.: Tristano Bolelli. – Firenze: La Nuova Italia Editrice.

Das *Antiquariat.* Halbmonatsschrift für alle Fachgebiete des Buch- und Kunstantiquariats. – Wien, Bad Bocklet, Zürich: Krieg. 4°

L'*Approdo.* Rivista di lettere ed arti. – Roma: Ed. Radio Italiana.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Begr. von Ludwig Herrig. Hrsg. von Friedrich Maurer und Heinrich Lausberg. – Braunschweig: Westermann.

Pour l'*Art*. Dir.: René Berger. – Lausanne-Paris.

Attempto. Nachrichten für die Freunde der Tübinger Universität. – Tübingen: Verl. d. Vereinigung d. Freunde d. Univ. Tübingen.

Aussprache. Eine europäische Zeitschrift. Hrsg. von Rüdiger Proske, Charles Maignial, Karl Rauch. – Bad Salzig am Rhein, Düsseldorf: Karl Rauch Verl.

Der *Autographensammler*. Eine Katalogfolge des Antiquariats J. A. Stargardt. – Eutin in Holstein [jetzt Marburg/Lahn].

Blätter für Anthroposophie und Mitteilungen aus der anthroposophischen Bewegung. Hrsg. von Hans Erhard Lauer. – Basel: Zbinden.

Boletín de Estudios Germanicos. [Hrsg. v. d.] Universidad Nacional de Cuyo, Facultad de Filosofia y Letras. – Mendoza: Ministerio de Educación.

Baltische *Briefe*. Heimatblatt der Deutschbalten m. d. Veröffentlichungen d. Deutsch-Baltischen Landsmannschaft, d. Hilfskomitees d. evang.-lutherischen Deutschbalten u. d. Jugend. – Marburg/Lahn: Verl. Baltische Briefe. 4°

Die *Buchbesprechung*. – Leipzig: Verlag für Buch- u. Bibliothekswesen.

Bücherei und Bildung. Fachzeitschrift d. Vereins Deutscher Volksbibliothekare e. V. Hrsg.: Alfred Jennewein u. a. – Reutlingen: Einkaufszentrale für Öffentliche Büchereien.

Die *Bücherkommentare*. Vierteljahrshefte der deutschen Kommentare. – Stuttgart: Verl. Deutsche Kommentare. 4°

Doitsu *Bungaku*. Nippon Dokubun Gakkai hen. (Die Deutsche Literatur. [Hrsg. von der japanischen Gesellschaft für Germanistik.]) – Tokyo: Ikubundo Verl.

Doitsu *Bungaku-kenkyu*. Hokoku. Kyoto-Daigaku kyoyobu Doitsugo-kenyushitsu. – Kyoto.
[Forschungsbericht f. Deutsche Literatur. Hrsg. v. d. Univ. Kyoto, Humanistische Fak.]

Doitsu *Bungaku Kenkyu*. Meiji-Daigaku Jimbunkagaku-kenkyusho. – Meiji.
[Deutsche Literaturforschung. Univ. Meiji. Forschungsbericht f. d. Geisteswissensch.]

Cahiers d'Art. – Paris: Éditions „Cahiers d'Art". 4°

Castrum Peregrini. – Amsterdam: Castrum Peregrini Presse.

Cuardernos Hispano-Americanos. Revista mensual de cultura hispánica. – Madrid.

Deutschunterricht. Zeitschrift für Erziehungs- und Bildungsaufgaben des Deutschunterrichts. (Hrsg. u. Chefred.: Wilhelm Heise.) – Berlin, Leipzig: Verl. Volk und Wissen.

Die *Drei*. Anthroposophische Zeitschrift zur Erneuerung von Wissenschaft, Kunst und sozialem Leben. – Stuttgart: Verl. Freies Geistesleben.

Literarisches *Echo*. Kritische Vierteljahrsschrift für Dichtung und Geistesgeschichte. Hrsg. von Rudolf Bayr. – Wien: Sexl. 4°
[Vorgang u. d. T.: Wiener Literarisches Echo.]

Erasmus. Speculum scientiarium. Ed. by Rudolf Jud. – Darmstadt & Aarau: Sauerländer. 4°

Études. Revue fondée en 1856 par les Pères de la Compagnie des Jésus. – Paris.

Canadian *Forum*. A monthly journal of literature and public affairs. – Toronto: Canadian Forum, Ltd.

Genius. Rheinische Bilder und Studien. – Mainz: Kupferberg.

Gernika. Revue d'études basques. Revista de estudios vascos. – Sare, Basses-Pyrénées.
[Jetzt u. d. T.: Eusko-Jakintza.]

Goethe. N. F. des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft. Im Auftr. d. Vorstands hrsg. von Andreas B. Wachsmuth. – Weimar: Böhlaus Nachf.

Handelingen van het Vlaams Filologencongres. – Leuven.

Neue Deutsche *Hefte*. Beiträge zur europäischen Gegenwart. Hrsg. von Paul Fech ter und Joachim Günther. – Gütersloh: Bertelsmann.

Schwäbische *Heimat*. Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur. Im Auftr. d. Schwäbischen Heimatbundes hrsg. von Ernst Müller. – Stuttgart: Kohlhammer. 4°

Heretica. Tidsskrift red. af Tage Skou-Hansen og Frank Jaeger. – København: Wive ls Forlag.

Heute und Morgen. Monatszeitschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und Zeitgeschehen. – Düsseldorf, München, Hamburg: Progressverl. Johann Fladung.

The *Hudson Review*. Ed.: William Arrowsmith, Joseph Bennett, Frederick Morgan. Managing ed.: Lisa Dyer. – New York: The Hudson Review, Inc.

Neue Heidelberger *Jahrbücher*. N. F. Hrsg. von der Universitätsgesellschaft Heidelberg. – Heidelberg: Koester.

Jahres-Bericht des 1. Bundes-Realgymnasiums für Mädchen u. der -Frauenoberschule Linz a. d. Donau. – Linz a. d. Donau.

Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. – München: Ges. d. Bibliophilen e. V. 4°

Journal of the History of Ideas. A Quarterly Devoted to Intellectual History. – Lancaster, Pa., & New York: Journal of the History of Ideas Inc.

The *Journal* of English and Germanic Philology. – Urbana: The University of Illinois Press.

The *Journal* of Philosophy. Founded by Frederick J. E. Woodbridge and Wendell T. Bush. Ed. by Herbert W. Schneider [u. a.] – Lancaster, P. A.: Lancaster Press, Inc.

Eine Heilige *Kirche*. Zeitschrift für ökumenische Einheit, hrsg. von Friedrich Heiler und Friedrich Siegmund-Schultze. – München/Basel: Reinhardt.

Italienische *Kulturnachrichten*. [Hrsg. vom Istituto Italiana di Cultura Köln.] – Köln. 4°

Kultuurleven. Maandschrift voor hernieuwing der geesteskultuur. – Antwerpen: 'T Groeit.

Les *Langues* Modernes. Revue et Bulletin de l'Association des Professeurs de Langues vivantes de l'enseignement public. – Paris.

Letopis Matice Srpske. Uredništvo Živojin Boškov [u. a.]. – Beograd.
[Chronik der „Matica Srpska".]

Letterature moderne. Rivista di varia umanità. – Milano: Malfasi.

Les *Lettres* Nouvelles. Dir.: Maurice Nadeau. – Paris: Éd. René Julliard.

Listy Památníku Petra Bezruče. – Opava. 4°
[Blätter des Petr Bezruč-Archivs. – Troppau.]

Neue Deutsche *Literatur*. Hrsg. vom Deutschen Schriftstellerverband. – Berlin: Volk und Welt.

Philosophischer *Literaturanzeiger*. Ein Referateorgan für die Neuerscheinungen der Philosophie und ihrer gesamten Grenzgebiete. – München/Basel: Reinhardt.

Institut für Auslandsbeziehungen. Gegr. 1917 als Deutsches Ausland-Institut. *Mitteilungen*. – Stuttgart: Inst. f. Auslandsbeziehungen. 4°

Modern Language Notes. Ed. by H. Carrington Lancaster [u. a.]. – Baltimore: The Johns Hopkins Press.

Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. Official Organ of the German Section of the Modern Language Association of the Central West and South. – Madison, Wisc.: Univ. of Wisconsin Press.
[Heftt.: Monatshefte. A Journal Devoted to the Study of German Language and Literature.]

Monde Nouveau. Paru. – Paris: Éd. du Monde Nouveau.

The *Month*. – London: Longmans, Green & Co.

Stultifera *Navis*. Mitteilungsblatt d. Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft. – Basel: Schwabe.

Paideia. Dir. da Vittore Pisani. Rivista Letteraria de informazione bibliografica. – Arona: Editrice Libreria Paideia.

Partisan Review. Foundation for Cultural Projects. – New York.

Pensamiento. Revista trimestral de investigación e información filosófica, publicada por las facultades de filosofia de la Compañia de Jesus en España. – Madrid: Ed. FAX.

Il *Pensiero* critico. Problemi del nostro tempo. Rivista trimestrale dir. da Remo Cantoni. – Milano: Istituto editoriale italiano.

Preuves. Cahiers mensuels sur les auspices du Congrès pour la liberté de la culture. – Paris: Montaigne.

Die Pädagogische *Provinz*. Erziehung und Jugendbildung. Hrsg. von Franz Schramm. – Frankfurt a. M.: Hirschgraben-Verl.

Der *Psychologe*. Berater für gesunde und praktische Lebensgestaltung. Psychologische Monatsschrift. – Schwarzenburg [Schweiz]: GBS-Verl.

Publications of the English Goethe Society. N.S. Ed. by L. A. Willoughby. – Cardiff: Lewis.

Reformatio. Zeitschrift für evangelische Kultur und Politik. Hrsg. vom schweizerischen evangelisch-kirchlichen Verein. – Schaffhausen.

Renaissance. Gespräche und Mitteilungen. [Hrsg. vom] Verband d. Renaissance-Gesellschaften. – Einsiedeln: Verlagsanst. Benziger.

Revista brasileira de Filosofia. [Hrsg. vom] Instituto brasileiro de filosofia. – São Paulo.

Revista de Literatura. – Madrid: Instituto „Miguel de Cervantes" de Filologia Hispanica.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire. Recueil trimestriel publ. par la Société pour le Progrès des Études Philologiques et Historiques. – Bruxelles.
[Nebent.: Belgisch Tijdschrift voor Philologie en Geschiedenis.]

Deutsche *Revue* über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. Hrsg. von Richard Fleischer. – Breslau: Trewendt.

La nouvelle Nouvelle *Revue* Française. – Paris: Éd. NRF.

Revue de Paris. – Paris: Bureaux de la Revue de Paris.

Rivista di Filosofia. – Torino: Taylor Ed.

Pädagogische *Rundschau*. Monatsschrift für Erziehung u. Unterricht. Hrsg. von Joseph Antz, Bernhard Bergmann, Ilse Peters. – Rattingen: Henn.

Philosophische *Rundschau*. Eine Vierteljahrsschrift für philosophische Kritik. Hrsg. von Hans-Georg Gadamer und Helmut Kuhn. – Tübingen: Mohr.

Ruperto-Carola. Mitteilungen d. Vereinigung d. Freunde d. Studentenschaft d. Universität Heidelberg e. V. Hrsg. von Gerhard Hinz. – Heidelberg: Brausdruck.

Scrinium. Elenchus bibliographicus universalis. – Fribourg/Suisse: Pax Romana.

Selezione Poetica. Rassegna internazionale. – Messina: Tip. Antoniana „Christo Re".

SOS. Zeitung für weltweite Verständigung. – Berlin: SOS-Verl. 2°

Studi Urbinati di storia, filosofia e letteratura. – Urbino: Presso l'Università degli Studi.

Studium Generale. Zeitschrift für die Einheit der Wissenschaften im Zusammenhang ihrer Begriffsbildungen und Forschungsmethoden. Hrsg. von K. H. Bauer u. a. – Berlin, Göttingen, Heidelberg: Springer. 4°.

Symposion. Jahrbuch für Philosophie. – Freiburg/München: Alber. 4°.

Zürcher *Taschenbuch* auf das Jahr . . . Hrsg. mit Unterstützung d. Antiquarischen Gesellschaft von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. – Zürich: Verl. Buchdr. a. d. Sihl A.-G.

Tijdschrift voor Philosophie. – Leuven: N. V. Vereniging voor Wijsgerige Uitgaven; Utrecht: Uitgeverij het Spektrum.

Ulisse. Rivista di Cultura internazionale. Dir. da Maria Luisa Astaldi e Rafaele Contu. – Venezia: Pozza.

La *Vie* Spirituelle. Suppl. – Paris: Les Éditions du Cerf.

Vindrosen. Red. af Tage Skou-Hansen & Peter P. Rhode. – København: Gyldendal.

Der *Wächter*. Zeitschrift für alle Zweige der Kultur. Hrsg. von Wilhelm Kosch. – Wien: Wächter-Verl.

Der *Weg*. Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau. El Sendero. Revista mensual cultural. – Buenos Aires: Dürer-Verl.

Westfalenspiegel. Hrsg.: Westfälischer Heimatbund u. d. Landesverkehrsverband Westfalen. Schrftl.: Clemens Herbermann. – Dortmund: Ardey Verl. 4°

Wissenschaft und Weltbild. Vierteljahrsschrift für alle Gebiete der Forschung. Hrsg. von Ludwig Adamovich [u. a.]. – Wien: Herold.

Wirkendes *Wort*. Deutsches Sprachschaffen in Lehre und Leben. Zweimonatsschrift. Hrsg.: Felix Arends [u. a.]. – Düsseldorf: Pädagog. Verl. Schwann.

Zeitschrift für Musik. Monatsschrift für eine geistige Erneuerung der deutschen Musik. – Regensburg: Bosse.

Zeitschrift für Theologie und Kirche. In Gemeinschaft mit . . . hrsg. von Gerhard Ebeling. – Tübingen: Mohr.

Wissenschaftliche *Zeitschrift* der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Hrsg.: Der Rektor d. Karl-Marx-Universität Leipzig. – Leipzig: Selbstverl. d. Karl-Marx-Universität. 4°

REGISTER

der Autoren, Herausgeber, Übersetzer, Rezensenten usw.

Adorno, Gretel 1714
Adorno, Th. W. [d. i. Theodor Wiesengrund-Adorno] 1714
Ahlers-Hestermann, Friedrich 1436
Ajuriaguerra, Julien de 1610
Alker, Ernst 1399
Allemann, Beda 1611, 1612, 1708, 1713, 1725, 1759
Allmendinger, Johannes 1521
Amoretti, Giovanni Vittorio 1320, 1380
Andersson, Nils-Olof 1317
Angelloz, Joseph-François 1516, 1710
Asai, Masao 1613
Astaldi, Maria Luisa 1437, 1438

Babler, Otto F. 1442, 1615
Bacchiani, Adriana 1439
Bach, Rudolf 1381, 1441
Baldé, Fanny Torres
s. Torres Baldé, Fanny
Balthasar, Hans Urs von 1475
Barbieri, Vicente 1616
Basler, Otto 1394
Bauer, Johann 1522
Bauer, Wernher 1523
Beare, Robert Livingstone 1320, 1524
Becher, Johannes Robert 1329, 1440, 1525
Beck, Adolf 1317, 1320, 1382, 1383, 1432, 1441, 1526, 1527, 1528, 1711, 1731, 1208 NR[1]
Beißner, Friedrich 1318, 1320, 1324, 1338, 1384, 1385, 1402, 1472, 1529, 1551, 1617, 1618, 1619, 1620, 1621, 1622, 1646, 1712, 1725
Benedikt, Ernst 1530
Benjamin, Walter 1714
Benn, Gottfried 1546
Benz, Richard 1441
Berger, Kurt 1386, 1623
Berger, Pierre 1359
Bergner, Tilly 1327
Beriger, Leonhard 1531
Berlau, Ruth 1723
Bezruč, Petr [d. i. Vladimír Vašek] 1442, 1615
Bianquis, Geneviève 1399, 1418, 1443, 1501, 1092 NR, 1208 NR, 1242 NR, 1270 NR, 1308 NR
Binder, Wolfgang 1387, 1444, 1445, 1625, 1626, 1716
Bjørnvig, Thorkild 1349, 1350, 1717
Blanchot, Maurice 1534, 1555, 1718, 1719, 1203 NR
Blechmann, Wilhelm 1446
Bock, Emil 1720, 1721, 1722
Bock, Werner 1447
Boehlich, Walter 1297 NR
Boer, Wolfgang de 1388
Boersch, Winfried 1535
Boeschenstein, Hermann 1627
Borcherdt, Hans Heinrich 1441
Bowra, Cecil Maurice 1722a
Bravo Villasante, Carmen 1627a
Brecht, Bertolt 1345, 1723
Brem, Kurt 1448
Bremi, Willy 1536
Brenner, Hildegard 1449
Brieger, Anton 1321, 1441
Brock-Sulzer, Elisabeth 1546
Bröcker, Walter 1628, 1724, 1725
Bruning, Henri 1370
Brunner, August 1490, 1612
Bubeck, Heinrich 1537
Buber, Martin 1546
Buddeberg, Else 1450, 1630, 1759
Buhr, Heinrich 1726
Burger, Heinz Otto 1389, 1441
Buri, Fritz 1510
Butler, Eliza Marian 1441
Caballero Robredo, Agustín 1555
Carlé, Wolfgang 1329
Cartoscelli, Rocco 1451, 1632
Cattaui, Georges 1429

[1] NR bezieht sich auf den Nachtrag der Rezensionen zur Bibliographie 1938–1950, S. 302 f.

Ceñal, Rámon 1399
Chambers, W. Walker 1242 NR
Chiodi, Pietro 1612, 1632a
Claes, Astrid 1397
Clauß, Walter 1394
Cocaro, Nicolas 1727
Cohen, John Michael 1351
Colleville, Maurice 1562
Corssen, Meta 1390, 1391, 437 NR
Cumming, Robert 1399, 1195 NR

Dalmas, André 1359
David, Claude 1297 NR
Dehn, Fritz 1539
Delfgaauw, Bernard 1540, 1633
Delius, Ludwig 1541
Del-Negro, Walter 361 NR
Desczyk, Gerhard 1542
Döderlein, Johann Ludwig 1317
Doncoeur, Paul 1392
Draeger, Elisabeth Emundts-
s. Emundts-Draeger, Elisabeth

Edfelt, Johannes 1372, 1373, 1376, 1377a
Edschmid, Kasimir [d. i. Eduard Schmidt] 1452
Ehrensperger, Carlos 1656
Ekelund, Vilhelm 1375
Emmert, Ernst 1543
Emundts-Draeger, Elisabeth 1453
Engelman, Jan 1514
Enright, Dennis Joseph 1351
Enzinger, Moriz 1062 NR
Epting, Karl 1728
Ernst, Paul 1393
Errante, Vincenzo 1365
Euler, Walter 1729

Fäh, Oskar 1454
Fehse, Willi 1544
Fell, Alo 1455
Ficker, Ludwig von 1794
Fischer, Heribert 1418
Fischer, Johann Georg 1456
Fitts, Dudley 1501
Fitzell, Henry John 1634
Flint, Robert Willard 1351
Fowlie, Wallace 1351, 1501
Fränkel, Jonas 1635
Franceschetti, Luciano 1636
Frey, Hans 1394
Frey, Ugo 1364
Friedrich, Hans Eberhard 1320
Fröhlich, Theodor 1551
Fuchs, Katharina 1457

Gadamer, Hans-Georg 1486
Gail, Anton J. 1344, 1458, 1459
Gehring, Paul 1545
Geiger, Hannsludwig 1322
Gerlach, Kurt 1637, 1638
Gerster, Georg 1546
Gillen, Otto 1730
Glaeser, Friedrich 1441
Gläss, Siegfried 1327
Gock, Johanna Christiane 1731
Goes, Albrecht 1461, 1547
Goetz, Diego Hanns 1462
Goldschmit, Rudi 1320
Golffing, Francis 1351
Gontard, Susette 1640
Gottlieb, Beatrice 1723, 1178 NR
Grandien, Bo 1395
Graner, Carl Svenson-
s. Svenson-Graner, Carl
Grappin, Pierre 1318, 1732
Gravier, Maurice 1555, 1203 NR
Gray, Ronald Douglas 1353
Grigson, Geoffrey 1352
Grolman, Adolf von 1347
Guardini, Romano 1463, 1733
Gülzow, Erich 1396
Günther, Werner 1397
Guerne, Armel 1734
Gumtau, Helmut 1323, 1548, 1549

Hackländer, Friedrich Wilhelm 1735
Haensel, Carl 1736
Hänny, Arthur 1320, 1313 NR
Hagen, Waltraud Howeg-
s. Howeg-Hagen, Waltraud
Hahn, Karl Josef 1441
Hamburger, Michael 1320, 1351, 1355, 1472, 1501, 1197 NR
Hammer, Franz 1329
Happ, Alfred 1736

Hasenkamp, Gottfried 1465
Haußmann, Walter 1398
Hedinger-Henrici, Paul 1550
Heidegger, Martin 1399, 1441, 1466, 1467, 1475, 1641, 1642
Heiler, Friedrich 1596
Heiseler, Bernt von 1328
Henning, Helmut 1562, 1737
Henrici, Paul Hedinger- s. Hedinger-Henrici, Paul
Herd, Rudolf 1643
Hermanns, Franz 1197 NR
Herrmann, Joachim 1400
Heselhaus, Clemens 1320, 1468, 1469, 1644, 1738
Hesse, Hermann 1483, 1517, 1546
Hestermann, Friedrich Ahlers- s. Ahlers-Hestermann, Friedrich
Heuss, Rudolf 1647
Heuss, Theodor 1335
Heyer, Karl 1739, 1740
Hirt, Karl Emerich 1741
Hock, Erich 1334, 1428, 1441, 1470
Hötzer, Ulrich 1441, 1473
Hof, Walter 1318, 1403, 1647, 1725, 1742
Hoffmann, Fernand 1320
Hoffmann, Wilhelm 1320, 1324, 1382, 1404, 1405, 1416, 1474, 1552, 1648
Hoffmeister, Johannes 1441
Hohler, August E. 1649
Homann, Karin 1553
Honold, Eugen 1742a
Honsell, Robert 1328
Horst, Agathe 1429
Horst, Karl August 1475
Howeg-Hagen, Waltraud 1476
Hübscher, Arthur 1418

Jaccottet, Philippe 1358, 1477
Jaeckel, Hans Joachim 1478
Jaeger, Hans 1583, 1139 NR
Jaeger, Hans Peter 1441
Jähnig, Dieter 1743
Jaime, Edward 1554
Jaspers, Karl 1441, 1534, 1555, 1610
Ibel, Rudolf 1588, 1225 NR
Jenssen, Christian 1556
Johns, Karla 1323, 1472, 1551, 1646
Isberg, Jürgen 1650, 1651
Israel, Walter 1479
Jünger, Friedrich Georg 1480
Jung, Carl Gustav 1546
Jung, Ulrich 1320
Iwahashi, Tamotsu 1652, 1745

Kaltwasser, Karl 1406
Kaminski, Clemens 1557
Kanzog, Kurt 1340
Kast, Emil 1481, 1612
Kauz, F. 1328
Kayser, Wolfgang 1407
Keller, Iso 1510
Kelletat, Alfred 1408, 1482, 1483, 1484, 1546, 1558, 1559, 1560, 1562, 1646, 1654, 1655, 1746
Kempter, Lothar 1320, 1656, 1202 NR
Képes, Géza 1379
Kerényi, Karl 1546, 1561, 1657, 1658, 1659, 1747, 1748
Kerkhoff, Emmy 1409, 1441
Killy, Walther 1342, 1660
Kirchner, Werner 1410, 1428, 1441, 1661
Klein, Johannes 1411, 1412, 1749
Klenk, G. Friedrich 1413
Kluckhohn, Paul 1402, 1472, 1485, 1551, 1646
Kluft, Ernst 1329
Koch, Franz 1297 NR
Kohler, Maria 1562
Kohn, Hans 1414
Kohrs, Ingrid 1750
Kokolsky, Bernhard 1563
Kolbe, Hans Georg 1564
Komaki, Takeo 1565, 1566, 1662
Komma, Karl Michael 1567, 1568
Kommerell, Max 1486, 1714
Konrad, Gustav 1548, 1612, 1647, 1297 NR
Koschlig, Manfred 1415, 1487, 1488
Koschlig-Wiem, Irene 1416, 1569
Kraft, Werner 1417, 1489, 1570, 1663
Kranz, Walther 1441
Krieger, Georg 1664
Krutwig, Federico 1348

Kütemeyer, Wilhelm 1417, 1475
Kuhnen, Johannes 1571
Kumagai, Tsunehiko 1572
Kunz, Josef 1612
Kuoni, Alfred 1510

Lachmann, Eduard 1320, 1418, 1428, 1441, 1475, 1573, 1589, 1665, 1713, 1722, 1751, 1752, 1753, 1755, 1297 NR
Läubin, Helmut 1490, 1756
Lange, Per 1574
Largiadèr, Anton 1666
Larsson, Staffan 1575
Lasne, René 1356
Lederer, Joe 1351, 1501
Leemans, Victor 1320, 1757
Lehmann, Wilhelm 1341
Leishman, James Blair 1353
Leonhard, Rudolf 1327, 1359
Leube, Martin 1667
Lewalter, Christian E. 1399
Liepe, Wolfgang 1519
Ljungdal, Arnold 1374
Lockemann, Fritz 1491, 1668
L'Ormeau, François Wladimir 1576
Lüthi, Walter 1394
Lukács, Georg [d. i. György] 1329, 1428, 1577

Maass, Waldemar 1507
Magill, Charles Philipp 1353
Malmberg, Bertil 1320, 1371, 1375
Man, Paul de 1399, 1759
Mangoldt, Ursula von 1326
Mann, Thomas 1546
Marcuse, Ludwig 1492
Marnel, Paul 1359
Mason, Eudo Colecestra 1578
Maurer, Georg 1760
Maurer, K. W. 1435
May, Kurt 551 NR, 567 NR
Meier, Heinrich Christian 1761
Meinerts, Hans Jürgen 1328
Melchinger, Siegfried 1669
Michel, Wilhelm 1441
Miller, Max 1208 NR
Minckwitz, Friedrich 1579
Missenharter, Hermann 1323, 1762
Mitchell, Phillip Marshall 1062 NR
Mittner, Ladislao 1670
Möhrke, Edwin 1383
Mojašević, Miljan 1763
Müller, Andreas 1764
Müller, Ernst 1320, 1323, 1580, 1671, 1765
Müller, Joachim 1766
Müller, Lilly 1297 NR
Müller-Suur, Hemmo 1581
Mugdan, Klaus 1582
Muir, Edwin 1351, 1501
Munding, Heinz 1211 NR
Murez, Jos 1767
Muschg, Walter 1583
M'Uzan, Michel de 1555, 1610

Nadler, Josef 1418, 1704
Naef, Hélène 1555
Nägeli, Ernst 1672
Naumann, Walter 1313 NR
Naville, Denise 1357, 1360
Neher, Caspar 1345, 1723
Nick, Edmund 1419
Niebergall, Volker 1211 NR
Nielsen, Arne Helge 1673
Niessen, Rudolf 1674
Niethammer, Herman 1420
Nimtz, Hans Joachim 1328
Nishina, Takemitsu 1675

Ormeau, François Wladimir L' s. L'Ormeau, François Wladimir
Otto, Walter Friedrich 1768

Pahlke, Alfred F. 1351
Pannwitz, Charlotte 1769
Pannwitz, Rudolf 1421, 1441, 1584, 1769
Paoli, Rodolfo 1320
Passage, Charles E. 1062 NR, 1313 NR
Pautz, Otto 1628
Payne, Pierre Stephen Robert 1422
Peacock, Ronald 1320
Peiffer, J. 1313 NR
Pensa, Mario 1676
Pfeiffer, Hans Reinhard 1494
Pfeiffer, Johannes 1495, 1496, 1497
Pigenot, Ludwig von 1428, 1713, 1211 NR

Plet, Madeleine Tijdens-
s. Tijdens-Plet, Madeleine
Pocar, Ervino 1364a, 1602
Podewils, Clemens 1586
Podszus, Friedrich 1714
Pöggeler, Franz 1441
Prang, Helmut 1772
Prugel, Alfred 1587
Prawer, Siegbert Saloman 1498
Przywara, Erich 1428, 1441, 1475, 1588, 1773
Pyritz, Hans 1320, 1589, 1665, 1737

Raabe, Paul 1731
Rahn, Fritz 1712, 1774
Rahner, Hugo 1679
Rasch, Wolfdietrich 1590
Rattner, Josef 1612
Rau, Reinhold 1423
Raine, Kathleen 1351
Read, Herbert 1591
Rehm, Walther 1441, 1499
Reich, Hanns 1775
Reinhardt, Karl 1424, 1441
Renker, Armin 1776
Reuschle, Frieda Margarete 1777
Rexroth, Kenneth 1351
Riedtmann, Meret 1510
Riezler, Walter 1425
Riggs, Thomas 1351
Rilla, Paul 1723, 1178 NR
Rinser, Luise 1546
Robin, Armand 1361
Robredo, Agustín Caballero
s. Caballero Robredo, Agustín
Rohrsdorf, Traude 1327
Romain, Alfred 1500
Rovini, Robert 1359
Roy, Claude 1592
Rüdiger, Horst 1778
Rühle, Jürgen 1460
Rüppel, Rudolf 1680
Ruppel, Karl Heinz 1426, 1779
Rychner, Max 1320
Rysy, Joseph 1787

Sabais, Heinz Winfried 1427
Sakaue, Taisuke 1681
Salin, Edgar 1441, 1682
Salzberger, Lore Sulamith 1501
Samhaber, Ernst 1593
Sassu, Aligi 1364a
Schadewaldt, Wolfgang 1502, 1594
Scherer, Michael 1334
Schiller, Helmut 1595, 1683
Schiller, Herbert 1735
Schinzinger, Robert 1780
Schlagdenhauffen, Alfred 1320
Schlemmer, J. 1587
Schmidlin, Guido 1781
Schmidt, Eduard [wirkl. Name]
s. Edschmid, Kasimir
Schneider, Wilhelm 1503, 1782
Schöfer, Friedrich Oskar 1596
Schöll, Hans Christoph 1331, 1582
Scholz, Wilhelm von 1685, 1783
Schonauer, Franz 1510
Schröder, Franz Rolf 1504, 1686
Schröder, Rudolf Alexander 1505, 1597
Schröder, Wilhelm 1323, 361 NR
Schubiger, Henri 1555
Schultes, Marianne 1428, 1441
Schulze, Else 1327
Schumacher, Ernst Friedrich 1506
Schwachhofer, René 1598
Schwartz, Delmore 1687
Schwerte, Hans 1599
Seckel, Dietrich 1320
Seebaß, Friedrich 1428, 1308 NR
Sello, Gottfried 1507
Sidow, Max 1507
Siebenmorgen, Franz Rolf 1784a
Sieghardt, August 1688
Silva, D. F. 1313 NR
Sinner, Mathilde 1600
Sparnaay, Hendricus 1320
Spender, Stephen 1351, 1429, 1601
Spoerri, Theophil 1689
Stäblein, Bruno 1508
Staiger, Emil 1320, 1546, 1690
Stein, Ernst 1509, 1691, 1787
Steinbeck, Wolfram 1450
Stierlin, Henri 1788
Stitzer, Karl 1329
Stössinger, Felix 1320
Stoll, Robert Thomas 1510

Stolte, Heinz 1441
Strauß, Ludwig 1441
Strich, Fritz 1602, 1603
Strolz, Walter 1604, 1789
Suita, Junsuke 1362
Sulzer, Elisabeth Brock-
s. Brock-Sulzer, Elisabeth
Suur, Hemmo Müller-
s. Müller-Suur, Hemmo
Svenson-Graner, Carl 1604a

Takagi, Isamu 1692
Takahara, Kohei 1605, 1790
Tanaka, Kenji 1693
Tani, Tomoyuki 1363, 1694, 1695
Tardieu, Jean 1696
Tenggren, Estrid 1377
Thiess, Frank 1511
Thomas, Werner 1791
Tijdens-Plet, Madeleine 1612, 1313 NR
Toesca, Maurice 1430
Torres Baldé, Fanny 1750
Träger, Claus 1512
Traversa, Maria Vittoria 1607
Traverso, Leone 1320, 1366, 1367, 1368, 1698, 1699, 1700
Treichler, Rudolf 1610
Trotzig, Birgitta 1700a
Turton, Godfrey 1351

Uhlig, Helmut 1320
Uscatescu, Jorge 1791a
Uzan, Michel de M'
s. M'Uzan, Michel de

Valeri, Diego 1369
Valverde, José María 1513
Vandercammen, Édmond 1359
Vašek, Vladimír [wirkl. Name]
s. Bezruč, Petr
Vennberg, Karl 1792
Vestdijk, Simon 1514
Viëtor, Karl 1515, 1640
Villa, Vincenzo 1380
Villasante, Carmen Bravo
s. Bravo Villasante, Carmen
Villiger, Hermann 1127 NR
Vincenti, Leonello 1608, 1670
Vitens, Siegfried [d. i. Zigfrids] 1431
Vohmann, Hella 1701
Voit, Ludwig 1334
Vordtriede, Werner 1313 NR

Wahl, Jean 1516
Waiblinger, Wilhelm 1432
Wanner, Paul 1323, 1401, 1433
Warnier, Raymond 1702
Wasmuth, Ewald 1794
Watkins, Vernon 1354, 1703
Weber, Werner 1517
Weinheber, Hedwig 1704
Weinheber, Josef 1704, 1737
Weisz, Josef 1332
Weltmann, Lutz 1601, 1795
Wenderoth, Georg 1518
Werle, Fritz 1326
Werner, Hermann 1434
Wiegenstein, Roland H. 1399, 1588, 1213 NR, 1225 NR, 1308 NR
Wiem, Irene Koschlig-
s. Koschlig-Wiem, Irene
Wiemann, Mathias 1343
Wiese, Benno von 1519
Wiesengrund-Adorno, Theodor [wirkl. Name]
s. Adorno, Th. W.
Wilkinson, Elizabeth M. 1435
Willoughby, Leonard Ashley 1353
Wocke, Helmut 1428, 1441
Wolfgramm, Eberhard 1442

Yonemoto, Sanji 1705

Zahradníček, Jan 1615
Zak, Eduard 1329, 1609, 1797
Zangerle, Ignaz 1794
Zapp, Hanns Edgar 1429
Zdarzil, Herbert 1724
Zeleny, Walter 1336
Zeller, Bernhard 1707
Zeller, Ludwig 1378
Zeller, Wera 1378
Zöller, Josef Othmar 1588, 1225 NR

BERICHT ÜBER DIE JAHRESVERSAMMLUNG DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

AM 9. UND 10. JUNI 1956 IN TÜBINGEN

Die fünfte Mitgliederversammlung der Hölderlin-Gesellschaft nach dem Kriege fand am 9. und 10. Juni dieses Jahres wiederum in Tübingen statt. Sie erfreute sich einer stärkeren Teilnahme als alle bisherigen Versammlungen. Die Zahl der etwa 150 auswärtigen Mitglieder und Gäste (darunter eine Studentengruppe aus Heidelberg, Besucher aus dem benachbarten Ausland, aus der Schweiz und aus Österreich, aber auch aus England, den Vereinigten Staaten, aus Japan und Australien) wurde verstärkt durch die Tübinger Mitglieder, durch Gäste aus der Stadt und viele Studenten, die das Auditorium Maximum der Universität am Morgen beim Festvortrag und bei der mit Spannung verfolgten öffentlichen Diskussion über die 'Friedensfeier' am Nachmittag den alten Pfleghofsaal bis auf den letzten Platz füllten.

Eine große Freude war es uns, unsre ostdeutschen Mitglieder zum erstenmal nach 1945 einladen und einen Teil von ihnen in Tübingen begrüßen zu können. Sie sind uns in den Jahren der Trennung treu geblieben wie wir ihnen treu geblieben sind. Ihre Anwesenheit gab der Festversammlung eine besondere Note, in dem Sinne daß Zusammengehöriges sich zusammenfand durch das vereinigende Wort des Dichters. Die Beglückung darüber kam in vielen Gesprächen während der ganzen Tagung zum Ausdruck.

Der festliche 9. Juni begann mit einer Feierstunde an Hölderlins Grab auf dem Stadtfriedhof, bei der die Kränze der Gesellschaft, der Stadt Tübingen und der Stadt Bad Homburg vor der Höhe niedergelegt wurden. Die Schleife am Kranz der Gesellschaft trug den Vers aus der Ode 'Der blinde Sänger': „O kommt, daß euer, euer die Freude sei!“ [1])

Vom Friedhof begab man sich an den Neckar zur Einweihung der von Ivo Beucker, Düsseldorf, geschaffenen und der Gesellschaft zu diesem Tage geschenkten Bronzestatue *Hölderlin* im kleinen Garten am Hölderlinturm. Das Bildwerk (Abbildung gegenüber S. 220) zeigt einen ins Knie gesunkenen, aufwärts blickenden Jüngling und stellt in der edel gemessenen Auffassung des Künstlers die Gebärde des Schicksals Hölderlins, seine andringende Demut vor der Erscheinung des Göttlichen dar. Der Präsident dankte dem anwesenden Bildhauer für seine Schöpfung, die hinfort eine Zierde dieser Gedenkstätte sein wird, und übergab das Denkmal in die Obhut der Stadt Tübingen, mit einem Dank für die verständnisvolle und tätige Mithilfe aller Dienststellen bei der Erwerbung und Aufstellung. Herr Oberbürgermeister Gmelin übernahm es in den Schutz der Stadt. Er bestätigte die harmonische Zusammenarbeit der Stadtverwaltung, besonders des Kulturamtes, mit der Gesellschaft an den gemeinsamen kulturellen Zielen und versprach eine weitere Ausgestaltung und Verschönerung der nähern Umgebung des Hölderlinhauses, das als vielbesuchte Dichterstätte eine immer anziehendere Kostbarkeit Tübingens wird. – Das Collegium musicum der Universität verschönte die Feier durch die Darbietung eines Chorsatzes von Ernst Pepping auf die Strophe, die der kranke Dichter im Jahre 1812 hier im untern Raum des Turmes, in dem sich damals die Werkstatt des Schreinermeisters Zimmer befand, mit Bleistift auf ein Brett schrieb: „Die Linien des Lebens sind verschieden Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.“

[1]) Die Aufschriften der Kränze anläßlich Hölderlins Geburts- und Sterbetag im Jahr 1955 lauteten: „Wie der Frühling wandelt der Genius von Land zu Land“ (Gesang des Deutschen); und: „Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt“ (Hyperion). – In Zukunft wird, einem Beschluß des Vorstands zufolge, am Grab in Tübingen nur noch am 7. Juni, dem Todestag des Dichters, ein Kranz niedergelegt werden, während sich am 20. März die Gesellschaft den Ehrungen in Hölderlins Geburtsort Lauffen am Neckar anschließt, um einer Abnutzung des schönen und feierlichen Brauchs vorzubeugen.

Den ersten Höhepunkt der Tagung bildete die Festversammlung im Auditorium Maximum der Universität, die Oberbürgermeister Pfizer als Präsident mit einem Grußwort eröffnete. Er begrüßte die Vertreter der Universität und der Behörden, alle Gäste, die „weite Wege und anstrengende Reisen nicht gescheut haben . . . und ganz besonders herzlich diejenigen, die aus Leipzig und Ostberlin, aus Jena und Weimar, aus Dessau und Dresden den Weg zu uns fanden, und die – das dürfen wir auch hier und heute aussprechen – als unsere Brüder und Schwestern immer lebendig mit uns verbunden sind“.

Dann hielt Herr Professor Böckmann, Heidelberg, seinen Festvortrag über die 1954 neuaufgefundene und von Friedrich Beißner edierte große Hymne 'Friedensfeier', der das wissenschaftliche Programm der Tagung eröffnete. Der Vortrag ist auf den ersten Seiten dieses Jahrbuchs gedruckt.

In der anschließenden Mitgliederversammlung erstattete zunächst der Präsident den Geschäftsbericht, der hier im Wortlaut folgt:

„Ehe ich als Präsident der Gesellschaft über ihre Tätigkeit seit der in vielfacher Weise nachwirkenden Tagung in Bad Homburg im Juni 1954 berichte, darf von mir ein Wort erwartet werden, das Persönliches berührt,

so wenig – dessen bin ich mir wohl bewußt – das Verfallen ins Persönliche dieser Stunde angemessen ist.

Aber ein vom Vertrauen des Vorstandes neu gewählter Präsident der Gesellschaft, der selbst nicht der Forschung, der irgendwie gearteten wissenschaftlichen Bemühung um das Werk des Dichters angehört, muß wohl erklären, weshalb er sich zu diesem Amt berufen fühlen darf.

Gewiß finden wir auch bei anderen Institutionen, etwa in der Geschichte der Goethe-Gesellschaft, als deren Leiter Männer, die nicht aus dem wissenschaftlichen Bereich stammen. Sie waren freilich im öffentlichen Leben Deutschlands und im Bewußtsein vieler so verankert, daß Rechtfertigungsgründe für ihre Wahl nicht gegeben zu werden brauchten. Mit diesen Männern mich zu vergleichen, wäre vermessen; ob die andere Legitimation für dieses Amt hinreichend ist, mag man immerhin bezweifeln:

die nämlich, daß ich seit meiner Jugendzeit im Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium mit Hölderlin und seinem Werk mich verbunden weiß; seit den Tagen, wo ich als Fünfzehnjähriger zusammen mit den Brüdern Stauffenberg, die später in den dunkelsten Tagen für Deutschland das Höchste wagten, bei einer Empedokles-Aufführung unseres Gymnasiums in der bescheidenen Rolle eines der Sklaven zum ersten Mal vom Wort dieses Dichters erfaßt wurde, seit jenen Stunden, wo, von Schulgesprächen ausgehend, ich mich dem 'Hyperion' und den späten Gedichten zuwandte, gefördert von Männern wie Hermann Binder, die mir als Lehrer das Werk erschließen halfen, und austauschenden Gesprächen mit gleichgestimmten Kameraden und Freunden.

Lassen Sie mich davon nicht reden, wie durch mein ganzes bisheriges Leben in guten und festlichen, in dunklen und schweren Tagen das Wort und das Werk Hölderlins mich getragen hat – denn dieses Erleben teile ich vielleicht mit Ihnen allen. Sehen Sie vielmehr in diesem hoffentlich unpathetischen Bekenntnis zum Dichter nichts anderes als meine Verpflichtung, nun, da ich dieses Amt übernommen habe, wenigstens in den Funktionen ein Nachfolger Paul Kluckhohns zu werden, dieser Aufgabe mit Treue, mit den mir möglichen Kräften zu dienen, nicht ausgerüstet mit den Fähigkeiten meines von mir aufs tiefste verehrten Vorgängers, aber bestrebt, in seinem Geist die Arbeit fortzuführen.

So sei mein Erstes, auch an dieser Stelle noch einmal Paul Kluckhohn zu danken für alles, was er uns in vielen, oft sorgenumschatteten Jahren des Lebens unserer Gesellschaft an Weisheit der Entscheidung, Klarheit des Wollens und Würde der Vertretung geschenkt hat. Er hat uns, noch an den Folgen einer Operation leidend, zum heutigen Tage geschrieben

und mich gebeten, seine durch einen Erholungsaufenthalt bedingte Abwesenheit zu entschuldigen und alle hier Versammelten aufrichtig zu grüßen. Wir werden nachher seiner noch besonders gedenken.

Wenn ich nun, bisheriger Übung entsprechend, ein Wort zum Stand unserer Mitglieder sage, so geschieht das mit der wohl immer aufs neue zu stellenden Überlegung, ob gerade dieser Dichter und sein Werk eigentlich einer Gesellschaft bedürfen, einer Organisation in unserm überorganisierten Deutschland, in dem auf den verschiedensten Gebieten die Vereinswut sich austobt mit teils beschämenden, teils komischen Folgen. Man mag wohl versucht sein, zu fragen: Sind nicht die Freunde Hölderlins in einer stillen, unsichtbaren, eben nur durch das Werk und die Person des Dichters verbundenen Gemeinschaft vereint? Hat nicht jeder, woher er kommt, auf seine Weise den Zugang zu Hölderlins Dichtungen gesucht und gefunden, und ist nicht, gefördert durch die Erkenntnisse der Wissenschaft, durch die um das Werk sich bemühenden Deutungen der dazu Berufenen, jeder einzelne in der Lage, sich diese nicht leicht zugängliche Dichtung so zu eigen zu machen, wie er es wünscht?

Die Antwort auf diese Frage scheint mir die Liste unserer Mitglieder zu geben. Wir haben nicht den Ehrgeiz und den Mut, uns mit den größeren Institutionen, etwa der Goethe- oder der Schiller-Gesellschaft oder dem Freien Deutschen Hochstift zu messen. Wir glauben aber darin ihnen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen zu sein, daß sich in dem Kreis der fast tausend Mitglieder vielleicht ausnahmslos Menschen zusammengefunden haben, die wirklich um Hölderlins willen Mitglied der Gesellschaft sind, in der Liebe und Verehrung zum Dichter mit ihm verbunden, in der Hoffnung, aus den Gesprächen im Bereich der Gesellschaft, aus ihren Veranstaltungen und Veröffentlichungen die fördernden Antriebe zu erhalten, die sie suchen. Wer das im vorigen Jahr erschienene erste Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft durchblättert, wird diese Ansicht bestätigt finden; und wir freuen uns, daß wir nun in ihm alle sichtbar vor uns haben, die sich zu Hölderlin bekennen: Oberschüler und Studenten, Männer und Frauen in einsamen Gegenden, andere mit bedeutendem politischem oder geistigem Gewicht, aber alle ohne Unterschied des Berufes, des Lebenskreises verbunden im Bekenntnis zum Dichter. Wir versprechen uns durch dieses Mitgliederverzeichnis noch mehr als bisher das Zusammenhalten oder Zusammenwachsen benachbarter Hölderlinfreunde, wir erhoffen vor allem auch, daß jedes Mitglied beim Durchblättern Namen von solchen vermißt, die eigentlich zu uns gehören; und wir bitten jeden einzelnen, der Geschäftsstelle solche neuen Namen von Menschen zu nennen, die bei uns nicht fehlen dürfen, die oft

nur durch Zufall von der Existenz oder den Aufgaben der Gesellschaft bisher nichts erfahren haben. Diese Art der Werbung scheint – das haben die vergangenen Jahre bestätigt – der beste Weg zu sein: das Suchen nach neuen Mitgliedern durch persönliche Beziehungen, durch das Kundtun der Bestrebungen der Gesellschaft im persönlichen Gespräch.

So zeigt auch der Stand der Mitglieder ein erfreuliches Bild. Gegenüber 84 Austritten (18 Todesfälle und 66 Streichungen, darunter hoffentlich die letzten säumigen Zahler, die durch viele Jahre mit ihrem Beitrag im Rückstand waren) stehen 166 neue Eintritte, so daß wir heute 960 Mitglieder zählen. Wir nähern uns nun der für die Kalkulation unsrer Veröffentlichungen und anderer Aufgaben wichtigen Tausender-Grenze, die freilich keine Grenze nach oben ist[1]. Wir dürfen nicht vergessen, daß in dieser Zahl etwa 80 Mitglieder in der Deutschen Demokratischen Republik enthalten sind, die wegen der Währungsspaltung ihre Beiträge nicht entrichten können und deshalb, bis heute wenigstens, leider unsere Veröffentlichungen nicht erhalten können. Wir haben uns, wie viele von Ihnen wissen, unablässig bemüht, den Kontakt mit diesen uns besonders am Herzen liegenden Mitgliedern aufrechtzuerhalten. Wir hoffen, daß sich in abmeßbarer Zeit eine legale Möglichkeit für die Arbeit der Hölderlin-Gesellschaft auch im andern Teil Deutschlands findet. Daß die Geschäftsstelle jederzeit Werbematerial zur Verfügung stellt, ist wohl bekannt. Es soll hier nur die Bitte angefügt werden, daß auch die Institutionen unsere Absichten unterstützen, die in besonders breiter Weise durch die Wellen des Äthers und die Spalten der Presse dazu berufen sind.

In der Berichtszeit fanden drei Vorstandssitzungen statt: am 19. März 1955 in Tübingen, am 9. Juli 1955 in Bebenhausen und gestern wieder in Tübingen; daneben eine Reihe von Besprechungen im kleinern Kreis, zum Teil zusammen mit den Mitgliedern des Beratenden Ausschusses, besonders auch zur Vorbereitung der Jahresversammlung.

Daß durch das Ausscheiden aus gesundheitlichen Gründen von Professor Kluckhohn die Wahl eines neuen Präsidenten notwendig wurde, haben wir Ihnen in einem Rundschreiben im September vorigen Jahres mitgeteilt. Im besondern bewegte uns die Frage der Gestaltung des Jahrbuchs. Da diese Verhandlungen von im einzelnen hier nicht zu erörternden, zum Teil ganz unerwarteten Schwierigkeiten belastet waren, mußten wir, so sehr wir dies bedauert haben, auf die Herausgabe eines Jahrbuchs 1955 verzichten und dafür einen Doppelband 1955/56 in Aussicht stellen, der Ende dieses Jahres erscheinen wird. Das Jahrbuch wird künftig vom Vorstand herausgegeben. Dieser hat die Herren Dr. habil. Wolfgang Binder und Dr. Alfred Kelletat mit der Redaktion beauftragt.

[1] Inzwischen hat, durch die Werbekraft, die die Jahresversammlung in der Öffentlichkeit ausgestrahlt hat, im Monat September die Zahl der Mitglieder die Tausender-Grenze überstiegen.

Daß wir mit der Jahresgabe 1955, für die wir 13 vorliegende Titel, meist Veröffentlichungen der Hölderlin-Gesellschaft oder des Hölderlin-Archivs, zur Auswahl stellten, viele bisher offengebliebene Wünsche erfüllen konnten, war uns eine Freude, und so haben viele Mitglieder dieses der bisherigen Übung nicht entsprechende Vorgehen keineswegs als schwächeren Ersatz angesehen.

Wir haben heute früh das von dem Bildhauer Ivo Beucker geschaffene Denkmal eingeweiht und danken noch einmal dem Künstler für dieses Werk. Hier dürfen wir berichten, daß am 11. September 1954 die Einweihung des im Erdgeschoß völlig renovierten Hölderlinhauses stattgefunden hat. Wir danken für die sehr verständnisvolle und großzügige Unterstützung der Stadtverwaltung und des Regierungspräsidiums Südwürttemberg-Hohenzollern, das u. a. DM 2000.– aus Mitteln des Werbefunks zur Verfügung gestellt hat. Das Haus konnte bis heute immer würdiger geschmückt werden und lockt immer mehr Besucher an: im Jahr 1955 haben 2400 Menschen den Weg zu dieser Gedächtnisstätte gefunden. Das bescheidene Mobiliar ist im Stil der Zeit gehalten. Die Stadt Tübingen konnte durch eine Spende aus privater Hand einen Hölderlinbrief erwerben; eine kleine Präsenzbibliothek ist im Entstehen, in der den Besuchern vor allem auch die Bände der Großen und Kleinen Stuttgarter Ausgabe – ich darf wohl sagen unserer neuen Hölderlin-Ausgabe – zugänglich sein werden. Der Verlag Kohlhammer, Stuttgart, hat der Gesellschaft am heutigen Tag ein Exemplar der beiden Ausgaben geschenkt, wofür ihm herzlich gedankt sei. Vor wenigen Tagen ist die geglückte Kopie des Hiemerschen Hölderlinbildes eingetroffen, deren Anfertigung das Schiller-Nationalmuseum in Marbach dankenswerterweise gestattet hat. Die Neuordnung des Hauses bot auch die Möglichkeit, die Geschäftsstelle der Gesellschaft dort zu beherbergen mit der günstigen Lage für viele Besucher, mit der Möglichkeit, ihnen die Schriften der Gesellschaft und andere Veröffentlichungen anzubieten und neuen Mitgliedern den Weg in unsere Reihen zu öffnen.

Wenn auch nicht unmittelbar dafür verantwortlich, so darf die Gesellschaft kurz über den Fortgang der Hölderlin-Ausgabe berichten: Professor Beißner hat seine Arbeiten so fördern können, daß am Ende dieses Jahres der 'Hyperion'-Band, der 3. also der großen Ausgabe, und im Frühjahr des nächsten Jahres der entsprechende Band der kleinen

Ausgabe erscheinen werden. Auch der Abschluß des für den Briefband geradezu unentbehrlichen Erläuterungsbandes VI/2 durch Professor Beck ist in Kürze, wie wir hoffen, zu erwarten. Die Arbeiten Professor Beißners für den 4. Band, der den 'Empedokles' und die philosophischen Schriften bringt, sind in rüstigem Fortschreiten. Wenn es auch nicht möglich ist, heute für die noch fehlenden Bände genaue Erscheinungstermine zu nennen, so sehen wir doch, daß das große Editionswerk nun seinem Ende entgegengeht, und wir möchten auch an dieser Stelle allen, die dazu mitgeholfen haben, danken, besonders dem Herausgeber und Hauptediteur Professor Friedrich Beißner.

Die Gesellschaft richtete an folgende Jubilare Glückwünsche: an den ehemaligen Vizepräsidenten und das Mitglied des Beratenden Ausschusses Professor Romano Guardini zu seinem 70. Geburtstag; an unser ältestes Mitglied, Herrn Direktor Karl Emerich Hirt in Innsbruck zum 90. Geburtstag; an den Bildhauer Maximilian Wittmann, München, Schöpfer zahlreicher Hölderlinbüsten und -Plaketten, zum 70. Geburtstag; an Professor Beißner zum 50. Geburtstag.

In den Reihen unserer Toten haben wir Namen zu beklagen, die, wie der schwäbische Schriftsteller Martin Lang, der Tübinger Anglist Professor Dr. Carl August Weber, das langjährige Beiratsmitglied Professor Dr. Peter Goeßler, Professor Emil Kast, Karlsruhe, der Komponist Karl Gerstberger oder der Verleger Helmut Küpper, München, der Gesellschaft besonders nahestanden.

Besonders danken darf ich noch Herrn Professor Herbert Post von der Akademie für das graphische Gewerbe in München, der das Plakat für unsere Tagung und den bibliophilen Druck der 'Friedensfeier' geschaffen hat, den wir jedem Teilnehmer an der Jahresversammlung überreichen. Sodann den Mitgliedern des Vorstandes, ganz besonders Herrn Direktor Dr. Hoffmann, der als stellvertretender Präsident lange Zeit die Verantwortung für die Geschicke der Gesellschaft getragen hat, und Herrn Dr. Kelletat, dem unermüdlich tätigen Geschäftsführer, dessen Frische und Freude manche Schwierigkeiten zu überwinden wußte.

Auf diese Mitteilungen und Hinweise darf ich mich beschränken in der Hoffnung, daß in der Aussprache noch mancherlei Anregungen und Ergänzungen gegeben werden, mit der Bitte an Sie alle, wo Sie stehen und leben unserer Gesellschaft treu zu bleiben, für sie in der Öffentlichkeit oder in der Stille, wie es jedem gegeben ist, zu wirken, in der Hoffnung vor allem, daß wie bisher die Gesellschaft ein festes Band bleibt für alle Freunde Hölderlins, die ihm in Liebe, Verehrung und Dankbarkeit für ihr ganzes Leben verbunden sind."

Im Anschluß an den Bericht des Präsidenten erstattete der Geschäftsführer den Kassenbericht über die Zeit vom 30. 4. 1954 bis 30. 4. 1956. Die finanzielle Lage der Gesellschaft, über die bisher seit dem starken Mitgliederverlust bei der Währungsreform immer noch geklagt werden mußte, hat sich erfreulicherweise gebessert – nicht zuletzt durch bedeutende Spenden von privater Seite wie durch mehrfache Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln. Die Ersparnisse aus der Jahresgabe 1955 werden ungeschmälert dem Doppelband des Jahrbuchs 1955/56 zugute kommen. Die Kassenführung ist von Diplomvolkswirt Unger, Tübingen, geprüft worden; er hat die ordentliche Erfüllung aller Obliegenheiten bestätigt. Der Revisionsbericht lag der Versammlung vor. Sie erteilte dem Vorstand und dem Geschäftsführer die Entlastung.

Anschließend trug der Präsident der Versammlung zwei Vorschläge zu Abänderungen der Satzung vor: 1. soll die Namensänderung der Gesellschaft, die bei der Neugründung im Jahr 1946 auf Grund von Anordnungen der französischen Besatzungsbehörde erfolgen mußte, rückgängig gemacht werden. Die Gesellschaft soll wieder ihren ursprünglichen Namen 'Hölderlin-Gesellschaft' tragen. 2. kann die erläuternde Klammer hinter § 4, 1 gestrichen werden, die inzwischen überflüssig geworden ist. Die Versammlung stimmte beiden Vorschlägen ohne Gegenstimme zu. Danach übermittelte der Präsident der Versammlung den Vorschlag des Vorstandes, Herrn Professor Dr. Paul Kluckhohn, den Begründer der Gesellschaft und ihren Präsidenten in den Jahren 1945–1955, um seiner einmaligen Verdienste in der Geschichte der Hölderlin-Gesellschaft willen zum Ehrenpräsidenten zu ernennen. Die Mitglieder stimmten dem Vorschlag freudig zu, worauf Prof. Kluckhohn telegraphisch Glückwünsche nach Bad Teinach übersandt wurden.

Die offene Aussprache beschäftigte sich besonders mit dem Status unsrer Mitglieder in der DDR. Die offiziellen Bemühungen der Gesellschaft, unsre Arbeit dort, vor allem auch eine Verrechnung der Mitgliedsbeiträge, zu ermöglichen, über die 1954 schon berichtet worden ist, sind leider erfolglos geblieben, soviel förderndes Interesse uns auch drüben entgegengebracht wurde, das in der Versammlung wiederum durch die anwesenden Mitglieder und offiziellen Vertreter aus der DDR zum Ausdruck kam. Die Gesellschaft ihrerseits wird es an keiner Sorge fehlen lassen, auch in Zukunft die wache und gutwillige Verbindung aufrechtzuerhalten und die Ergebnisse ihrer Arbeit jedermann zugänglich machen.

Den Nachmittag füllte das dreistündige offene Gespräch über die Interpretation der 'Friedensfeier' im Pfleghof, über dessen Verlauf in zahl-

reichen Artikeln der Tagespresse (vgl. S. 109) und in diesem Jahrbuch (S. 99–104) berichtet worden ist. – Als so angenehme wie notwendige Erholung schloß sich der liebenswürdige Empfang der Stadt durch Oberbürgermeister Gmelin im Rathaus an, welcher der Gesellschaft den Ruf einer imposanten Weinfreudigkeit eingebracht hat, der sich bis heute in den Gassen Tübingens hält. – Am Abend des reicherfüllten Tages sprach Frau Felicitas Barg Dichtungen Hölderlins, einen selbstgeordneten Diotima-Zyklus. Am Anfang stand eine Auswahl aus dem 'Hyperion', am Ende, mit großer Eindringlichkeit und Kraft vorgetragen, die Elegie 'Menons Klagen um Diotima'.

Am Sonntag fand ein gemeinsamer Ausflug statt. Das erste Ziel war Maulbronn, die berühmte Zisterzienserabtei nördlich des Schwarzwalds, wohin zwei Autobusse die Teilnehmer durch den Schönbuch, über Weilderstadt und durch die blühenden Wiesen des romantischen Würmtals brachten. In Maulbronn führte Herr Ephorus Fausel durch die vielgliedrige kunstreiche Klosteranlage und erläuterte jeden Raum aus seiner Bestimmung für das mönchische Leben, die ihm auch den jeweils besondern Kunstcharakter eingeprägt hat. Ephorus Fausel wies auf die Bedeutung dieses Ortes im schwäbischen Geistesleben hin: nicht nur Hölderlin besuchte hier 1786–88 die Klosterschule, auch im 19. Jahrhundert durchliefen viele später berühmt gewordene Schwaben das Maulbronner Seminar, von denen Hermann Kurz, Georg Herwegh und Hermann Hesse als Beispiel genannt seien. Im Kapitelsaal war vor kurzem bei einer Abendveranstaltung vor den Seminaristen und der Bevölkerung von Maulbronn auch Hölderlins 'Friedensfeier' vorgetragen worden. „Verstande hemmer's net, aber 's isch schee gwä!" lautete das Urteil. – Am Nachmittag gings zum Schiller-Nationalmuseum nach Marbach am Neckar, wo Direktor Dr. Bernhard Zeller die Gäste durch die reiche Schausammlung der Dokumente der schwäbischen Dichtungsgeschichte führte. Eine interessante Sonderausstellung zeigte 'Deutsche Dichtung um 1900' in Handschriften, Drucken und Bildnissen, die zugleich die keineswegs nur auf die engere Heimat begrenzte, sondern gesamtdeutsche Sammeltätigkeit dieses bedeutenden Literaturmuseums bewies, bei der vor allem auch das zeitgenössische Schaffen berücksichtigt wird.

Nach der Heimkehr vereinigte der Abend die Gäste in Tübingen noch in kleinen Kreisen, wobei die Gespräche wohl über den literarischen Anlaß hinausgingen in die größern Sorgen um das Vaterland und die Zeit. Die Dichtung kehrte damit zum Leben zurück, von dem sie ausgegangen und dem zu dienen ihr Sinn ist.

Damit schloß die fünfte Mitgliederversammlung. Der Widerhall in der Presse war außergewöhnlich groß: fast ein halbes Hundert zum Teil prominenter Zeitungen und Zeitschriften zwischen Zürich und Hamburg, Berlin, Wien und Rotterdam brachten mehr oder weniger ausführliche Berichte und Abdrucke über die Diskussion zur 'Friedensfeier', über Beuckers Hölderlin-Denkmal usw. – Der Ort der nächsten Jahresversammlung im Jahr 1958 ist noch nicht bestimmt; erst 1960 wird Tübingen wieder der Tagungsort der Hölderlin-Gesellschaft sein.

Alfred Kelletat

ZUR BEACHTUNG

Das Jahrbuch der Hölderlin-Gesellschaft geht jedem Mitglied nach Erscheinen unaufgefordert zu, falls es seinen Jahresbeitrag gezahlt hat. Dieser beträgt DM 10.–, für korporative Mitglieder DM 20.–, für Studenten DM 5.–.

Der Beitrag für 1957 war am 1. Januar fällig. Wir erbitten seine Einsendung auf eines der Konten der Gesellschaft:

Postscheckamt Stuttgart Nr. 39770, oder
Süddeutsche Bank, Tübingen.

Wir bitten unsere Mitglieder, jede Anschriftenänderung umgehend der Geschäftsstelle der Gesellschaft mitzuteilen: Tübingen, Hölderlinhaus.